Hagiogr. 124
8

Leben

des heiligen

Franz von Sales,

Fürstbischofs von Genf,

Stifters des geistlichen Ordens

Mariä-Heimsuchung.

Aus dem Französischen des Herrn von Marsollier.

Erster Band.

Wien.

Druck und Verlag der Mechitaristen-Congregations-Buchhandlung.

1838.

Ordinariatsbibliothek Passau

SIGIL. ORDINARIATUS EPISCOPAL. PASSAVIENS.

07 NCH 3-1-
Bischöfliche Bibliothek • Passau •
a

Vorwort.

Der heilige Franz von Sales, dessen Lebensgeschichte hier erscheint, gehört zu jenen liebreichen Heiligen, die nicht nur durch ihren Gottseligen Wandel als lebendige Vorbilder für alle künftigen Zeiten in der Kirche Gottes strahlen; sondern er ist auch durch seine freundlichen Schriften, den Seelen, die nach der christlichen Vollkommenheit streben, näher gestellt; und sie erfreuen sich darin auf gewisse Weise seines Umgangs. Denn seine liebevollen Anleitungen, Ermahnungen und Lehren sind wie ein mildes Licht, das die Herzen mit unnachahmlicher Treuherzigkeit anspricht; und sie ziehen um so wirksamer an, als daraus unwidersprechlich hervorgeht, daß er nichts lehrte, das er nicht selbst zuerst geübt hätte. Alles ruht

darin auf heiligen Erfahrungen; und immer spricht sein Mund aus dem Ueberfluß seines edlen, weisen, sanften und seligen Herzens. Dies erhellt anschaulich aus seiner Lebensgeschichte, die gleichsam der Schlüssel zu allen seinen Schriften ist. Wir sehen darin, wie er, dessen ganzes Leben durch Sanftmuth und Liebe verklärt ist, die heldenmüthigsten Tugenden, Arbeiten und Aufopferungen in höchster Vollkommenheit übte; und daß er bei weitem nicht so Vieles von Andern verlangt, als er selbst in seinem von heiliger Gottesliebe flammendem Eifer that.

Dieser große heilige Bischof, den der Herr als ein Licht auf den Leuchter seines Hauses aufgestellt hatte, Allen, die darin wandeln, durch Worte und Beispiele vorzuleuchten, fand — und wie auch hätte dies anders seyn können? — Biographen in großer Anzahl, die alsbald nach seinem Tode sich bemühten, die Hauptmomente seines Lebens zu sammeln und seine Geschichte mit möglichster Treue darzustellen. Diese einzelnen Ereignisse und Umständlichkeiten aber, welche

einzelne Schriftsteller gesammelt hatten, faßte der berühmte Domdechant Marsollier, der kurze Zeit nach ihm lebte, in ein Ganzes zusammen und verfaßte daraus seine ausführliche Lebensgeschichte, die allgemein als die vorzüglichste anerkannt ward, und in der Originalsprache vielfältige Auflagen erlebte; ja auch erst unlängst aufs neue zu Paris erschien. Wir ersehen daraus, wie Gottes besondere Gnade das Herz dieses heiligen Prälaten schon von frühester Kindheit auf leitete und zu einem künftigen Werkzeug seiner Erbarmungen über viele Völker sich bildete; so wie die heilige Treue, mit welcher sein Herz dieser Gnade entsprach. — Nach vielen sehr anziehenden Begebenheiten aus seiner Jugendzeit aber sehen wir dann, mit welchem Hochsinne er Alles verschmähte, was die Welt ihm Glänzendes anbieten konnte; mit wie gewaltigen Hindernissen und Schwierigkeiten er zu kämpfen hatte, dem Dienste Gottes und seiner Kirche sich zu weihen; mit wie großer Kraft und Sanftmuth zugleich er in dem öffentlichen Leben wirkte; mit wie beispiellosem Eifer und Liebe, — die keine

Gefahren scheute, ja nicht selten das Leben selbst auf das Spiel setzte, dem Herrn Seelen zu gewinnen, — er der immer weiter um sich greifenden Häresie sich entgegen stämmte, und allein sechs und siebenzig tausende von der Kirche getrennte Brüder in ihren Schooß zurückführte.

Eben so sehen wir, wie er vom Geiste Gottes angetrieben, den geistlichen Orden von der Heimsuchung Mariä stiftete, der in der ganzen Christenheit, und in den letzten Zeiten sogar in Amerika und Asien sich ausbreitete; und worin sein Geist gleichsam noch jetzt, sowohl zum großen Nutzen als zur Erbauung fortlebt, und als ein unvergängliches Denkmahl seiner freundlichen Sanftmuth und seiner heiligen Gottes- und Nächstenliebe fortbesteht. Endlich sehen wir auch darin, wie er als ein liebevoller Hirt die ihm anvertraute Herde des Herrn mit unermüdlicher Wachsamkeit, rastloser Thätigkeit und unerschöpflicher Liebe leitete, und zugleich als Einer der größten Gottesgelehrten und als ein höchst gebildeter Weltmann an den Höfen der Päpste,

der Könige und großer Fürsten, selbst durch die Verachtung des weltlichen Glanzes und irdischer Größe, die höchste Achtung und Verehrung sich erwarb; — wie seine freundliche Tugend und Sanftmuth aus zahllosen einzelnen Zügen hervorleuchtet; wie er keine Anstrengung, kein Opfer scheute, Allen Alles zu werden, um Alle Christo zu gewinnen; und wie er als ein wahres Opfer der Nächstenliebe lebte und starb.

Der Schilderung der äußerlichen Thaten, der riesenhaften Arbeiten und der glänzenden Tugendwerke des heiligen Bischofs folgt dann eine Abbildung seines Innern, seiner Gedanken, seiner Grundsätze und Ansichten, seiner Seelenführung, seiner Lehre und seines Geistes, aus welchem sein äußerliches Leben und so zahllose heilige Beispiele hervorgingen, die auf die lieblichste Weise zu seiner Nachahmung anziehen. — Uebrigens haben die Verhältnisse der Zeiten und Länder, die in dieser Geschichte sich entfalten, seit jener Zeit sich allerdings gar sehr geändert. Indessen wurde in dem Texte selbst dennoch nichts

geändert, damit der Leser die Dinge immer von ihrem wahren Standpuncte aus sehen und beurtheilen könne; nur wurden, wo es nothwendig war, einige kurze Noten zur Erläuterung beigegeben.

Inhalt des ersten Buches.

Zustand der Kirche bei der Geburt des heiligen Franz von Sales. — Schilderung des Grafen und der Gräfin von Sales, seiner Aeltern. — Erbauliche Umstände bei seiner Erziehung. — Er wird der Studien wegen nach Paris gesandt. — Seine Fortschritte in den Wissenschaften und in der Frömmigkeit. — Er legt das Gelübde beständiger Keuschheit ab, und faßt den Entschluß, in den geistlichen Stand zu treten. — Hierzu bereitet er sich durch einen musterhaften Wandel und durch beständige Andachtsübungen vor. — Von einer furchtbaren Versuchung, welche Gott zu seiner Prüfung zuließ. — Er wird durch die vermittelnde Fürbitte der allerseligsten Jungfrau davon befreit. — Er kehrt, nach Vollendung seiner Studien, in das Schloß Sales zurück; wird von dort nach Padua gesandt, dem Studium der Rechte sich zu ergeben; mit welchen er jedoch das Studium der Gottesgelehrtheit und ins besondere der Polemik unter der Leitung des berühmten Pater Possevin, aus der Gesellschaft Jesu, vereint. — Sonderbare und gefährliche Gelegenheiten; die aber nur dahin wirken, seine Tugend in einem noch helleren Lichte zu zeigen. — Er wird gefährlich krank, und zuletzt gegen Aller Erwartung wieder hergestellt. — Er setzt seine Studien neuerdings fort. — Der berühmte Doctor Pancyrolus stellt ihn der ganzen Universität zu einem Vorbilde der Tugend auf. — Er erhält den Doctorhut und reist nach Rom ab. — Schwere Gefahr, welcher er durch eine besondere Leitung der göttlichen Vorsehung entkommt. — Er besteht auf dem Meere einen wüthenden Sturm. Seine Frömmigkeit und seine Mäßigung bei so großer Gefahr. — Er langt zu Venedig an; von wo aber die Ausschweifungen verkehrter Jünglinge ihn bald vertreiben. — Er kommt auf dem Schlosse Thuile an; wo er den Grafen von Sales, und die Gräfin

seine Mutter, findet. — Schilderung des heiligen Franz von Sales. Seine großen Eigenschaften. — Er besucht den Bischof von Genf, der ihm vorhersagt, er werde einst sein Nachfolger werden. — Sein Herr Vater sendet ihn nach Chambery, daselbst zum Senator ihn aufnehmen zu lassen; und knüpft während seiner Abwesenheit Unterhandlungen wegen einer vortheilhaften Heirath an, die er bei seiner Zurückkunft ihm vorschlägt. — Er widersteht allen dringenden Aufforderungen, die deßfalls an ihn ergehen; und lehnt mit gleicher Festigkeit eine Senatorstelle ab, die der Herzog von Sovoyen ihm antragen läßt. — Er theilt seinem Verwandten seinen Vorsatz mit, dem geistlichen Stande sich zu weihen; ersucht ihn, diesen Entschluß seinen Aeltern mitzutheilen und ihre Einwilligung zu erhalten; die sie jedoch erst nach sehr vielen Schwierigkeiten ihm ertheilen. — Er wird zur ersten Würde in dem Capitel zu Genf erhoben; nimmt aber solche erst nach großem Widerstande in Besitz. — Auf wie erbauliche Weise er sich vorbereitet, die heiligen Weihen zu empfangen; und seine Studien weiter fortzusetzen. — Er verläßt diese Letztern, zur Priesterweihe sich vorzubereiten. — Er hält eine Mission in der Gegend von Annecy. — Liebevolle und uneigennützige Weise, auf welche er dieselbe vollbringt. — Er errichtet eine Bruderschaft zur Unterstützung des Nächsten. — Treffliche Regeln, die er den Mitgliedern derselben vorschreibt. — Er verfaßt das Werk: Die Siegesfahne des Kreuzes; einen calvinischen Wortsdiener zu widerlegen, der die Verehrung des heiligen Kreuzes in der katholischen Kirche tadelte. — Plan und Absicht dieser Abhandlung. — Man dringt abermal in ihn, die Senatorstelle zu Chambery anzunehmen, die der Herzog von Savoyen ihm neuerdings antragen läßt. — Er weist solche zum zweiten Male zurück, um sich nur mit dem Dienste der Kirche zu beschäftigen. — Seine Lebensweise, seine Gesinnungen und Aussprüche über den wahren Charakter des Christenthums.

Das Leben
des
heiligen Franz von Sales,
Fürstbischofs zu Genf,
und Stifters des geistlichen Ordens
Mariä - Heimsuchung.

Erstes Buch.

Der heilige Bischof, dessen Lebensgeschichte ich unter dem Beistande des Himmels beginne, ward zu einer Zeit geboren, wo die Kirche einer solchen Stütze gar sehr bedurfte. Denn von außenher war sie von einem Schwall arger Ketzereien wie belagert; im Innern aber häßlich durch ein Sittenverderbniß entstellt, das in allen Ständen um sich gegriffen hatte. Unwissenheit, Ausschweifungen und Straflosigkeit waren sogar bis in das Heiligthum selbst eingedrungen, und hatten daselbst Verheerungen angerichtet, von welchen die Zeitgenossen und Augenzeugen uns klägliche Schilderungen hinterließen.

Zumal waren Frankreich und die angränzenden Länder zu jener Zeit in einer jammervollen Lage. Allenthalben sah man Aufruhr, Zwietracht, Feuersbrünste, Mordthaten, Entheiligungen; kurz Alles, was nur die, mit der Wuth eines mehr denn gewöhnlichen Bürgerkrieges bewaffnete Gottlosigkeit der Ketzerei anzurichten vermochte. — Aller Orten waren flammende Scheiterhaufen errichtet, in welchen man die Verzierungen der Kirchen, die Schriften der heiligen Väter, welche aus den ältesten Bibliotheken herbeigeholt wurden, priesterliche Gewande, Kreuze, heilige Gefäße, Bilder der Heiligen, ja sogar ihre Reliquien und heiligen Gebeine verbrannte, deren Asche dann in die Flüsse geworfen wurde. Priester wurden den Altären entrissen, in Kerker geworfen und ermordet; diese Altäre selbst aber, welche umgestürzt und unter den Trümmern der Tempel begraben lagen, — die entheiligten Kirchen und die Abschaffung des katholischen Gottesdienstes waren ein schauderhafter Anblick, und erregten Zweifel, ob diese einst von Gott so sehr geliebten Länder noch von Christen bewohnt, oder ob Heiden an ihre Stelle getreten wären *).

Die Tridentinische Kirchenversammlung, die gerade damals abgeschlossen war **), hatte bis dahin so vielen Gräueln sich beinahe vergeblich widersetzt. Die Heilmittel, die sie gegen so schwere Uebel vorgeschrie-

*) Acta Concil - Trid. Lovan 1567.

**) J. J. 1563.

ben, hatten an vielen Orten dieselben nur noch mehr gereizt; und die Feuersbrunst hatte durch die Vorsichtsmaßregeln selbst, die solche hätten auslöschen sollen, neue Kraft gewonnen. Ihr Ansehen ward von den Einen verschmäht, von Andern nicht sonderlich geachtet; wozu auch noch die Schwäche oder die Nachlässigkeit Derjenigen kam, die den Beschlüssen derselben hätten Achtung und Aufnahme verschaffen sollen; dies Alles schien vereint dahin zu wirken, das Uebel zu verewigen.

Doch die göttliche Weisheit, die selbst dem Meere Gränzen setzte, und je zuweilen es zuläßt, daß die Gottlosigkeit herrsche, nm sie dann um so auffallender zu stürzen, hielt endlich den Strom so großer Drangsale an. Mälig und mälig gelangte die Religion wieder zu ihrem Glanze; und der heilige Glaube begann, neuerdings in alle seine Rechte einzutreten. Mit der Frömmigkeit kehrten Unschuld und Sittenreinheit abermal zurück; und zu nicht geringem Ruhme gereicht es dem heiligen Franz von Sales, daß er Eines der vorzüglichsten Werkzeuge war, welche die Vorsehung sich erwählte, so viele Wunder zu wirken.

In dieser Absicht verlieh sie ihm, — damit es an keiner der Eigenschaften ihm gebräche, die zur Ausführung ihrer Absichten wirken könnten, — eine erlauchte Geburt; und stützte solche durch alle körperlichen und geistigen Eigenschaften, die geeignet waren, den Glanz derselben zu erhöhen. Er sollte nämlich aus einem Hause hervorgehen, in wel-

chem die Frömmigkeit erblich schien; und von wahrhaft christlichen Aeltern abstammen, die mit besonderer Sorgfalt darüber wachten, in der Reinheit seiner Taufe ihn zu erhalten. Damit die Verderbtheit der Welt nicht etwa seiner Seele irgend eine Mackel einprägte, flößten sie ihm frühzeitig einen heiligen Abscheu vor der Welt ein; und er hatte auch dieselbe kaum kennen gelernt, als er sie auch schon verachtete und auf eine Weise mit ihr brach, die keine Rückkehr mehr zuließ. Ob auch der älteste Sohn seines erlauchten Hauses, trat er dennoch, sobald es ihm nur möglich ward, in den geistlichen Stand; und es ward bald ersichtlich, daß er diesen heiligen Stand nicht darum gewählt hatte, damit er darin ein müssiges und bequemes Leben führte. Lange Zeit hindurch ergab er sich den beschwerlichsten Amtspflichten des heiligen Dienstes; und hätte man ihn angehört, so hätte er sein ganzes Leben in Arbeiten zugebracht, ohne irgend auf die Würden Anspruch zu machen, welche die zeitliche Belohnung derselben seyn sollten.

Gott indessen ließ es an dem Opfer seines Herzens sich genügen, und erhob ihn wider seinen Willen auf den bischöflichen Stuhl der Genfer Kirche. Dies aber geschah nicht nur, ein einzelnes Bisthum zu erleuchten; Frankreich, Italien, Savoyen sollten Zeugen und Gegenstände seines Eifers und seiner Tugenden seyn; auch ging er dabei mit so großer Tüchtigkeit, Weisheit und Festigkeit vor, daß er von den Bischöfen, und selbst von den Cardinälen,

Fürsten und Päpsten fortwährend hoch verehrt, und was allerdings denkwürdig ist, sogar von den Häretikern, deren Geißel er war, geehrt und geachtet wurde.

Franz von Sales erblickte das Licht der Welt am 21. August des Jahres 1567 im Schlosse Sales; seine Aeltern gehörten den edelsten und ältesten Häusern Savoyens an. Es regierte zu jener Zeit der heilige Papst Pius V. die Kirche; in Frankreich herrschte Carl IX., in Savoyen aber der Herzog Emmanuel Philibert, Vater Carl Emmanuels, der wegen seiner Streitigkeiten mit Frankreich bekannt ist. — Der Vater unsres Heiligen war Franz, Graf von Sales; seine Mutter Franzisca von Sionas; beide durch gleich edle Geburt, doch mehr noch durch ihre Tugend und ihre Frömmigkeit ausgezeichnet, zu welcher sie öffentlich sich bekannten. Die Rechtschaffenheit des Grafen von Sales war der ersten Zeiten des Christenthums würdig; seine Gewissenhaftigkeit ging bis ins Aengstliche; von der Pünctlichkeit, mit welcher er alle Pflichten des Christenthums erfüllte, sah man wenig Beispiele; der Geradsinn seines Herzens stand hoch über aller Verderbtheit seiner Zeit; und sein Eifer für den katholischen Glauben war um so lobwürdiger, als der Calvinismus, der gerade damals im Entstehen war, und zu Genf wie in seinem Mittelpuncte sich festgesetzt hatte, als eine bequeme Secte und als die Religion der schönen Geister angesehen ward. Seine Gemahlin vereinte mit diesen nämlichen Eigenschaften noch eine zarte

und gefühlvolle Frömmigkeit, eine strenge Keuschheit, eine wunderseltene Sittsamkeit und eine besondere Liebe zur stillen Zurückgezogenheit.

Unter so vielen Tugenden aber, durch welche sie die Liebe Gottes und der Menschen sich erwarben, überglänzte vorzüglich Eine die übrigen alle, und zog dieser heiligen Familie alle Segnungen zu, die Gott seitdem über dieselbe ergoß; dies war ihre ganz besondere Neigung, Almosen zu spenden. Um die Wette eiferten Beide mit einander, jene Ermahnung der heiligen Schrift zu vollbringen, die Allen, zumal aber Solchen, die in der Welt und im Ehestande leben, so heilsam und so nothwendig ist: „Gib Almosen von deinem Gute, und wende dein Angesicht nicht ab von dem Armen, damit nicht das Angesicht des Herrn von dir abgewendet werde. Hast du viel, so gib reichlich; hast du wenig, so sei beflissen, auch das Wenige gern mitzutheilen." (Tob. 4.)

Erstreckte sich aber auch ihre Nächstenliebe überhaupt auf alle Armen, so ließen sie es dennoch sich ins besondere angelegen seyn, die Katholiken zu unterstützen, die von den Häretikern von Haus und Hof vertrieben wurden; und die lieber Alles hatten verlieren, als von der Treue abweichen wollen, die sie Gott und seiner heiligen Kirche schuldig waren. Sie beschränkten sich nicht darauf, ihnen gerade nur das Nothwendige zu verabreichen; ihr Mitleid ging so weit, daß sie ihnen sogar Bequemlichkeiten des Lebens verschafften. Die Nachbarschaft von Genf und den Schweitzerländern führte ihnen so vielfälti-

ge Gelegenheiten zu, derlei Werke der Nächstenliebe zu thun, daß eine minder feste Frömmigkeit sich hätte abschrecken lassen; die ihrige jedoch bestand jede Probe; und Gott belohnte sie dafür durch das Geschenk eines Sohnes, den man wirklich die Frucht ihrer Nächstenliebe nennen kann.

Während die Gräfin Sales in den ersten Monaten ihrer Schwangerschaft ging, begab es sich, daß die Herzogin von Nemours, die in ihrer ersten Ehe den Herzog von Guise zum Gemahl hatte, in Begleitung der Cardinäle von Lothringen und von Guise, und einer großen Anzahl Herren und Damen des französischen Hofes nach Annecy kamen. Diese Prinzessin ward allenthalben mit großen Ehren empfangen, nicht nur weil sie eine Tochter des Herzogs Hercules von Ferrara und der Renata von Frankreich war; sondern auch, weil sie in zweiter Ehe mit Jacob von Savoyen, Herzog von Nemours und des Genfer Gebietes, war vermählt worden, dessen Hauptstadt Annecy ist. Der Rang, den die Gräfin in ihrer Provinz behauptete, machte es ihr zur Pflicht, sich dahin zu begeben, der Fürstin die Aufwartung zu machen. Sie war einzig bedacht, diese Pflicht zu erfüllen, als man das heilige Schweißtuch von Chambery nach Annecy brachte; denn auf die Bitte der Herzogin und der beiden Cardinäle hatte der regierende Herzog von Savoyen diese Uebertragung gestattet. Bei dem Anblick dieses noch immer blutigen Erinnerungszeichen der göttlichen Liebe gegen die Menschen fühlte die Gräfin Sa-

les von einem Zartgefühl der Andacht sich durchdrungen, das sie bis dahin niemals empfunden hatte. Nach dem Beispiel der frommen Anna, Mutter des Propheten Samuel, ergoß sie hier ihr Herz vor dem Herrn; opferte Ihm das Kind, das sie unter dem Herzen trug, und flehte zu Ihm, der Vater desselben zu seyn; es vor der Verderbniß der Welt zu bewahren, und ihr lieber die Freude und den Vorzug zu entziehen, Mutter zu werden, als es zuzulassen, daß sie ein Kind zur Welt brächte, das die Gnade der Taufe verlöre und so unglückselig würde, mit der Zeit sein Feind zu werden.

Dieß so eifrige Gebet fand Erhörung bei dem Allerhöchsten; Er ergoß über ihre Leibesfrucht jene Fülle der Gnaden und Segnungen, die ihren Sohn zu der erhabenen Heiligkeit führten, deren Früchte im Verlauf dieser Geschichte sich entfalten werden.

Die Gräfin kehrte nach Hause zurück voll heiligen Vertrauens, daß Gott das Opfer angenommen habe, das sie mit ihrem Kinde Ihm dargebracht hatte. Sie betrachtete nun dasselbe als ein heiliges Pfand, das ihr wäre anvertraut worden, und über welches sie würde Rechenschaft geben müssen. Kurze Zeit nach ihrer Rückkehr kam das Kind zur Welt. Es empfing die heilige Taufe in der Kirche zu Thorens, und erhielt nach dem Namen seines Vaters, seiner Mutter und seines Taufpathen den Namen Franciscus. Da er, wie große Sorge immer die Mutter getragen hatte, ja nichts zu thun, das ihrer Frucht hätte nachtheilig seyn können, dennoch

im siebenten Monat geboren war, war er ungemein schwächlich; man erzog ihn nur mit vieler Mühe; und mehr als einmal verzweifelten die Aerzte an seinem Aufkommen.

Indessen entging er dennoch den Gefahren der ersten Kindheit; ja er ward gegen aller Erwartung, groß und stark. In dem Maße als seine Gesichtszüge sich ausbildeten, nahm man an ihm eine so große Schönheit und Sanftmuth wahr, daß man ihn nicht ansehen konnte, ohne ihn lieb zu gewinnen. Dies so vortheilhafte Aeußere war von der trefflichsten Gemüthsart begleitet, die man jemals sah. Er war freundlich, seinen Aeltern und Lehrern in Gehorsam ergeben und von jener ehrbaren Schamhaftigkeit durchdrungen, die so nothwendig ist, eine Seele vor den ersten Anfällen des Lasters zu schützen.

Die Gräfin, die ihre ganze Sorgfalt auf seine Erziehung verwendete, verlor ihn nie aus den Augen; und ließ keine Gelegenheit entfliehen, ihn frühzeitig zur Tugend zu bilden. Sie selbst nahm ihn in die Kirche mit, und flößte ihm tiefe Ehrfurcht für die heilige Stätte, für das Gebet, die Belehrungen und alle Andachtsübungen ein, die darin verrichtet werden. Sie wollte sogar, daß er sie begleitete, wenn sie die Armen besuchte, und daß er die geringen Dienste ihnen erwiese, deren er fähig war, und ihre Almosen ihnen spendete. Sie selbst auch las ihm aus dem Leben der Heiligen vor, und begleitete diese Lesung mit Bemerkungen, die der Fassungskraft seines Alters angemessen waren. Also bildete diese fromme

und liebreiche Mutter ihn allmälig zu den Uebungen der Frömmigkeit und der Nächstenliebe. Sie sprach zu ihm durch ihre Werke, und gewöhnte ihn zum Guten dadurch, daß er sie das Gute thun sah.

Es entsprach aber das heilige Kind nicht nur der Sorgfalt seiner tugendhaften Mutter; sondern es übertraf auch bei weitem, was sie von ihm erwarten konnte. Es hörte die heilige Messe und wartete dem Gebet mit einer innerlichen Sammlung und Andacht ab, die sein Alter weit überstiegen. Sein ganzes Vergnügen bestand darin, kleine Altäre zu verzieren und die Ceremonien der Kirche darzustellen. Sittsamkeit und Aufrichtigkeit herrschte in allen seinen Handlungen und Reden; und beging er irgend einen jener kleinen Fehler, die Kindern so gewöhnlich sind, so wollte er lieber Strafe dafür erleiden, als der Strafe durch eine Lüge entkommen. Schon damals war seine Nächstenliebe wunderbar. Er begnügte sich nicht damit, alle kleinen Aufträge genau auszurichten, die seine Mutter zur Unterstützung der Armen ihm übergab; er bat für sie bei allen seinen Verwandten, gab ihnen großmüthig Alles hin was er für sich selbst bekam; und hatte er kein anderes Mittel ihnen beizustehen, so entzog er sich sogar einen Theil seiner Nahrung, solche ihnen zu bringen.

Hätte man der Gräfin, seiner Mutter, Gehör gegeben, so hätte sie dies heilige Kind nie aus den Augen verloren; sie hätte in ihr Schloß Männer kommen lassen, die im Stande gewesen wären, die menschlichen Wissenschaften es zu lehren; und hätte

gern eingewilligt, daß ihr Sohn minder gelehrt wäre, wofern er nur nicht minder tugendhaft würde. Sie fürchtete die Ausschweifungen und das Verderbniß der Collegien; und ihr Wunsch wäre gewesen, daß man wenigstens der Frömmigkeit Zeit ließe, tiefere Wurzeln in seinem Herzen zu greifen. Doch der Graf, ihr Gemahl, der etwas menschlichere Ansichten über die Erziehung seines Sohnes hatte, und überzeugt war, daß gegenseitiger Wetteifer nicht wenig beiträgt, die Fortschritte der Kinder in den Wissenschaften zu fördern, wollte durchaus, daß er auf das Collegium ginge; er ward also in seinem sechsten Lebensjahre nach Rocheville, und bald hierauf nach Annecy gesandt, das nur drei starke Stunden von dem Schlosse Sales entfernt liegt.

Die Fortschritte, die er in den Wissenschaften machte, entsprachen den Fortschritten, die er in der Frömmigkeit gethan hatte; er vergaß nichts dessen, was er unter der Zucht seiner tugendhaften Mutter erlernt hatte; und wußte in kurzer Zeit Alles, was seine Meister im Stande waren, ihn zu lehren. Schon damals bemerkte man an ihm ein gründliches Urtheil, ein vortreffliches Gedächtniß, große Anlagen zur Beredsamkeit, einen besondern Geschmack in der Auswahl guter Autoren, und alle jene seltenen Eigenschaften, wodurch er in der Folge Einer der gelehrtesten, so wie nicht minder Einer der heiligsten Prälaten der Kirche wurde. So treffliche, und überdies von anhaltender Arbeit und von einem Fleiße unterstützte Anlagen, der geeignet war, sogar ein

Genie zu unterstützen, das mit geringeren Fähigkeiten für die Wissenschaften wäre begabt gewesen, brachten den Grafen Sales auf den Gedanken, er verlöre nur seine Zeit zu Annecy, und bewogen ihn zu dem Entschlusse, zur Vollendung seiner Studien ihn nach Paris in das Collegium von Navarra zu senden, wo manche adelige Herren aus seiner Bekanntschaft eine sehr gute Erziehung erhalten hatten. Diesen Entschluß theilte er der Gräfin, seiner Gemahlin mit; doch konnte er ihre Einwilligung nur unter der Bedingniß erlangen, daß ihr Sohn vor seiner Abreise nach Paris noch einige Monate bei ihr zubrächte. Ihre Absicht war, ihn vollends in der Tugend zu kräftigen, und wider die Gefahren zu bewaffnen, welchen er in dieser Hauptstadt würde ausgesetzt seyn, worin so große Ausschweifungen herrschen; und so viele liederliche Jünglinge unter einander nur Mittel suchen, sich zeitlich und ewig zu Grunde zu richten.

Als Franz zu Annecy zurück war, erfuhr er, der Bischof von Bagnerry würde zu Clermont im Genferlande die heiligen Weihen ertheilen. Da ersuchte er den Grafen, seinen Vater, um die Erlaubniß, sich dahin zu begeben, um die Tonsur zu erhalten. Dieser Vorschlag wollte dem Grafen nicht gefallen. Die Neigung, die er in seinem Sohne für die Andacht sah, erweckte in ihm die Furcht, er möchte am Ende den Entschluß fassen, in irgend ein Kloster zu treten, oder dem geistlichen Stande sich zu weihen. Da er der älteste Sohn, dazu auch sehr wohl gestaltet war, viel Verstand hatte und große Anlagen zeigte, Einer

der gelehrtesten Männer seines Jahrhunderts zu werden, stimmte eine solche Absicht nicht zu den Planen, die er mit ihm vorhatte, und zerstörte seine Entwürfe, ihn in der Welt auf eine Weise zu versorgen, die seiner Geburt und seinen persönlichen Eigenschaften entsprächen. Da er jedoch so große Gottesfurcht als Klugheit besaß, befürchtete er einerseits, eine abschlägige Antwort dürfte seinen Sohn auf Gedanken bringen, die er vielleicht nicht hegte; und weil der Geist des Menschen überhaupt ein Feind des Zwanges ist, möchte er sich um so leidenschaftlicher zu dem geistlichen Stande neigen, als man dieser Neigung sich gewaltsamer widersetzte. Auch glaubte er andererseits, man würde, wofern es der Wille Gottes wäre, daß sein Sohn die Welt verließe, der Ausführung seiner Absichten sich vergeblich widersetzen. Aus diesen Gründen also bewilligte er ihm die Erlaubniß, um die er ihn gebeten hatte; und Franz erhielt die Tonsur in der Quatemberzeit des Monats September im Jahre tausend fünf hundert acht und siebenzig.

Bei seiner Rückkehr von Clermont erfuhr er von der Gräfin, seiner Mutter, man hege die Absicht, ihn in das Collegium von Navarra nach Paris zu senden, daß er daselbst seine Studien vollendete. Er antwortete ihr, nie zwar würde er einen andern als ihren und seines Vaters Willen haben; indessen bitte er sie inständig, an diesem Plane Einiges ändern zu wollen, und von seinem Vater zu erwirken, daß man, statt in das Collegium von Navarra, in jenes Colle-

gium ihn senden möchte, das die Väter der Gesellschaft Jesu seit einiger Zeit zu Paris errichtet hätten. Er fügte noch bei, es sei ihr selbst besser als ihm der große Ruf bekannt, in welchem diese Väter ständen, die Jugend so trefflich in der Frömmigkeit als in den Wissenschaften zu bilden; er zweifle zwar nicht, daß man dies wohl auch in den übrigen Collegien der Pariser Universität thue; doch fühle er mehr Neigung zu den Jesuiten, und dieser Hang selbst könnte dazu beitragen, seine Fortschritte in den Wissenschaften zu fördern; im Grunde aber sollte es wohl dem Grafen, seinem Vater, einerlei seyn, ob er in dem Collegium von Navarra oder im Collegium der Jesuiten studiere. — Ob auch der junge Graf Sales (dies war der Name, den er von jetzt an führte) nicht mehr als eilf Jahre zählte, war er dennoch damals schon der Bemerkungen fähig, die so eben angeführt wurden; und die Verfasser seiner Lebensgeschichte erzählen solche beinahe in den nämlichen Ausdrücken.

Die Tugend der Gräfin Sales war zu groß, als daß sie diese Gründe ihres Sohnes nicht hätte fühlen müssen. Sie besprach sich darüber mit dem Grafen; der Plan ward abgeändert, und es ward der Entschluß gefaßt, ihn in das Collegium der Jesuiten zu senden. Indeß man aber Vorkehrungen zur Reise traf und einen Hofmeister für ihn suchte, verlor die Gräfin keinen Augenblick. Sie war um so mehr beschäftiget, ihren Sohn zu bilden, als sie im Begriff stand, ihn auf lange Zeit zu verlieren. Oft wiederholte sie ihm jene Worte, welche die königliche Mutter des

heiligen Ludwig zu ihm zu sprechen pflegte: „Gott ist mein Zeuge, wie sehr ich, mein Sohn, dich liebe; indessen möchte ich dich lieber todt vor meinen Augen sehen, als erfahren, du habest eine Todsünde begangen!“ — Ganz besonders war sie beflissen, eine zarte und vertrauensvolle Liebe zu Gott ihm einzuflößen; und sie gewöhnte ihn daran, Gott als seinen wahren Vater zu betrachten. „Was immer man sagen mag, sprach sie zu ihm, nicht ich habe das Leben dir gegeben. Ich bin deine Mutter nur, weil es Gott gefällig war, meiner sich zu bedienen, dich in diese Welt zu setzen. Freilich bist du in meinem Schooße gebildet worden; allein nicht ich habe diese Glieder, noch auch das Blut, das in deinen Adern fließt, noch die Lebensgeister dir gegeben, kraft welcher du dich bewegest; noch weit weniger aber diese geistige und unsterbliche Seele, wodurch du einer ewigen Glückseligkeit fähig bist. Gott, mein Sohn, hat dich zu dem gemacht was du bist; Er ist's, der dich erhält; und von Ihm mußt du Alles erwarten.“

Alles was ihr unter die Augen kam, gab ihr Veranlassung, seinem Gemüthe heilige Wahrheiten einzuprägen. Begegnete sie irgend einem Armen, so sagte sie ihm, derselbe sei, so wie er ihn da sehe, sein Bruder; und eben so gut berechtiget als er selbst, Gott seinen Vater zu nennen. Glück und Vermögen zwar hätten einen gewissen Unterschied zwischen sie gesetzt; die Natur jedoch und die Gnade wüßten nichts von diesem Unterschiede; in dieser Beziehung seien alle Menschen gleich; dessen müsse er beständig

eingedenk seyn; und sich ja hüten, armen Menschen, die niedriger gestellt seien als er, mit Verachtung und Härte zu begegnen.

Erging sie sich zuweilen auf Fluren und Feldern, so richtete sie seine Aufmerksamkeit auf die Leute, die das Getreide aussäeten, und das Ackerland bestellten. „Man glaubt, sprach sie dann zu ihm, es seien diese Ackerleute, die uns ernähren. Indessen mögen sie thun was immer sie wollen, so reicht etwas zu viel Regen, etwas zu viel trockenes Wetter hin, Alles zu verderben. Mehr bedarf es nicht, allenthalben Hungersnoth zu verbreiten, und uns dahin zu bringen, daß wir Hungers sterben. Aber dieser Regen, diese gemäßigte Hitze, diese Zeit, die geeignet ist, die Saat zur Reife zu bringen, hängen von Gott allein ab; und die Menschen vermögen es nicht, das Geringste dabei zu thun."

Durch solche und ähnliche, so oft wiederholte Grundsätze bildete sie das junge Herz ihres Sohn s zu einer zarten Gottesliebe, und zu thätigem Mitleid und Eifer für den Nächsten. Wir werden in der Folge dieser Geschichte die Früchte sehen, welche diese heilige Aussaat zu ihrer Zeit hervorbrachte. Seinerseits unterstützte der Graf von Sales die Belehrungen seiner Gemahlin durch seine eigenen; mit dem Unterschiede jedoch, daß er mehr dahin beflissen war, seinen Sohn zu einem schätzbaren Weltmanne zu bilden; da hingegen die Gräfin nur bedacht schien, ihn zu einem guten Christen zu erziehen. Beide indessen erreichten ihre Absicht, und erlebten die Freude, ihren

Sohn bei Gott und den Menschen beliebt zu sehen. Als die Zeit seiner Abreise erschienen war, reiste er unter der Leitung des Herrn Johannes Deage, eines eben so gewandten als klugen Priesters nach Paris ab; er erhielt den Vorzug vor einem weltlichen Hofmeister, theils weil dies die Sitte jener Zeit war; theils aber und besonders durch die Wahl der Gräfin, welche erachtete, schon sein Charakter müsse ihn verpflichten, ihrem Sohn mit bessern Beispielen vorzugehen, und mit mehr Sorgfalt über sein Betragen zu wachen.

Frankreich war damals (i. J. 1578) in dem jammervollsten Zustande, worin dasselbe vom Ursprung der Monarchie an sich befunden hatte. Noch dauerte der Bürger- und Religionskrieg, der dasselbe unter den vorhergehenden Regierungen Franz II. und Carls IV. verheert hatte, mit derselben Wuth unter der Regierung Heinrichs III. fort. Vier katholische Heere, die eben so vielen hugenottischen Heeren gegenüber standen, hatten so eben die schönen Provinzen desselben verwüstet. Die Ligue, die kaum zu Stande gekommen war, drohte dem Lande als eine dritte Partei, die dem besondern Vortheile des Königs sowohl als den Vortheilen der Monarchie auf gleiche Weise wiederstrebte. Städte, die eingenommen und abermal zurückgewonnen, geplündert und halb zerstreut wurden; — umgestürzte Tempel; — die uralte, aus dem einen Theile des Königreiches verbannte, in dem andern schlecht befestigte Religion; — Zwietracht und Uneinigkeiten,

die in allen Theilen des Staates, ja oft in dem Schooße Einer und derselben Familie herrschten; — Unterthanen, die wider ihren Fürsten sich empört hatten; — das Ansehen dieses Fürsten, das von eben so vielen Tyrannen unrechtmäßig an sich gerissen wurde als es einzelne Herren in den Provinzen gab; — die Volksregierung, die nahe daran war, das Uebergewicht zu gewinnen und die Monarchie umzustürzen; — der Fürst selbst, der, von dem Gewichte seiner eigenen Weichlichkeit erdrückt, und einer kleinen Anzahl unwürdiger Günstlinge preisgegeben, sich selbst so unähnlich geworden und gleichsam in einen andern Menschen umgewandelt war, den ein Theil seiner Unterthanen haßte, der andere verachtete; — die mit Füßen getretenen Gesetze; — die Gerechtigkeit, die ohne Gewalt und Ansehen im Staube lag; — die Gottlosigkeit, Gotteslästerung, Gleichgültigkeit gegen die Religion, die von dem Hofe, wie von ihrem Quell ausgehend, in alle Theile der Monarchie sich ergossen: dies alles waren eben so viele schreckliche Merkmahle des Zornes eines, gerechter Weise zürnenden Gottes, der Frankreich mit dem Gräuel einer letzten Verwüstung bedrohte. Dies war der Zustand des Königreiches, als der junge Graf Sales das erste Mal dahin kam. Da jedoch die Ketzerei ungefähr die nämlichen Verheerungen in jenem Theile Savoyens angerichtet hatte, worin er geboren war, ward er bei dem Anblick dieses gräulichen Schauspieles nicht so sehr überrascht, als wenn dieselbe ganz neu für ihn gewe-

sen wäre. Sein Hofmeister, der keine Gelegenheit versäumte, ihn zu belehren, und der über den kläglichen Zustand bestürzt ward, in welchem damals das blühendste Königreich der Christenheit sich befand, machte ihn auf die große Wahrheit aufmerksam, daß Frömmigkeit und Gerechtigkeit die ständigsten Grundfesten der Staaten und die festesten Stützen der Herrscherreiche sind; und wie gefährlich es ist, die Religion zu beeinträchtigen; der Vernunft und den Sinnen zu viel einzuräumen; und die Bande der Gemeinschaft mit Gott und den Menschen zu brechen; da man solche niemals bricht, ohne zugleich die Bande der bürgerlichen Gesellschaft zu brechen. Unter solchen Betrachtungen, welche die neuen Gegenstände, die ihnen beständig vor die Augen traten, sie oftmals zu erneuern nöthigten, gelangten sie endlich nach Paris.

Sie waren kaum in dieser Hauptstadt angelangt, als der junge Graf Sales sogleich das Verlangen äußerte, in das Collegium der Jesuiten geführt zu werden. Er ward daselbst mit jener günstigen Meinung aufgenommen, mit welcher man allenthalben für ihn eingenommen ward. Man hielt ihn für fähig in die Rhetorik einzutreten; und wirklich auch that er in den zwei Jahren, während welcher er diesem Studium oblag, so große Fortschritte, daß er Einer der beredsamsten Männer seines Jahrhunderts ward. Mit gleichem Erfolg ergab er sich auch dem Studium der Philosophie. Da er vortrefflichen Verstand hatte und keine Zeit verlor, fand er dersel-

ben genugsam, mit diesem Studium auch noch jenes der scholastischen Theologie zu vereinigen. Sein Hofmeister, der dieser Wissenschaft sich ergab, veranlaßte ihn gleichsam dazu; er benützte die Schriften, die derselbe in der Schule der Sorbonne erhielt, wohnte mit ihm der Vertheidigung der Thesen bei; oft auch hielten sie Disputationen unter einander, so wie nicht minder mit den Theologen, welche zum Besuch zu ihnen kamen; und er erlangte zuletzt eine solche Gewandtheit darin, als hätte er sich ausschließend auf diese Wissenschaft verlegt, deren feine Spitzfindigkeiten mehr als genügend sind, den ganzen Menschen zu beschäftigen.

Als er das Studium der Philosophie beendet hatte, brachte sein Hofmeister, auf ausdrücklichen Befehl des Grafen Sales, ihn in die Akademie, woselbst er reiten, fechten, tanzen und überhaupt Alles lernen mußte, was einem Cavalier seines Standes angemessen war. Der junge Graf, der längst beschlossen hatte, in den geistlichen Stand zu treten, ergab diesen Uebungen sich nur mit Widerwillen; da er allerdings erachtete, sie würden ihm in der Folge zu keinem Nutzen gereichen; weil er es sich jedoch zu einem unverbrüchlichen Gesetze gemacht hatte, dem Willen seiner Aeltern nachzukommen, brachte er es auch darin weit, und erlangte dadurch jene freie Bewegung und Ungezwungenheit, die er seit jener Zeit, ungeachtet seiner Sittsamkeit und seines einfachen Wesens, immer beibehielt.

Indessen ergab er sich diesen Uebungen eigentlich nur zur Unterhaltung; und vervollkommnete sich immer mehr in seinen ersten Studien. Ja, er beschränkte sich nicht hierauf; sondern er erlernte auch die hebräische und griechische Sprache und die eigentliche Theologie unter Genebrard und dem Pater Maldonat, Priester der Gesellschaft Jesu, welche damals beide mit glänzendem Rufe zu Paris lehrten. Unter diesen Beschäftigungen verflossen sechs volle Jahre; und Franz gelangte dadurch zu jener ausgezeichneten Fähigkeit, die man vielleicht nicht genugsam an ihm schätzte, weil seine tiefe Demuth ihn verhielt, solche vor den Augen der Menschen zu verbergen. Indessen werde ich in dieser Geschichte so unbestreitbare Beweise derselben geben, daß man nothgedrungen seyn wird, zu bekennen, er sei nicht nur Einer der heiligsten, sondern auch der gelehrtesten Prälaten seines Jahrhunderts gewesen.

Diese Studien jedoch, von welchen so eben die Rede war, waren nicht seine einzige, ja nicht einmal seine vorzüglichste Beschäftigung. Er verwendete einen bedeutenden Theil seiner Zeit auf Andachtsübungen. Dies war sein Hauptgeschäft. Er wußte, daß die wahre Frömmigkeit nie etwas verdorben hat; und daß die Zeit, die man damit zubringt, Gott zu dienen, reichlich durch den Segen belohnt wird, den Er über Alles ergießt, was man zu seiner Ehre unternimmt. Dies war das einzige Ziel, das der junge Graf bei allen seinen Handlungen sich vorsetzte. — Sobald er zu Paris angekommen war, begab er sich

unter die Leitung eines erfahrenen geistlichen Führers; ihm schenkte er sein ganzes Vertrauen, und that nichts von Bedeutung, ohne früher sich Rathes bei ihm zu erholen. Nicht unbewußt war es ihm, daß, wenn es eines Führers bei der Reise durch ein unbekann= Land bedarf, dies um so nothwendiger ist, wenn man sich auf den Weg zum Himmel begibt; daß die= ser Weg ohne Vergleich schwieriger zu wandeln ist; daß darauf Hindernisse vorkommen; und daß wir in uns selbst einen Quell von Verirrungen tragen, vor welchen es keine leichte Aufgabe ist, sich zu hüten. Auf seinen Rath ergab er sich dem fleißigen Lesen der heiligen Schrift; dieß war seine süßeste Wonne; und bloß in der Absicht tiefer in dieselbe einzudrin= gen, verlegte er sich mit unglaublicher Anstrengung auf die Erlernung der hebräischen Sprache, die in der That kaum zu einem andern Gebrauche als zum Verständnisse dieses göttlichen Buches verwendbar ist. Mit dieser Lesung vereinte er noch die des geist= lichen Kampfes. Auch wohnte er den Predigten flei= ßig bei, und suchte den Umgang mit tugendhaften Männern. Besonders fand er Gefallen an der Gesell= schaft des Paters Angelus Joyeuse; *) der hinwie=

*) P. Angelus Joyeuse, ein Sohn des berühmten Herzogs dieses Namens, königlichem Geblüte entsprossen, trat in den Franziscaner=Orden, wo er ein sehr frommes und abgetödtetes Leben führte. Indessen mußte er auf das Drängen seiner erlauchten Familie, die es nicht vermoch= te, ihn abzuhalten, in den geistlichen Stand zu treten, sich dennoch wider Willen bequemen, späterhin die Car= dinalswürde anzunehmen.

der die Reinheit und Unschuld seines Herzens bewunderte, und selbst seine größte Freude daran hatte, sich mit ihm zu unterreden. Er flößte ihm die Verachtung der Welt mit um so kräftigerer Wirksamkeit ein, als er selbst im Besitz und Genuß von Allem, was nur die Welt Großes und Anziehendes hat, dieselbe hatte verachten können; und besser als jeder Andere von jenem Frieden des Herzens sprechen konnte, den er nie, weder in der Größe noch in den Lüsten noch in Allem gefunden hatte, was in der Welt am meisten geeignet ist, die Herzen zu bestricken. Oft sagte er ihm, nichts strebe der Ausübung der Tugend so sehr entgegen als ein weichliches und müßiges Leben; ein bußfertiges Leben sei nicht nur nothwendig, Sünden der Vergangenheit zu büßen; sondern auch höchst nützlich, die Unschuld zu bewahren; und weil die Menschen einen so rasenden Hang fühlen, ihre Freiheit zu mißbrauchen, sei es oft heilsam, derselben zu entsagen; und dies habe ihn bewogen, die Welt mit Aufsehen zu verlassen, damit er seinen Entschluß nicht mehr abändern könne.

In Folge dieser Unterredungen mit Pater Angelus, fügte der junge Graf seinen gewöhnlichen Andachtsübungen noch eine andere bei; nämlich das härene Bußkleid drei Tage in der Woche zu tragen. Es ist sogar wahrscheinlich, daß diese Unterredungen ihn zu dem Vorsatze führten, das Gelübde beständiger Keuschheit abzulegen; was er um dieselbe Zeit in der Kirche zu St. Stephan des Grès ausführte; wo er auch sonst gern dem Gebet abwartete; weil

diese Stätte wenig besucht, und zur innerlichen Sammlung sehr geeignet ist. — Dort also warf er sich, nach tiefen und eifrigen Seufzern, vor Gott, zur Erde nieder, und flehte zur göttlichen Majestät, das Opfer seines Leibes anzunehmen wie Sie das Opfer seiner Seele genehmiget habe, und es sich gefallen zu lassen, daß er, nach der Rathgebung des Apostels, der Ehe für immer entsage; und die nothwendigen Gnaden ihm zu verleihen, in diesem heiligen Vorsatze auszuharren. Und hierauf rief er die allerheiligste Jungfrau als seine besondere Beschützerin an; flehte zu ihr, seine Fürbitterin bei Gott zu seyn und die Gnaden ihm zu erwirken, ohne welche, wie aus den göttlichen Schriften ihm bewußt sei, der Mensch sich vergeblich bemühe, enthaltsam zu leben. Von der Zeit an, wo er dies Gelübde gethan hatte, faßte er den Vorsatz, alle acht Tage zur heiligen Communion zu gehen; denn mit Recht glaubte er, dies lebendige Brot, das vom Himmel kommt, werde ihn kräftigen, und seine Schwäche gegen alle Anfälle seiner Feinde unterstützen.

Er erachtete, sie würden ihn von der nämlichen Seite anfallen, deren Eingang er ihnen nun verschloßen hatte; doch es kam eine Versuchung von einer andern Seite über ihn, wo er solche am wenigsten erwartet hätte. Dichte Finsternisse erfüllten mälig und mälig sein Gemüth; sein Herz ward verwirrt, heftige Angst und Unruhe folgte plötzlich auf den tiefen Frieden, der bis dahin ihn so lieblich erfreut hatte; und Ekel an Allem, was bis dahin die

keusche Wonne seines Herzens gewesen war, kam im Gefolge dieser innerlichen Verwirrung. Nebst diesem Ueberdruß befiel ihn eine innerliche Trockenheit; durch die er fühllos für Alles ward, was immer er lesen oder hören mochte, wie rührend und ergreifend es auch an sich war. Gott, der in den tiefsten Grund seines Herzens sich zurück gezogen, hatte, um also mich auszudrücken, alle Außenwerke desselben der Versuchung preisgegeben. Der Feind des menschlichen Heiles, den die heilige Schrift bald als einen Löwen, der uns mit Gewalt anfällt, bald als eine Schlange schildert, die durch Arglist uns zu verführen sucht, überredete ihn in dieser trübsinnigen Stimmung, Alles was immer er thue, Gott gefällig zu werden, sei vergeblich; sein ewiger Untergang sei beschlossen, und Er habe ihn von seinem Angesichte verworfen. Der junge Graf ward von allen Schrecknissen ergriffen, welche die Ueberzeugung von der ewigen Verdamniß auf eine Seele zu wirken vermag, die Gott fürchtet und seit langer Zeit die süße Hoffnung nährte, Ihn zu besitzen.

Da seine Gottesliebe voll lieblicher Zartheit war, empfand er tödlichen Schmerz, so oft der Gedanke ihm kam, er sei bestimmt, Gott in alle Ewigkeit zu hassen und zu lästern; dies aber war sein gewöhnlicher Gedanke. Die Furcht vor der Hölle, die Verwirrung seines Geistes und die beständige Angst seines Herzens versetzten ihn endlich in eine tiefe Schwermuth; aus welcher nichts vermögend war, ihm heraus zu helfen. Er brachte die Tage unter Thränen, die

Nächte im Weheklagen zu. Sein, ob auch starker Körper erlag endlich unter einer so strengen Prüfung; eine allgemeine Gelbsucht bemächtigte sich desselben; es wich der Schlaf von ihm, und er konnte weder essen noch trinken. Man sah auf seinem Angesichte deutliche Zeichen einer Verzweiflung, die Alles für ihn befürchten ließ; und ein brennender Schmerz, den er in allen Gliedern fühlte, erregte die äußerste Besorgniß für sein Leben. Wer nicht empfunden hat, was der schreckliche Gedanke, ewig von Gott getrennt zu seyn, auf ein Herz vermag, das Ihn innig liebt, wird diese Schilderung für übertrieben halten; es ist jedoch dieselbe vollkommen wahr, und unter so vielen Autoren, die das Leben unsres Heiligen beschrieben haben, ist auch nicht ein einziger, der die schrecklichen Wirkungen dieser wüthenden Versuchung nicht genau auf die Weise angibt, wie solche hier vorgetragen wurden.

Sein Hofmeister, der ihn gleich einem Sohne zärtlich liebte, wußte nicht, was er von dem jammervollen Zustande denken sollte, in welchen er ihn versetzt sah. Vergeblich suchte er den Grund desselben zu entdecken; vergeblich auch befragte er ihn darum. Der junge Graf selbst schämte desselben sich bis ins Innerste; und eben dies Schamgefühl war Ursache, daß er solchen starrsinnig verheimlichte; nichts schien ihm schrecklicher als bekennen zu sollen, er gehöre zur Anzahl der Verdammten. Ohne diese falsche Scham, welche derlei schwere Versuchungen immer zu begleiten pflegt, wäre die Heilung derselben nicht

so schwierig; ein demüthiges Geständniß derselben gegen einen erleuchteten Mann würde meist hinreichen, dieselbe aufzulösen. Aber in dem Starrsinn, solche zu verbergen, liegt ihre Kraft und ihre Dauer.

Gott indessen, der es nur darum zugelassen hatte, daß der fromme Jüngling versucht würde, um ihn zu prüfen, ihm Mißtrauen auf seine eigenen Kräfte einzuflößen und in der Demuth ihn zu kräftigen, die zur Erhaltung der eminenten Heiligkeit so nothwendig ist, zu welcher er berufen war, befreite ihn selbst, ohne menschliche Hilfe, von dieser wüthenden Versuchung. Er flößte ihm den Vorsatz ein, in die nämliche Kirche zu St. Stephan des Grès zurück zu kehren, wo er Gott ewige Keuschheit gelobt hatte. Der erste Gegenstand, der daselbst auf ihn einwirkte, war ein Bild der allerheiligsten Jungfrau. Der Anblick dieses Gemäldes weckte das Vertrauen, das er immer auf ihre mächtige Fürsprache bei Gott gesetzt hatte. Hier beugte er sich mit dem Angesicht zur Erde nieder, erkannte sich unwürdig, sich unmittelbar an den Vater der Erbarmungen und den Gott alles Trostes zu wenden; flehte zu ihr, der seligen Gottesgebärerin, seine Fürsprecherin bei Ihm zu seyn, die Befreiung von der schweren Drangsal ihm zu erwirken, die ihn so tief niederbeugte; und von seiner Güte die Gnade ihm zu erflehen, daß er, weil er denn doch so unglückselig und bestimmt wäre, nach seinem Tode Ihn ewig zu hassen, Ihn während seines Lebens aus ganzem Herzen lieben könne.

Ein solches Gebet, das von den Gesinnungen eines Verworfenen weit entfernt ist, und von welchem man vernünftiger Weise nicht voraussetzen kann, daß dasselbe ohne christliche Hoffnung war, fand alsbald Erhörung. Der junge Graf bekannte späterhin, es habe ihn in dem nämlichen Augenblicke, wo er dasselbe vollendete, bedünkt, es sei ihm eine drückende Last vom Herzen genommen worden. Auf der Stelle auch erhielt er die Ruhe des Geistes und den Frieden des Herzens zurück. Sogar sein Körper empfand diese glückselige Aenderung; denn er kehrte so gesund nach Hause, daß sein Hofmeister und seine Freunde mehr als jemals über die Ursache besorgt waren, die sein Leiden veranlaßt hatte, und dasselbe so schnell hatte heilen können. Der junge Graf, der damals erst sechzehn Jahre alt war, nahm nun keinen Anstand mehr, ihnen Aufschluß über Beides zu geben. Seine Freunde dagegen bekannten ihm, sie hätten sicher geglaubt, irgend eine heftige Leidenschaft, welche zu überwinden er verzweifelt habe, hätte ihn in den kläglichen Zustand versetzt, in welchem sie ihn gesehen hatten. Sein Hofmeister fügte noch bei, er habe seinen Geist vergeblich auf die Folter gespannt, um zu entdecken, welcher Gegenstand diese Leidenschaft habe erwecken können. Auch tadelte er ihn über die falsche Scham, die ihn bewogen habe, ihm zu verheimlichen was in seinem Innern vorgegangen sei; und ließ sich von ihm versprechen, daß er in Zukunft nicht mehr also thun würde. Doch er hatte in der Folge keine solche Heimlichkeiten mehr

anzuvertrauen; der Friede, den er zurückerhalten hatte, ward nicht mehr gestört; und er erfreute sich seitdem immer der glückseligen Ruhe, welche die allerseligste Jungfrau ihm erfleht hatte.

Als indessen sein Vater vernahm, er habe seine Studien vollendet, schrieb er ihm, ungesäumt abzureisen, die schönsten Städte Frankreichs zu besuchen; und dann nach Savoyen zurück zu kehren. Doch die geringe Sicherheit, die damals im Königreiche war, erlaubte eben keine lange Reise. Denn noch immer wüthete der Bürgerkrieg mit gleicher Raserei. Der Herzog von Alençon, muthmaßlicher Erbe der Krone, der unlängst ohne Kinder gestorben war; — der König, der keine Hoffnung hatte, jemals Kinder zu erhalten, — und die verschiedenen Bewegungen Derjenigen, welche Anspruch auf die Thronfolge machten, erfüllten Alles mit Verwirrung und Unruhe. Heinrich von Navarra, der seitdem unter dem Namen Heinrich IV. zum Throne gelangte, machte selbst Anspruch darauf; und zu seiner Partei gehörten die Calviner Frankreichs, die Königin Elisabeth von England und die protestantischen Fürsten Deutschlands, die alle bereit waren, seine Ansprüche zu unterstützen. — Die Prinzen des Hauses Guise, die von der sehr mächtig gewordenen Ligue und von dem König von Spanien unterstützt wurden, behaupteten, dem Anschein nach, die vermeintlichen Rechte des Cardinals von Bourbon, strebten aber der Wirklichkeit nach selbst nach der Krone. Die Königin Mutter, Katharina von Medicis, die durch ih-

re lange Regentschaft sich zahlreiche Anhänger erworben hatte, wollte, zum Nachtheil des Salischen Gesetzes, die Kinder ihrer, mit dem Herzog von Lothringen vermählten Tochter auf den Thron erheben. Eine vierte Partei bildete König Heinrich III. Er nahm es sehr übel, daß man über seine Thronbesteigung Schwierigkeiten erhob, da er doch eben keines sehr hohen Alters war; und seine Partei, welche hätte die stärkste seyn sollen, da sie die Souverainetätsrechte für sich hatte, war in der That die schwächste.

Man mag sich nun die Verwirrung, die Unruhen und Unordnungen denken, welche so verschiedene Ansprüche nothwendig erregen mußten. Provinzen, Städte, ja sogar Flecken und Dörfer, die Geistlichkeit, der Adel, die Parlamente, Alles war getheilt; die Einen hingen dieser, die Andern jener Partei an; und allenthalben sah man Zurüstungen zu einem Kriege, der, aller Wahrscheinlichkeit nach, nur mit der gänzlichen Verheerung und Zerstörung Frankreichs endigen konnte. — Da jedoch die einander widerstrebenden Parteien sich noch einiger Maßen in Schranken hielten, ward es dem jungen Grafen nicht schwer, nach Savoyen zu kommen, ohne irgend Gefahr zu laufen.

Er war damals (1584) ungefähr achtzehn Jahre alt, sehr wohl gestaltet; und die Fortschritte, die er in den Wissenschaften und in der Gottseligkeit gethan, hatten ihm einen sehr schönen Ruf erworben, durch den er dem Grafen und der Gräfin unge-

mein lieb und theuer ward. Die edle Dame glaubte, nichts sei nun ferner im Stande, sie von einander zu trennen; und sie könne jetzt der Früchte der vortrefflichen Erziehung, die sie ihm gegeben, sich ungestört erfreuen. Der Graf Sales jedoch hatte weit andere Absichten. Er achtete es als Geringes, ihm Vermögen und einen großen Namen zu hinterlassen, wofern er ihm nicht auch Mittel hinterließe, beide aufrecht zu erhalten. Dies aber brachte ihn auf den Entschluß, ihn nach Padua zu senden, daselbst die Rechte zu hören, welche der berühmte Pancyrolus mit so glänzendem Rufe vortrug, daß Fremde aus allen Ländern Europa's dahin strömten, ihn zu hören.

Nur sehr schwer willigte die Gräfin in diesen Vorschlag; da sie es sich jedoch zum Gesetze gemacht hatte, ihrem Gemahl zu gehorchen; dieser aber es sich angelegen seyn ließ, die Gründe ihr fühlbar zu machen, die ihn bewogen, noch einige Zeit eines Sohnes zu entbehren, der ihm nicht minder lieb und theuer war als ihr selbst, reiste der junge Graf, kurze Zeit nach seiner Ankunft auf dem Schlosse Sales, unter der Leitung des nämlichen Hofmeisters nach Padua ab.

Padua, eine bischöfliche Stadt im damaligen venetianischen Staate, unter dem Patriarchat von Aquileja, ist die älteste Stadt in Italien *). Venedig und sogar Rom müssen in Hinsicht auf ihr hohes Alter ihr weichen. Immer auch war diese Stadt sehr be-

*) Virgil, Aenäis. 1. B.

deutend durch ihre Größe, durch die Schönheit ihrer Gebäude, durch ihre wunderschöne Lage, durch die Fruchtbarkeit ihres Gebietes, durch die großen Männer, die sie von einer Zeit zur andern hervorbrachte, vorzüglich aber durch ihre Universität, die damals eine der berühmtesten in ganz Europa war. Sie stand gerade auf der glänzendsten Höhe, als der junge Graf Sales dahin gesandt ward; unter den großen Männern aber, welche ihre Berühmtheit dorthin gezogen hatte, ragte der berühmte Guido Pancyrolus und der gelehrte Jesuit Anton Possevin über alle Andern hervor. Der junge Graf von Sales wählte den Einen, die Rechte bei ihm zu erlernen; den Andern aber zum Führer im geistlichen Leben; und dieser große, durch seine Gelehrtheit so berühmte, und durch die wichtigen Unterhandlungen in Schweden, Pohlen und Moscau, welche die Päpste ihm anvertraut hatten, so ausgezeichnete Mann hielt es nicht unter seiner Würde, mit der Leitung eines jungen Schülers sich zu beschäftigen; da er durch den Geist Gottes erkannte, derselbe sei zu einer erhabenen Heiligkeit berufen, und er würde einst Einer der größten Prälaten der Kirche werden.

Da er einst über seine Studien sich mit ihm besprach, äußerte sich der fromme Jüngling gegen ihn, und sagte ihm, wie sehr auch das Studium der Rechte ihn anspreche, fühle er sich dennoch ohne Vergleich mehr angezogen, sich auf die Theologie zu verlegen. Pater Possevin stimmte ihm vollkommen bei und antwortete, dies Studium sei ihm auch bei weitem nütz-

licher als jenes; Gott habe ihn nicht bestimmt, in einer Gerichtsstube zu declamiren; sondern sein heiliges Wort vor rebellischen Völkern ertönen zu lassen, und die Stütze des Glaubens und der Religion in seinem Vaterlande zu seyn; er müsse sich also mit Eifer bestreben, zu einem so erhabenen Amte fähig zu werden; Wissenschaft ohne Tugend genüge so wenig, als Tugend ohne Wissenschaft; Diejenigen, die nur berufen wären, an ihrer besondern Heiligung zu arbeiten, könnten es sich daran genügen lassen, tugendhafte Leute zu seyn; Gott aber fordere etwas mehr von Denen, die Er zu Dienern seines Wortes bestimme; die Lippen der Priester müßten die Wissenschaft bewahren; und da sie die Orakel der Völker wären, müßten sie auch immer bereit seyn, auf eine Unzahl schwieriger Dinge zu antworten, über die man berechtiget wäre, sie um Rath zu fragen. — Er fügte noch bei, er habe aus eigener Erfahrung auf den Reisen eingesehen, die er genöthigt gewesen wäre, auf Befehl Seiner Heiligkeit in die Staaten häretischer Fürsten zu thun, daß die Unwissenheit des Clerus im letzten Jahrhunderte die Fortschritte der Ketzerei weit mehr gefördert habe als selbst der Hang der Völker zur Ungebundenheit und zu Ausschweifungen; im Grunde wären die Sectenstifter mehr vermessen als gelehrt; und sie verdankten ihren Fortgang der tiefen Unwissenheit, in welcher Europa begraben lag, als sie in der Welt auftraten.

Pater Possevin, der einen wundersam tiefen Sinn und Verstand in dem jungen Grafen entdeckt

hatte, beschränkte sich nicht darauf, derlei Belehrungen ihm zu ertheilen; er erbot sich sogar, sein Führer in den Studien, so wie im geistigen Leben zu seyn. Jeden Tag schenkte er ihm zwei Stunden seiner Zeit; er erklärte ihm die Summe des heiligen Thomas; auch lasen sie mit einander die polemischen Werke, welche Bellarmin vor Kurzem herausgegeben hatte; und er ließ die Stärke der Einwendungen und der Antworten ihn fühlen; ja er bildete ihn sogar zur Beredsamkeit, worin er selbst ein so großer Meister war. Der junge Graf entsprach den Bemühungen des Pater Possevin's durch eine Arbeit und einen Fleiß, die sogar geeignet waren, Hindernisse zu besiegen, welche nicht in ihm lagen. Nicht wundern also darf man sich, daß er in der Folge die Ketzereien mit so großem Erfolg bekämpfte und so viele Verirrte in den Schooß der Kirche zurückführte. Vergeblich wollte man dies seiner liebreichen Sanftmuth zuschreiben, welcher man allerdings schwer widerstehen konnte. Denn bei solchen Gelegenheiten läßt das Herz sich erst dann gewinnen, wenn man die Kunst besaß, den Verstand zu überzeugen. Die Sanftmuth mag wohl den Starrsinn brechen; aber nur die Wissenschaft kann den Sieg über den Irrthum erringen und die Hindernisse umstürzen, welche eine stolze Vernunft dem Licht der Wahrheit entgegen setzt.

Indessen beschränkte die Sorgfalt Pater Possevins sich nicht darauf, seinen frommen Zögling zu einem Gelehrten zu bilden. Er hatte in ihm ein Herz

nach dem Herzen Gottes, ein reines, ein demüthiges und gelehriges Herz, ja ein solches Herz gefunden, das die Gnade für die Ausübung der höchsten Tugenden schien gebildet zu haben. Er wendete großen Fleiß an, dasselbe zu bilden und gegen Alles zu stärken, das die Reinheit desselben hätte trüben können. Besonders lehrte er ihn, Gott in allen Dingen schauen und durch jene nämlichen Geschöpfe sich zu Ihm erheben, durch die wir meist Anlaß nehmen, uns von Ihm zu entfernen; und erkennen, daß nichts geschieht, das nicht Er vorgesehen, gewollt oder zugelassen hätte. Dann unterrichtete er ihn auch im innerlichen Gebet und in der heiligen Betrachtung; verbarg ihm auch kein Geheimniß der heiligen Wissenschaft, die Seelen auf dem Himmelswege zu führen; und wendete Alles daran, ihn fähig zu machen, den großen Absichten zu entsprechen, die, wie er deutlich sah, Gott mit ihm vorhatte. Noch besitzen wir Verhaltungsregeln für das geistige und für das bürgerliche Leben, welche Franz zu Padua sorglich beobachtet, und die, allem Vermuthen nach, dieser so fromme als gelehrte Ordensmann für ihn verfaßt hatte.

Der Umgang, den unser junger Heiliger mit Pater Possevin pflegte, hielt ihn jedoch nicht ab, sich ernstlich auf das Studium des bürgerlichen und canonischen Rechtes zu verlegen; und er brachte es darin um so weiter, als Pancyrolus, über seinen vortrefflichen Verstand, über sein edles Betragen und seinen anhaltenden Fleiß höchlich erfreut, es

sich zum Vergnügen machte, ihm besondern Unterricht zu ertheilen. Dieser Vorzug erweckte wider ihn den Neid Solcher, die sein wohl geordnetes Leben als einen geheimen Vorwurf ihrer Ausschweifungen betrachteten. Sie kamen auf den Gedanken, diese beständig zurückgezogene Lebensweise rühre von seiner Furchtsamkeit, oder von der natürlichen Schwäche seines Herzens her; und es sei nicht möglich, daß er bei so großer Zurückhaltung, Muth und Entschlossenheit haben könne. In dieser irrigen Voraussetzung fielen sie ihn, als er einmal Abends allein von einem Spatziergang zurückkehrte, an einem einsamen Orte an; denn sie bildeten sich ein, er würde alsbald die Flucht ergreifen, und ihnen dadurch Gelegenheit geben, ihn als eine feige Memme zu verschreien. Als jedoch der junge Graf, der wohl wußte, daß es erlaubt ist, sich zu wehren, den Degen zog, und sie auf eine Weise zurück trieb, auf welche sie nicht gefaßt waren, stellten sie sich, als hätten sie ihn verkannt, entschuldigten sich, baten ihn um Vergebung, und kehrten, nicht wenig über seine Festigkeit erstaunt, nach Hause zurück.

Diesem Abentheuer folgte bald ein anderes, und zwar ziemlich bedenkliches nach, worin aber die Tugend des edlen Jünglings sich in einem zu schönen Lichte zeigt, als daß wir dasselbe mit Stillschweigen übergehen könnten. Seine strenge und züchtige Keuschheit war nicht selten der Gegenstand der Unterredungen seiner Studiengefährten gewesen; und da es sie unmöglich bedünkte, daß ein so wohlgestalteter Jüngling mit zwan-

zig Jahren so züchtig seyn könne, als er es schien, beschlossen sie, seine Tugend auf eine gefährliche Probe zu stellen. Es war zu jener Zeit zu Padua eine berüchtigte Buhldirne, die seit einigen Monaten aus dem Königreich Neapel dahin gekommen war. Sie war jung, schön, witzig; und es war unter ihnen Keiner, der nicht die Macht ihrer Liebreize erfahren hatte, und derselben unglückseliger Weise unterlegen war. Mit dieser also besprachen sie sich über den jungen Grafen Sales, rühmten ihr seine schöne Gestalt, seine Jugend, seinen Adel, und boten Alles auf, was diese Elende dahin bewegen konnte, seinen Untergang zu beschließen. Sie verabredeten sich mit ihr, alle nothwendigen Vorkehrungen zu treffen, ihn in die Falle zu locken, und entfernten sich von ihr mit dem sichern Versprechen, ihn mit Nächstem ihr zuzuführen. Indessen wäre die Sache ihnen nicht so leicht geworden, wenn der Graf gewußt hätte, wo sie ihn hinführen wollten. Hierüber jedoch beobachteten sie das tiefste Stillschweigen; und bei einem Besuche, den sie ihm gaben, war nur die Rede von einem berühmten Rechtsgelehrten, der, wie sie sagten, erst kürzlich nach Padua gekommen sei. Dieser Mann, sagten sie, sei ein solches Wunder der Gelehrsamkeit, daß Pancyrolus selbst noch bei ihm in die Schule gehen könne. Mehr bedurfte es nicht, ein lebhaftes Verlangen bei dem Grafen zu erwecken, die Bekanntschaft dieses großen Mannes zu machen. Sie erboten sich, ihn selbst dort aufzuführen. Der Graf nahm sie beim Worte, und sie führten ihn ge-

raden Weges zu der Buhlerin; wobei sie ihm weis machten, es sei dies die Wohnung des berühmten Doctors. Die Dirne stellte sich, als wäre sie seine Tochter; empfing sie sehr höflich, und sagte, ihr Vater sei in diesem Augenblick in seinem Kabinet gerade mit einer wichtigen Consultation beschäftigt, die er mit einigen Personen von Stande halte; und er habe sie indessen gesandt, die jungen Herren zu empfangen, bis er selbst die Ehre haben könne, ihren Besuch anzunehmen. Kaum war die Unterredung angesponnen, so entfernten sich die Studirenden, die den Grafen hergeführt hatten, und ließen ihn allein mit der Buhldirne. Wir wollen nicht erzählen, was bei dieser Gelegenheit vorging; Alles was sich sagen läßt, ist, daß die Dirne die Unverschämtheit so weit trieb, als sie nur sich treiben läßt; und daß Gott dem Jüngling die Kraft verlieh, ihr zu widerstehen und seine Tugend rein zu bewahren.

Die Wuth, in welche dies Weib gerieth, sich verschmäht zu sehen, läßt sich nicht besser als durch das erklären, was sie that, sich dafür zu rächen. Sie fing an zu schreien: Zu Hilfe! zu Hilfe! wider den Dieb! Und wirklich eilten die Nachbarsleute ihr zu Hilfe und schickten sich bereits an, den Grafen ins Gefängniß zu schleppen, als seine Gefährten, die sich in der Nähe aufhielten, noch zeitlich genug kamen, ihren Händen ihn zu entreißen. Der Graf dankte ihnen zwar für diesen guten Dienst, doch gab er ihnen zu verstehen, daß er nicht so einfältig sei, die Schlinge nicht zu sehen, die sie ihm gelegt hät-

ten; und brach von der Stunde an allen weitern Umgang mit ihnen ab. Dies Abentheuer wirkte dahin, daß er noch behutsamer ward, als er es bis dahin gewesen war.

Gott läßt es jedoch zuweilen zu, daß die Gelegenheiten Diejenigen aufsuchen, die denselben ausweichen. Um die nämliche Zeit hielt sich zu Padua eine italienische Fürstin auf, welche häuslicher Angelegenheiten wegen dahin gekommen war. Die Geschichte nennt ihren Namen nicht; sie sagt uns nur, daß sie sehr reich war, und keines Geldes schonte, wenn es darauf ankam, ihren Leidenschaften Genüge zu thun. Einmal traf sie den jungen Grafen in einer Kirche an. Die Ceremonie, die darin gefeiert ward, dauerte etwas lange; und sie hatte Zeit genug ihn zu sehen, und ihren Anblick an ihm zu weiden. Er gefiel ihr ungemein wohl; und sie beschloß, ihn in ihr Netz zu ziehen, was immer es kosten möchte. Als er nun aus der Kirche trat, sandte sie ihm nach bis in seine Wohnung; zog genaue Erkundigung über ihn ein, und erfuhr, wer er sei und was er zu Padua thue. Doch erfuhr sie zugleich auch, daß er ein sehr zurückgezogenes Leben führe, der strengsten Tugend ergeben sei, durchaus keinen Umgang mit Damen pflege; ja daß er ihnen ausweiche, so sehr nur die Höflichkeit es gestatte; und daß man ihn für unfähig hielte, in einen Liebeshandel sich einzulassen.

Diese Nachrichten brachten die Fürstin beinahe zur Verzweiflung. Es gibt jedoch Leidenschaften,

die durch Schwierigkeiten nur noch mehr gereizt werden; und von dieser Art war die Leidenschaft dieser Fürstin. Sie hoffte die Festigkeit des jungen Cavaliers würde an ihren Anerbietungen scheitern; das Geld würde Alles zu Stande bringen und ihr den Weg zu seinem Herzen bahnen. Wie zurückgezogen Franz von Sales auch lebte, hatte er gleichwohl einigen Umgang mit jenen seiner Gefährten, bei welchen er vorzüglichere Verstandesgaben und Tugenden, und ernstern Fleiß für die Studien wahrnahm; öfters machten sie Spatziergänge mit einander, und gestatteten sich unschuldige Unterhaltungen, die, ohne die Frömmigkeit zu beeinträchtigen, geeignet sind, den Geist zu zerstreuen und dem Körper neue Kräfte zu gewähren. Denn die Tugend des Grafen war durchaus nicht menschenscheu noch eine Feindin der Gesellschaft. Niemand war in der Unterredung freundlicher als er; er liebte unschuldigen Scherz, und die Sanftmuth seines Gemüthes flößte ihm eine gefällige Willfährigkeit ein, wegen welcher Jedermann sich gern an ihn anschloß. Doch unter Jenen, die Antheil an seiner Freundschaft hatten, war vorzüglich Einer, der ihm lieber als alle übrigen war; und er war durch Aehnlichkeit des Gemüthes, Neigung und durch gleiche Studien mit ihm vereint. Der Graf hielt ihn für wirklich tugendhaft. Indessen wird eine sehr feste Tugend erfordert, den arglistigen Ränken, und der verschwenderischen Freigebigkeit einer mächtigen Person zu widerstehen, die Alles aufbietet, ihre Absichten durchzusetzen. Er ließ von der

Fürstin sich gewinnen; ihre reichen Geschenke verblendeten ihn, ihre Verheißungen verdarben sein Herz; er verschwor sich mit ihr wider die Unschuld seines Freundes, und verhieß ihr, nichts unversucht zu lassen, für ihre leidenschaftliche Liebe ihn günstig zu stimmen.

Er gerieth jedoch in keine geringe Verlegenheit, als es galt, dem Grafen einen solchen Antrag zu thun. Da er aber zuletzt von seinem eigenen Herzen auf das Herz seines Freundes schloß, und erachtete, er würde den glänzenden Anerbietungen nicht widerstehen, die er den Auftrag hatte, ihm zu eröffnen, besprach er sich mit ihm über die Fürstin; über die leidenschaftliche Liebe, die sie zu ihm gefaßt habe; und über seinen Auftrag, ihm mit ihrer Person allen ihren Reichthum und die großen Güter anzubieten, die sie, wie alle Welt wußte, als Eigenthum besaß. Auch versprach er ihm hoch und theuer, ihr Liebeshandel sollte so geheim bleiben, daß solcher seinem guten Rufe nicht im mindesten nachtheilig seyn würde. Er fügte auch noch bei, er wisse so gut als er, daß man Gunstbezeugungen, die von Personen eines hohen Ranges angetragen werden, niemals ungestraft abweise; daß ein mächtiges, verliebtes und verschmähtes Weib im Stande sei, Alles zu wagen, um für eine solche Verachtung sich zu rächen; und er zittere für ihn bei dem Anblick der Gefahren, die ihn bedrohten, wenn er schwach oder unbesonnen genug wäre, die Gelegenheit abzuwei-

sen, die sich ihm nun erbiete, und die jeder Andere als er sehr theuer erkaufen würde.

Der Graf war über diese Rede von so großem Erstaunen ergriffen, daß er nicht einmal ihn zu unterbrechen gedachte. Da er jedoch zuletzt erwog, daß dieselbe schon mehr als zu lange gedauert hatte; daß die Versuchung nicht minder durch die Ohren als durch die Augen eindringt; und daß es immer gefährlich ist, anzuhören, was sich nicht ohne schwere Sünde vortragen läßt, sprach er zu ihm: „Was habe ich Ihnen zu Leide gethan, grausamer Freund? oder vielmehr, was hat Gott Ihnen zu Leide gethan, daß Sie mit seinen Feinden sich vereinigen, und ihnen eine Seele verderben helfen, die Er, wie Sie wohl wissen, um den Preis seines Blutes erkauft hat? Eben so theuer hat Er auch die ihrige erkauft; und schon dies hätte Sie abhalten sollen, solche Gesinnungen mir einzuflößen. Sagen Sie Ihrer Fürstin, was Ihnen beliebt; ich aber erkläre Ihnen, daß ich keinen weitern Umgang mehr mit Ihnen, und durchaus keinen mit ihr haben werde." — Diese Worte trafen den treulosen Freund wie ein Donnerschlag; er verließ ihn ganz beschämt; und er sagte späterhin, sein Glück wäre gemacht gewesen, wenn er den Grafen hätte dahin stimmen können, gegen die Fürstin gefällig zu seyn.

Doch dieser war so weit hievon entfernt, daß er vielmehr aus Besorgniß vor neuen Anfällen, und aus Furcht, am Ende selbst mit den Feinden seines Heiles in ein Einverständniß sich einzulassen, sein Gebet

und seine strengen Bußwerke verdoppelte. Er machte sich selbst Vorwürfe, daß seine so geringe Dankbarkeit für die unendlichen Gnaden, mit welchen die göttliche Güte in so reichlichem Maße ihn begabt hatte, und seine geringe Treue, denselben zu entsprechen, ihm diese schreckliche Versuchung zuziehe. Die unglückseligen Fälle seiner Gefährten, von welchen man ihn täglich benachrichtigte, lehrten ihn, sich selbst mißtrauen; ihre Schwäche belehrte ihn über seine eigene. Mit Angst sah er die Gefahren, von welchen er umgeben war; mächtige Feinde von Außen und noch schrecklichere im Innern seiner selbst flößten ihm ein heiliges Schrecken ein. Aus allen diesen Gedanken folgerte er den Schluß, daß er, weil nur Gott allein seine Stärke seyn könne, auch sein ganzes Vertrauen auf Ihn allein setzen müsse; daß er jedoch vergeblich auf seinen Beistand rechne, wofern er nicht auch seinerseits über alle Dinge Ihm vorzugsweise anhänge. Also wendet sich Alles zum Vortheil Derjenigen, die Gott mit aufrichtigen Herzen suchen. Sogar die Versuchungen, welchen so viele Andern unterliegen, wirken nur dahin, sie um so fester in seiner Liebe zu begründen; und ihr Heil geht oft von den Feinden selbst aus, die zu ihrem Verderben sich verschworen hatten.

Da aber der junge Graf, indeß er seine strengen Bußwerke verdoppelte, von seinem Eifer in den Studien nicht nachließ, erhitzte diese große Anstrengung sein Blut so sehr, daß er darüber in eine Krankheit verfiel; ein heftiges und anhaltendes Fieber ver-

setzte ihn bald in große Gefahr; dazu kam noch die rothe Ruhr; und schon fing man an, an seinem Leben zu verzweifeln. Die Aerzte zu Padua, die im Rufe standen, die geschicktesten von ganz Italien zu seyn, wurden vergeblich herbei gerufen; ihre Wissenschaft fand kein Mittel wider die Heftigkeit seines Uebels. Das Gerücht seines nahe bevorstehenden Todes, vereint mit dem schönen Rufe, den er sich erworben hatte, zog alle hohen Standespersonen, die in der Stadt sich befanden, an, ihn zu besuchen; alle Welt beweinte einen so jungen, so wohl gebildeten und so vortrefflichen Cavalier, der aller Wahrscheinlichkeit nach, bestimmt war, eine hochwichtige Rolle in der Welt zu spielen; und der nun nahe daran war, in einem fremden Lande zu sterben; und zwar in so weiter Entfernung von seinen Aeltern und Verwandten, in der Blüthe seiner Jugend, und zu einer Zeit, wo er im Begriffe war, die Früchte seiner Arbeiten und seiner Studien einzuernten. Er allein, fühllos zu so großem und so vielfältigem Verlust, einzig mit der Sorge für sein eigenes Heil beschäftigt, ruhig sogar, bei dem Anblick der Güte Gottes, die er so oft erfahren hatte; und aufmerksam, den Ermahnungen des Pater Possevin zu folgen, der nicht von ihm wich, tröstete seine Freunde, und sprach von seinem Tode wie von etwas, das er weit mehr Ursache hätte, zu wünschen als zu fürchten. Da indessen das Uebel immer mehr überhand nahm, und keine Hoffnung mehr erübrigte, empfing er die Sacramente der Sterbenden mit so großen Entzückun-

gen heiliger Liebe, daß man fürchtete, er würde über dem Empfang derselben sterben.

Sein Hofmeister indessen, der ihn aufs innigste liebte, und von Schmerz über den Verlust durchdrungen war, den das Haus Sales nun erleiden sollte, welchem er sehr ergeben war; so wie nicht minder über den Verlust, den er dadurch selbst erlitt, da er den Grafen wegen seiner vortrefflichen Gemüthsart als seine Stütze für die Zukunft betrachtete, überwand sich dennoch selbst, um ihn zu fragen, was man nach seinem Tode mit seinem Körper thun sollte. Der Graf antwortete ihm, er sei immer sehr lebhaft von der Gottlosigkeit der jungen Mediziner ergriffen worden, die täglich auf den Gottesäckern Leichname ausgrüben, um solche anatomisch zu zerlegen; er selbst sei Zeuge der Grausamkeiten und Mordthaten gewesen, die bei solchen Gelegenheiten zwischen ihnen und den Verwandten und Aeltern der Todten sich ergeben hätten, die, und zwar mit vollem Rechte, sie hieran zu verhindern suchten. Er befehle also in dieser Absicht, ihnen seinen Körper zu übergeben, solchen zu anatomisiren; und schätze sich glücklich, daß er, der während seines Lebens dem Publikum unnütz gewesen sei, wenigstens nach seinem Tode demselben zu einigem Nutzen gereiche.

Seit dieser Verfügung so großer Nächstenliebe, der einzigen Verfügung, die er traf, schien der Kranke an nichts mehr zu denken, das dieser Welt angehörte; und beschäftigte sich einzig mit himmlischen Dingen. Der Anblick der seligen Ewigkeit, die er

von Gottes unendlicher Barmherzigkeit erwartete, wirkte so tief auf ihn, daß er mit einer Art Ungeduld die wenigen Augenblicke verlebte, die er seines Erachtens noch zu leben hätte. Doch seine Stunde war noch nicht gekommen; und als man seinen letzten Athemzug erwartete, versank er in einen friedlichen Schlaf, der ziemlich lange dauerte, und wachte ohne Fieber auf. Diese Genesung ward als ein wahres Wunder betrachtet; und zwar ward man hiervon noch mehr überzeugt, als er sehr kurze Zeit hernach seine Kräfte abermal erlangte und einer vollkommnen Gesundheit sich erfreute. Doch diese nämliche Genesung, die der Welt ihn zurückgab, trennte ihn nun wirklich von ihr. Von dieser Zeit an faßte er den festen Vorsatz, sie zu verlassen, und in den geistlichen Stand zu treten. Er war überzeugt, Gott habe das Leben ihm nur darum zurückgegeben, daß er dasselbe gänzlich zu seinem Dienste verwendete; und er könne seine Dankbarkeit Ihm nicht besser als dadurch bezeigen, daß er nur mehr für Ihn allein lebte. Nichts war vermögend, von diesem Vorsatze ihn abzubringen; und wir werden im Verlauf dieser Geschichte sehen, auf welche Weise er denselben ausführte.

Indessen betrieb er seine Andachtsübungen wieder mit dem nämlichen Eifer, und seine Studien mit dem nämlichen Fleiße. Als er einige Zeit hernach seine Studien vollendet hatte, und durch alle Grade hindurch gegangen war, die ihn zum Doctorat führen konnten, erhielt er endlich den Doctorhut. Pan-

cyrolus selbst wollte seine Lobrede halten, und ganz vorzüglich lobte er ihn für die großen Tugendbeispiele, die er der ganzen Universität gegeben habe; stellte ihn der zahlreichen Jugend, die nach der nämlichen Würde strebte, als ein Vorbild auf; und sagte ihm vorher, er würde einst die Ehre seines Vaterlandes, der Kirche und seines erlauchten Hauses seyn.

Der Graf war damals in seinem vier und zwanzigsten Jahre; und da seine Krankheit nur gedient hatte, seine Gesundheit und sein gutes Aussehen zu vermehren, war er bedacht, nach Savoyen zurückzukehren, den Gefahren zu entkommen, welchen er in einer so verderbten Stadt wie Padua beständig ausgesetzt war; als er plötzlich ein Schreiben von dem Grafen Sales, seinem Vater empfing, der ihm befahl, Italien zu bereisen. Diesem zufolge reiste er sogleich nach Ferrara ab; und begab sich von dort nach Rom, wo er längere Zeit hindurch sich aufhalten sollte, und wo sein Herr Vater die Fürsorge getroffen hatte, ihm Freunde zu vermitteln. Mit großer Aufmerksamkeit besah er alle Denkwürdigkeiten dieser großen Stadt; diese uralten Monumente der römischen Pracht, den Circus, die Theater, die Triumphbogen, die Trophäen, Säulen, Bogengänge, Standbilder, Gemälde, und alle diese pomphaften Ueberreste, die der Zeit und der Wuth der Barbaren entkamen; und durch welche jene vermeintlichen Herren der Welt die Absicht erreichen wollten, sich unsterblich zu machen. Doch sah er dieselben mit Ge-

danken, wie die Frömmigkeit solche ihm einzuflößen pflegte. Er bewunderte in diesen Trümmern der Eitelkeit der alten Römer die beständige Ebbe und Fluth der Wohlfahrt und der Widerwärtigkeiten, das Glück und das Unglück der Menschen; das Entstehen, die Fortschritte und den Verfall der Herrscherreiche; wie solche auf einander folgen, und aus den Trümmern derjenigen sich bilden, die ihnen vorangingen; wie die Ueberwundenen zuletzt die Herren ihrer Unterdrücker werden; und wie unter diesem beständigen Wechsel und den unaufhörlichen Umwälzungen, die alle Dinge mit sich fortreißen, Gott allein immer der Nämliche, immer frei und unabhängig ist, Alles regiert und keinem Gesetze unterworfen ist. Auch sah er mit Bewunderung, wie die christliche Religion selbst auf den Ruinen dieses mächtigen Reiches sich hatte fest stellen können, das mehrere Jahrhunderte hindurch seine ganze Macht aufgeboten hatte, sie zu zerstören; und wie nach zahllosen Aenderungen, Rom, nachdem es so lange Zeiten hindurch der Hauptsitz des Irrthums gewesen war, heut zu Tage der Mittelpunct der Wahrheit ist!

Da er jedoch immer weniger Zeit auf die Befriedigung einer, ob auch unschuldigen Wißbegierde, als auf Gegenstände der Frömmigkeit und Andacht verwendete; und diese Dinge selbst, welche die Fremden zu Rom zu bewundern pflegen, nur in Augenschein genommen hatte, dem Grafen, seinem Herrn Vater, Genüge zu leisten, der einen Bericht über seine Reise von ihm verlangt hatte; verwendete er

den größten Theil der Zeit, die er in dieser Weltstadt zubrachte, die Kirche und die Katakomben, oder die unterirdischen Begräbnißstätten zu besuchen, wo die Christen zu den Zeiten der Verfolgung die Märtirer zu bestatten und selbst auch die heiligen Geheimnisse zu feiern pflegten. Bei dem Anblick dieser, durch die Frömmigkeit unsrer Voraltern geheiligten und von dem Blute so vieler erlauchten Zeugen der Wahrheit beströmten Orte, die ihr Leben so großmüthig für die Aufrechterhaltung des nämlichen Glaubens hingaben, den wir heut zu Tage so ruhig und mit Ehren bekennen, fühlte er sich neu beseelt, denselben gegen die Feinde zu vertheidigen; hegte neue Plane, an der Bekehrung der Häretiker zu arbeiten, sobald er in seinem Vaterlande zurück seyn würde; und durch eine geheime Ahnung angetrieben, er werde einst der Bischof einer Stadt werden, die damals der Mittelpunct des Irrthums war, so wie Rom der Mittelpunct der Wahrheit ist, opferte er Gott sein Vermögen, seine Zeit, seine Studien und sogar sein Leben, wenn dasselbe zur Wiederherstellung der uralten Religion nothwendig wäre.

Um diese nämliche Zeit erfuhr er auf sehr deutliche Weise, daß Gott Diejenigen nie verläßt, die Ihn suchen; während er auf tausendfältige Weise Solche zu Grunde gehen läßt, die Er den verderbten Begierden ihres Herzens Preis gegeben hat. Als er einst Abends, vom Besuche der heiligen Stätten sehr ermüdet in die Herberge zurück kehrte, die er am Gestade der Tiber gemiethet hatte, fand er seine

Dienstleute in Händeln und Streitigkeiten mit dem Wirth begriffen. Die Ursache des Streites war folgende. Der Wirth wollte durchaus, sie sollten wo anders hinziehen, um einigen Personen von Stande die Wohnung zu räumen, deren Wagen so eben angekommen waren. Bisher war es nur bei Beschimpfungen bewendet geblieben; aber es wäre gewiß zu Schlägereien gekommen, wofern nicht der Graf, der die Sanftmuth selbst war, ihnen gesagt hätte, der Wirth sei Herr seines Hauses, und sie sollten seinem Wunsche nachgeben. Nun mußte ein anderes Quartier gesucht werden; und dieser verdrießliche Vorfall stimmte keineswegs zur äußersten Ermüdung des Grafen. Doch die göttliche Vorsehung hatte diesen Vorfall zugelassen, ihn von einer Gefahr zu befreien, worin er unfehlbar umgekommen wäre. Kaum war er in die neue Herberge eingezogen, als ein furchtbarer Platzregen begann, der die ganze Nacht hindurch dauerte. Die Tiber, die ohnedies schon stark angeschwellt war, trat nun furchtbar aus ihren Ufern, riß das Haus um, aus welchem er ausgezogen war, und alle die darin waren, kamen ums Leben, Niemand ausgenommen. Als die Fluthen zurückkehrten, ließ es sich kaum erkennen, daß an diesem Orte eines der besten Gasthäuser Roms gestanden hatte.

Einige Tage nach diesem Ereignisse reiste der Graf nach Loretto ab. Loretto ist bekanntlich eine bischöfliche Stadt in Kirchenstaate, und das Bisthum ist mit dem von Reccanati vereint. Er hatte einige Jahre früher das Gelübde gethan, die Reise

dahin zu machen; und er vollbrachte dasselbe nun mit seiner gewöhnlichen Andacht. Dort erneuerte er das Gelübde beständiger Keuschheit, das er zu Paris abgelegt, und den Vorsatz, den er zu Padua gefaßt hatte, in den geistlichen Stand zu treten. Seine Biographen sagen einstimmig, daß er in dieser heiligen Capelle außerordentliche Gnaden von Gott empfangen habe; daß sein Geist mit neuem, ungewöhnlichem Lichte erleuchtet, und sein Herz von einer so feurigen Liebe erfüllt ward, daß nichts ihm unmöglich bedünkte, wo es darauf ankam, für Gottes Ehre und das Heil der Seelen zu wirken.

Nachdem er nun hier seine Andacht vollbracht hatte, reiste er nach Ancona ab, das einen ziemlich guten Hafen an dem adriatischen Meere hat; und gedachte daselbst sich einzuschiffen, um sich auf dem Meere nach Venedig zu begeben. Er fand daselbst eine Feluke, die im Begriffe war, unter Segel zu gehen. Sie sollte eine Dame von Stande nach Venedig führen, die solche für sich allein und für eine zahlreiche Dienerschaft gemiethet hatte, die sie mit führte. Nur unter dieser Bedingung war sie mit dem Schiffspatron um den Preis einig geworden. Sei es nun, daß Dieser, von dem stattlichen Aussehen des jungen Herrn und von seinen höflichen Manieren eingenommen, oder von der Hoffnung eines größern Gewinnes bewogen ward, kurz er hielt der Dame nicht Wort, und nahm ihn in seine Feluke auf. Kurze Zeit hierauf erschien die Dame, welche dieselbe gemiethet hatte; und als sie Fremde wahrnahm, die nicht zu ih-

rem Gefolge gehörten, ward sie hierüber zornig, und befahl dem Schiffspatron, solche augenblicklich fortzuschaffen. Der Graf ersuchte sie ausnehmend höflich, ihm zu erlauben, daß er die bequeme Gelegenheit ihrer Ueberfahrt benützen dürfe; er habe nicht mehr als drei Bediente bei sich, und nur wenig Gepäcke; er würde ihr auf keine Weise lästig seyn und nur den Raum einnehmen, den sie so gefällig wäre, ihm zu gestatten; auch der unbequemste Ort wäre gut genug für ihn; und er liefe Gefahr, in langer Zeit nicht abreisen zu können, wenn sie die Ehre ihm versagte, sie begleiten zu dürfen. Der Patron selbst und sogar die Leute ihres Gefolges vereinten ihre Bitten mit den seinigen. Doch die Dame blieb bei ihrem harten Sinne, jagte ihn schmälich aus der Feluke hinaus; und es fehlte nicht viel, so hätte sie sein Gepäcke ins Meer werfen lassen. Der Graf litt diese Beschimpfung mit seiner gewöhnlichen Gelassenheit. Sein Hofmeister und seine Bedienten aber geriethen in einen Zorn, den sie nicht verheimlichen konnten. Er sagte ihnen mit einer Ruhe, die ihn nie verließ, man müsse dem Willen Gottes sich unterwerfen; Dinge, die auch noch so zufällig schienen, ereigneten sich nur durch eine besondere Fügung seiner Vorsehung; und sie sollten sich nur erinnern, was zu Rom mit der Herberge sich ergeben hätte, die sie hätten verlassen müssen. „Dieses Meer, fügte er bei, ist den Stürmen gar sehr ausgesetzt; und Mancher fährt aus diesem Hafen aus, ohne an dem Orte anzukommen, den er beabsichtigt.“

Seine Ahnung traf ein. Der Himmel war heiter, die Luft ruhig, das Meer still, der Wind günstig; Alles traf zusammen, die glücklichste Schifffahrt zu verheißen. Doch einen Augenblick nach ihrer Abfahrt änderte sich der Wind, er ward stürmisch und widrig; der Himmel bedeckte sich mit dichten Wolken, und es erhob sich einer der furchtbarsten Stürme, die man seit langer Zeit gesehen hatte. Die Feluke ward wüthend von dem Meere hin und her geschleudert; vergeblich waren alle Anstrengungen den Hafen wieder zu gewinnen; sie sank unter vor dem Anblick des Grafen und seines Gefolges, ohne daß ein Mensch mit dem Leben davon kam.

Dieser traurige Anblick war für den Grafen ein neuer Grund, sein ganzes Vertrauen auf Gott zu setzen; und den Anordnungen seiner Vorsehung sich blindlings zu überlassen. Er bewunderte, wie sie alle Dinge zu den verschiedenen Zielen führt, die sie sich vorsetzt; und zwar auf Wegen, die der menschlichen Klugheit nicht wahrnehmbar, ja die ihr gänzlich unbekannt sind; wie das, was eine Wirkung des Zufalls, ein Zusammenwirken untergeordneter Ursachen aus Ungefähr, ja sogar allen Regeln der menschlichen Weisheit entgegen scheint, höchst weise geordnet ist, und immer entweder die Barmherzigkeit oder die Gerechtigkeit des Allmächtigen im hellen Lichte zeigt.

Unterdessen ließ der Sturm nach, die Luft ward wieder ruhig, das Meer still, und der Graf fand eine andere Gelegenheit sich einzuschiffen. Die

Hoffnung einer glücklichen Schifffahrt hatte alle Reisenden zur Freude gestimmt. Der Patron, die Schiffer und überhaupt Alle waren nur bedacht, sich zu unterhalten und gut zu essen und zu trinken. Der Graf allein, dessen Ahnungen selten fehl trafen, schien nachdenklich und er nahm keinen Antheil an dem, was im Schiffe vorging. Sein Hofmeister bemerkte es und fragte ihn um die Ursache. Er antwortete ihm: „Ich bewundere, wie diese Leute, da doch nur ein zwei Finger dickes Bret zwischen uns und dem Tode steht, das Herz haben, der Freude sich zu überlassen. Wir waren so eben Zeugen eines traurigen Schiffbruches; nichts ist unbeständiger als das Meer; das Ungewitter hat noch kaum aufgehört; diese Bucht ist durch ihre Stürme berühmt: wer weiß, ob wir nicht von einem Unglück bedroht sind, ähnlich demjenigen, das vor unsern Augen sich ereignete? Beten wir, fügte er bei, zu Demjenigen, der den Winden und dem Meere gebietet; mögen die Andern einer weltlichen Freude sich überlassen, die so wenig dem Zustande gemäß ist, worin wir uns befinden!"

Der Hofmeister, der eine hohe Achtung für seine Tugend hatte, und selbst ein sehr frommer Mann war, that ihm den Vorschlag, die kirchlichen Tagzeiten mit ihm zu beten. Kaum hatten sie angefangen zu bethen, so fing der Patron, der es bemerkte, an, darüber zu scherzen und zu spotten; und sagte, die Mönche und Andächtler hätten ihm immer Unglück gebracht. Bald hierauf drehte sich der Wind, es entstand ein beinahe eben so wüthender Sturm

als jener, in welchem die besagte Feluke untergegangen war. Da wandelte sich die Freude, die bis nun im Schiffe geherrscht hatte, plötzlich in Entsetzen und Verzweiflung; auch der Entschlossenste in der Schaar fing an zu beten; nur der Schiffpatron, der in seiner starren Rohheit verharrte, widerholte öfter unter schrecklichen Gotteslästerungen, diese Frömmlinge mit ihren langen Gebeten wären nie zu etwas anderm nütze gewesen, als den Sturm herbei zu rufen; und man sollte sie ins Meer werfen. — Der Hofmeister des Grafen, der von Natur zum Zorn geneigt war, und über seine schamlose Frechheit aufgebracht ward, wollte ihm antworten und wegen seiner Gotteslästerungen ihn zurechtweisen; der Graf jedoch machte ihm bemerklich, seine Vorstellungen würden nichts erzwecken, als daß dieser ungeschliffene Mensch dadurch noch mehr erbittert würde; er hielt ihn also ab, und litt mit unglaublicher Geduld alle Schimpf- und Schmachreden, die er fortfuhr, ihm ins Angesicht zu sagen.

Das Schiff indessen hatte die Gefahren des Meeres nach einiger Zeit bestanden, der Sturm legte sich, und man landete ziemlich glücklich in dem Hafen Catholica. Der Patron konnte seine Freude nicht bergen, einer so großen Gefahr entkommen zu seyn; und diesen Augenblick ergriff der Graf, ihm den Verweis zu geben, den er für seine Gotteslästerungen verdient hatte. Er sprach sehr nachdrücklich, aber zugleich auch sehr sanftmüthig mit ihm. Ungeachtet seiner rohen Ungeschliffenheit, entging es

diesem Schiffmanne nicht, daß der Graf, der für alles Andere als für die Beleidigungen Gottes fühllos war, ihm nicht Ein Wort über so viele Schimpfreden sagte, durch die er ihn beleidigt hatte; und er konnte sich nicht erwehren, eine so große Mäßigung zu bewundern; klagte sich selbst dessen an, wessen man ihn nicht anklagte, fiel ihm zu Füßen, bat ihn um Verzeihung, und versprach sich zu bessern. Also bringt eine Zurechtweisung, die zur Zeit und mit Sanftmuth geschieht, beinahe immer gute Wirkungen hervor. Unzeit und unziemliche Worte, von welchen ein Verweis begleitet wird, vereiteln solchen gewöhnlich. Keine Arzenei ist so bitter, die ein Mensch sich nicht entschlösse zu nehmen, wenn man nur die Gewandtheit hat, die Bitterkeit derselben durch einen süßen Zusatz zu mildern.

Als nun Alle sich abermal eingeschifft hatten, langte man in kurzer Zeit glücklich zu Venedig an. Der Graf hielt daselbst sich so lange auf als nothwendig war, die Schönheit dieser Seestadt in Augenschein zu nehmen und seinem Herrn Vater einen genauen Bericht darüber zu erstatten; wie er es von ihm gefordert hatte. Es gibt wenig Städte in der Welt, wohin mehr Fremde strömten; ihre wunderschöne Lage, ihre Größe; ihre Pracht, und selbst die Freiheit, in welcher man dort lebt, zieht Viele an, sie zu besuchen. Der Graf kam hier mit einigen Adeligen aus Savoyen und aus Piemont zusammen, welche, so wie ihn selbst, die Neugier dahin geführt hatte. Da sie Unterthanen eines nämlichen Fürsten

waren, hatten sie bald Bekanntschaft gemacht; als jedoch der Graf bemerkt hatte, daß sie den Ausschweifungen sich ergaben, die in dieser Stadt strafloser als sonst irgendwo herrschen, löste seine äußerste Zurückgezogenheit bald eine Gesellschaft, die der Zufall herbei geführt hatte, und die nicht durch Gleichförmigkeit der Sitten gestützt war. Ein Einziger schloß sich an ihn an; da er jedoch nicht stark genug war, den Gelegenheiten und dem bösen Beispiele zu widerstehen, machte er seiner Freundschaft sich bald unwürdig. Der Graf erfuhr auf eine Weise, die ihm keinen Zweifel übrig ließ, er habe, von böser Gesellschaft fortgerissen, die Nacht in einem unzüchtigen Hause zugebracht; und auf der Stelle beschloß er nun, allen Umgang mit ihm abzubrechen. Da jedoch der Untergang einer Seele ihm nahe ging, in welcher er große Anlagen zur Tugend wahrgenommen hatte, beschloß er zugleich, Alles anzuwenden, ihn aus der Gefahr zu retten, in die er sich gestürzt hatte. Er sprach also mit ihm sehr ernstlich und nachdrücklich über die unglückseligen Folgen der Unzucht; über die Strafen, die Gott in diesem und in jenem Leben damit verknüpft; über die Unbußfertigkeit bis an das Ende des Lebens, die beinahe immer die Folge derselben ist, wenn sie einmal zur Gewohnheit ward; über die Verblendung und Härte des Herzens, die unausbleiblich darauf folgen; kurz über Alles was eine Seele erschrecken kann, die noch einiger Maßen Gott und die schrecklichen Gerichte

fürchtet, mit welchen er Diejenigen bedroht, die solchen Ausschweifungen sich überlassen.

Gott segnete die heiligen Bemühungen des Grafen; die Gnade unterstützte seine Reden; der junge Mann kam zu sich, that eine verhältnißmäßige Buße für seine Laster, und verließ Venedig, den Gelegenheiten auszuweichen, die ihm abermal hätten zum Falle gereichen können.

Auch der Graf verließ einige Zeit hierauf diese Stadt, und kam, nachdem er seine Reise durch Italien vollendet hatte, glücklich im Schlosse Thuille an, wo die ganze Familie, die von seiner Rückkehr benachrichtiget war, sich hinbegeben hatte, ihn zu empfangen. Es wäre eine schwere Aufgabe, die Freude des Grafen und der Gräfin, seiner Aeltern, zu schildern. Sowohl was sie von ihrem Sohne erfahren hatten, als was sie selbst nun mit Augen sahen, gereichte ihnen zur höchsten Freude. Er war damals fünf- bis sechs und zwanzig Jahre alt; und es wäre in der That schwer gewesen, einen vollendetern jungen Mann zu finden. Er war groß, wohlgestaltet, hatte einen kräftigen Körperbau, eine starke Stimme, regelmäßige Gesichtszüge; eine edle Physiognomie, und eine ungemein freundliche Sanftmuth, die sich über sein Angesicht und in alle seine Manieren ergoß, und welcher nicht leicht Jemand widerstehen konnte. Was bereits erzählt ward, und noch in der Folge wird erzählt werden, beweist unwiderleglich, daß diese Schilderung nicht übertrieben ist. Sein Geist aber entsprach seinem Körper; er war gründlich, leb-

haft, eindringlich; und er hatte sich Mühe gegeben, ihn durch Alles auszubilden, was nur geeignet war, die natürliche Schönheit desselben zu erhöhen; denn er hatte die alten und neuern Sprachen, die Philosophie, die Gottesgelehrtheit, das bürgerliche und das canonische Recht gründlich erlernt; auch hatte er die schönen Wissenschaften und die Beredsamkeit so wenig vernachlässigt, daß er unter den trefflichen Meistern, die kein Geheimniß dieser schweren Kunst, die Menschen zu überzeugen, vor ihm verborgen hatten, darin zu einer Höhe gelangt war, die ihn als Einen der beredsamsten Männer seines Jahrhunderts auszeichnete. Uebrigens sprach er, wenn er öffentlich auftrat, mit vieler Anmuth; und gewann hernach in besondern Unterredungen durch seine liebreiche und eindringliche Weise Diejenigen, die er in seinen öffentlichen Reden nur erschüttert hatte. Der große Beifall, den er zu Paris und an dem französischen Hofe erhielt, die schwierigen Angelegenheiten, die er mit dem besten Erfolg schlichtete, und zwei und siebenzig tausend verirrte Brüder, die er in den Schooß der heiligen Kirche zurückführte, lassen keinen Zweifel über unsre Behauptung zu. Seine tiefe Demuth verhielt ihn, einen Theil seiner großen Talente geheim zu halten, und sich selbst oft um den Ruhm zu bringen, der ihm gebührte. Sein einfaches und vernachlässigtes Aeußeres, seine beständige Wachsamkeit, nie etwas zu thun, das die Achtung der Menschen ihm hätte erwerben können, sein zurückgezogenes Leben, das allem Glanz und allem Aufsehen

feind war, entzogen dem Publikum die meisten seiner eminenten Eigenschaften; doch erübrigen uns noch Beweise zur Genüge, die Leser dieser Lebensgeschichte zu überzeugen, daß er Einer der größten Prälaten war, die Gott seiner Kirche gegeben hat.

Da indessen von Seiten des Menschen weder die körperlichen, noch sogar die geistigen Eigenschaften die Heiligen bilden, sondern der Mensch nur durch den Gebrauch heilig wird, den er von denselben macht, muß hier noch beigefügt werden, daß sein Herz gerade, rein, einfach, aufrichtig und uneigennützig, den Anordnungen der göttlichen Vorsehung vollkommen unterworfen war; daß er in allen Dingen nur Gott allein suchte; einzig beschäftigt war, Ihm zu gefallen; und hoch über Alles erhaben stand, was der Eitelkeit oder der Habgier der Menschen zu schmeicheln vermag. Er war großmüthig, unerschrocken, unerschütterlich in den größten Gefahren, unvermögend sogar der Furcht vor dem Tode zu unterliegen, und voll einer Sanftmuth, die nichts im Stande war jemals zu trüben. Von allen seinen Eigenschaften ist keine so allgemein anerkannt als diese letztere. Doch nicht Jedermann weiß, daß diese Tugend ihm nichts weniger als angeboren war; sondern daß er sie nur durch große Anstrengung und nach vielen Kämpfen und vielen Siegen über sich selbst errang. Er war von Natur lebhaft und sehr zum Zorn geneigt; wie er selbst es bekennt; auch spricht aus seinen Schriften ein gewisses Feuer und eine Art Heftigkeit, die keinen Zweifel hierüber gestattet; und

seine Galle, die man nach seinem Tode beinahe ganz versteinert fand, gilt als ein unstreitiger Beweis der beständigen Gewalt, die er sich angethan hatte. Da er jedoch mit so großem Fleiße und Eifer in der Schule eines demüthigen und von Herzen sanftmüthigen Gottes! studierte, lernte er selbst beides werden. Seine Lieblingstugend ward diese Sanftmuth, die ihn am meisten Mühe gekostet hatte, sich anzueignen, und zu welcher er die wenigste natürliche Neigung fühlte. Allein die Gnade gab ihm, was die Natur ihm versagt hatte. Dies zu thun, mußte sie in einen andern Menschen ihn umwandeln. Nichts jedoch ist ihr unmöglich, wenn sie ein gelehriges Herz findet, um das Salomon zu Gott als um die größte aller Gnaden flehte, die er von Ihm empfangen könne. Aus diesen Quellen, von welchen wir nun sprechen, floßen, wie aus ihrem Ursprung, die so heiligen Handlungen, die so reinen Entwürfe, die so erhabenen Beweggründe, die wir bereits gesehen haben, und im Verlauf dieser Geschichte noch deutlicher sehen werden.

Kaum hatte der junge Graf Sales so viele Zeit gehabt, von der Reise sich zu erholen, als sein Herr Vater erachtete, er sollte nach Annecy sich begeben, den Bischof von Genf, Herrn Claudius von Granier zu besuchen. Dieser Herr war ein heiliger und gelehrter Prälat, der eine apostolische Sanftmuth und Einfalt besaß. Er setzte seine ganze Ehre in die pünctliche Erfüllung seiner heiligen Amtspflichten, und lebte in inniger Freundschaft mit dem Gra-

fen und der Gräfin von Sales. Ob sein Haus auch nur höchst einfach und nothdürftig möblirt war und er nicht einmal einen Wagen hatte, da er jenen eitlen und pomphaften Glanz verachtete, den die letzten Jahrhunderte in die Kirche einführten, war darum sein bischöflicher Charakter mit nicht minderer Ehrfurcht hoch geachtet; der Clerus, der Adel und das Volk hatten gleiche Verehrung für ihn; und ohne andere Stütze als seine Tugend, regierte er dies große Bisthum mit einem Ansehen, das zeitliche Vortheile nie verschaffen konnten. Er empfing den jungen Grafen mit einer Güte und Freundlichkeit, die alle seine Handlungen begleiteten; hatte eine lange Unterredung mit ihm; und bekam für ihn eine Hochachtung, die den Wunsch in ihm erweckte, einen Nachfolger zu bekommen, der ihm gleichen möchte. Er bewunderte bei einer solchen Jugend, die überdies durch eine so seltene Wissenschaft, und so große, theils angeborne, theils erworbene Eigenschaften gestützt war, seine Klugheit und Bescheidenheit, und das Gepräge der Weisheit und Tugend, das allen seinen Handlungen und Reden eigen war.

Die Unterredung, die bereits lange gedauert hatte, hätte indessen noch kein Ende genommen, wenn man den heiligen Prälaten nicht benachrichtiget hätte, die Gottesgelehrten wären versammelt, und man erwarte Niemand mehr als ihn, die Prüfung mehrerer Candidaten vorzunehmen, die um eine geistliche Pfründe sich bewarben. Der weise Prä-

lat verlieh solche immer nur den Fähigsten; Wissenschaft und Tugend waren die einzige Empfehlung, deren man bei ihm bedurfte. Der junge Graf wollte sich entfernen; da er erachtete, es liefe der Wohlanständigkeit zuwider, daß ein Laie, den Degen an der Seite, bei einer solchen Versammlung sich einfände. Der heilige Bischof jedoch hielt ihn zurück; ließ ihm einen Stuhl neben dem seinigen stellen, und sprach zu ihm: „Sie werden uns vielleicht nicht so unnütz seyn, als sie es meinen, die Streitfragen zu lösen, die nun vorgetragen werden." — Die Erörterung begann; der Streit war groß; und es geschah, wie es oft zu ergehen pflegt, daß man über einige vorgelegte Streitpuncte sich nicht vereinigen konnte. Der junge Graf hörte mit großer Aufmerksamkeit zu; aber ohne das geringste Zeichen zu geben, daß er irgend Lust habe, seine Meinung zu sagen. Indessen aber befragte ihn dennoch der Bischof um seine Ansicht. Er entschuldigte sich zwar Anfangs mit großer Bescheidenheit; da jedoch der Bischof darauf bestand, sprach er sich endlich aus und zerlegte die Schwierigkeiten mit so großem Scharfsinn und so vieler Klarheit, daß Alle sich an seine Entscheidung hielten. Man erstaunte nicht wenig, daß ein junger Cavalier, von welchem man glaubte, er habe sich nur mit Dingen beschäftigt, auf welche der Adel gewöhnlich allein sich verlegt, mit so großer Leichtigkeit Schwierigkeiten löste, die so viele Doctoren in Verlegenheit gebracht hatten. Der Bischof aber nahm das Wort und sprach: „Ich

hatte es ihnen wohl gesagt, Herr Graf, Sie würden bei dieser Conferenz nicht so unnütz seyn, als ihre Bescheidenheit Sie hatte bereden wollen.

Als die Conferenz zu Ende war, sprach er zu den Anwesenden, die Tugend und die Wissenschaft dieses jungen Cavaliers sei zu groß, als daß er lange in der Welt bleiben würde; es ahne ihm, er werde einst sein Nachfolger werden; und er hoffe von Gottes Güte, Er werde dem Bisthum diese Gnade erzeigen. Dieser Gedanke wirkte, daß er ihm ungemein lieb und theuer ward; er nannte ihn fortan nur seinen Sohn, und es knüpfte sich zwischen Beiden eine innige Verbindung, die nur mit dem Tode dieses weisen Prälaten endigte.

Doch der Graf Sales hatte für die Zukunft seines Sohnes andere Plane, die diesen Absichten schnurstracks entgegen waren. Er ging mit dem Gedanken um, ihn durch eine Heirath und durch eine ansehnliche Stelle im Senat zu Chambery in die Welt zu versetzen; und zwar wollte er nicht säumen, diese Stelle ihm bald zu verschaffen. In dieser Absicht also schlug er ihm vor, er sollte sich als Advocat im Senate von Savoyen aufnehmen lassen; gab ihm ein Schreiben mit an den berühmten Anton Faure, einen Senator, der in der freundschaftlichsten Verbindung mit dem Hause Sales stand, und ersuchte diesen ausgezeichneten Oberrichter, seinem Sohn bei der Anstellung behilflich zu seyn, um die er sich zu bewerben habe.

Diese Vorkehrungen stimmten weder zu den geheimen Absichten des jungen Grafen; noch zu den Verpflichtungen, die er gegen Gott eingegangen hatte; noch zu dem Gelübde beständiger Keuschheit, das er zu Paris abgelegt, und zu Loretto erneuert hatte; noch auch zu dem Entschluß, in den geistlichen Stand zu treten, den, wie er glaubte, Gott ihm eingeflößt hatte. Er war entschlossen, beides auszuführen; und zwar glaubte er dies um so leichter thun zu können, als seine Aeltern seitdem mehrere Kinder bekommen hatten, welche die Vortheile, die er entschlossen war, an sie abzutreten, mit Freuden benützen würden. Doch seine ungemein große Nachgiebigkeit gegen seinen Vater konnte es damals nicht über sich gewinnen, den Planen desselben sich zu widersetzen. Er glaubte, er könne diesen Schritt immerhin thun, ohne dem Vorsatz etwas zu vergeben, den er gefaßt hatte, Gott sich gänzlich zu ergeben; und es wäre noch immer Zeit, mit seinem Vater zu einer Erklärung zu kommen.

Mit diesem Vorhaben also reiste er nach Chambery ab. Herr Anton Faure, die edelste Zierde des Savoyischen Senates, dem er in der Folge als erster Präsident vorstand, nahm ihn bei seiner Ankunft als den Sohn eines seiner theuersten Freunde auf, wies ihm seine Wohnung in seinem Hause an, und schenkte ihm täglich einige Stunden, sich mit ihm zu unterreden, um für seine Aufnahme ihn vorzubereiten. Er glaubte nämlich Anfangs, der junge Graf bedürfe seines Beistandes; doch sah er bald

ein, daß er desselben entbehren konnte. Dies bewog ihn dann, dem ersten Präsidenten Pobel und dem ganzen Senate ihn vorzustellen. Er ward mit Zeichen großer Achtung aufgenommen; und der Senator Crossus erhielt den Auftrag, ihn zu prüfen. Dies that er denn auch, und zwar nach aller Strenge. Doch diese scharfe Prüfung diente nur dazu, die großen Fähigkeiten des Candidaten in ihrem vollen Lichte zu zeigen; er stattete dem Senat den vortheilhaftesten Bericht ab, und der junge Graf ward mit ungemeinem Beifall aufgenommen. Noch an demselben Tage hielt er eine Anrede an den Senat mit einer Beredsamkeit, die allgemeine Bewunderung erregte; und als das Gerücht sich verbreitete, er würde bald Senator werden, gratulirte ihm die ganze Stadt dazu. Gott aber, der die Dinge anders geordnet hatte, entschädigte ihn für diese Ehre durch die innigste Freundschaft des Senators Anton Faure.

Diese so berühmte obrigkeitliche Person, gewöhnlich Baron von Peroges genannt, war zu Bourg in der Landschaft Bresse geboren. Er hatte zu Turin unter dem berühmten Antonio Manucci studirt, und daselbst jene große Wissenschaft erlangt, die ihn als Einen der größten Männer seiner Zeit auszeichnete. Bei seiner Rückkehr nach Savoyen ward er durch sein großes Verdienst, dem Herzog, seinem Landesherrn bekannt, der ihm wichtige Aemter anvertraute. Er verwaltete solche auf eine Weise, daß er zu noch Wichtigeren erhoben ward. Er wurde zum Stellver-

treter des Richters der Landschaft Bresse ernannt, ehe noch diese Provinz mit Frankreich vereint war; hierauf zum Rathspräsidenten der Genfer Landschaft, dann zum Senator, und endlich zum ersten Präsidenten des großen Rathes zu Chambery. Man vertraute ihm die geheimsten Staatsangelegenheiten an; und er leitete dieselben mit einer Unbestechlichkeit und einem Scharfsinn, welche die Achtung und das Vertrauen seines Fürsten ihm für immer erwarben. Wir besitzen schriftstellerische Werke von ihm, die seiner Gelehrtheit unwiderlegliches Zeugniß geben. So groß aber seine Wissenschaft, so groß war auch seine Frömmigkeit, und dies auch war's, was mit dem heiligen Franz von Sales ihn unzertrennlich vereinigte. Wir werden die Früchte dieser Vereinigung im Verlaufe dieser Geschichte sehen.

Einige Tage nach seinem Eintritt in den Senat zu Chambery reiste unser junger Graf von dort ab; es widerfuhr ihm jedoch in dem Walde zu Sonnas etwas Sonderbares, das hier erzählt zu werden verdient. Er unterhielt sich eben mit jenem nämlichen Geistlichen, der früher sein Hofmeister gewesen war, als plötzlich sein Pferd einen so schweren Fehltritt that, daß es ihn herabwarf; wiewohl er ein tüchtiger Reiter war. Dies Nämliche widerfuhr ihm bis zum dritten Male, ehe sie aus dem Walde herauskamen; ohne daß er jedoch sich irgend verwundete noch wehe that. So oft er aber das Pferd abermal besteigen wollte, bemerkte er, daß, wegen der Heftigkeit seines Falles, sein Degen aus der Scheide

herausgefallen, ja daß selbst die Scheide aus dem Degengehenk gefallen war; und daß alle drei Male der Degen und die Scheide ein so regelmäßiges Kreuz gebildet hatten, als ob Jemand solche ganz absichtlich über einander gelegt hätte.

Dieser Vorfall stimmte ihn zum Nachdenken; und er machte seinen ehemaligen Hofmeister aufmerksam darauf. Sowohl damals als hernach war kein Mensch weniger abergläubig als er; doch war er höchst aufmerksam auf Alles, was den Willen Gottes ihm andeuten konnte. Er glaubte aber, Gott habe durch diesen Vorfall, der in der That etwas Sonderbares an sich hatte, ihm wollen zu erkennen geben, daß er diese seine Verpflichtungen in der Welt nicht genehmige; er sei berufen, dem Kreuze zu folgen; und die göttliche Vorsehung habe dies Ereigniß nur zugelassen, um an den Vorsatz ihn zu erinnern, den er gefaßt hatte, die Welt zu verlassen und in den geistlichen Stand zu treten. Er eröffnete sich also zum ersten Male darüber seinem Begleiter, der Hofmeisterstelle an ihm vertreten hatte; bat ihn, seinen Herrn Vater davon zu benachrichtigen, und alles aufzubieten, seine Einwilligung zu erlangen.

Die feste Frömmigkeit, in welcher der junge Graf bis dahin gelebt hatte, war allerdings geeignet, den Geistlichen also zu stimmen, daß er in dem Antrag, den er ihm stellte, eben nichts Befremdendes hätte sehen sollen. Indessen ward er darüber dennoch dergestalt betroffen, als ob er nicht die mindeste Ursache gehabt hätte, sich darauf gefaßt zu halten. Da

er selbst ein frommer, und dabei zugleich auch ein gelehrter Mann war, fürchtete er sich einerseits, dem Willen Gottes sich zu widersetzen, wenn er den Jüngling von seinem Vorsatz abbrächte; da er jedoch andererseits eine große Anhänglichkeit an das Haus Sales hatte, konnte er sich nicht entschließen, einen Vorsatz zu billigen, der alle Plane umstürzte, die dasselbe bei der Erziehung des jungen Grafen gehabt hatte. Diese Verlegenheit wirkte, daß er einige Zeit gleichsam verstummte. Endlich brach er das Stillschweigen, um die Betrübniß ihm vorzustellen, in welche ein solches Vorhaben den Grafen, die Gräfin und das ganze Haus versetzen würde, das ihn seit langer Zeit als die künftige Stütze desselben betrachtete; daß man in dieser Absicht mit so großen Unkosten ihn habe studieren und reisen lassen; und daß man allerdings berechtiget wäre, auf ihn zu rechnen; da er einerseits der Erstgeborene sei, andererseits aber die nothwendigen Eigenschaften besitze, den Absichten zu entsprechen, die man in Beziehung auf ihn gehegt habe.

Diesen Gründen, die von den Vortheilen des Hauses hergenommen waren, fügte er noch bei: der Stand, zu welchem Aeltern ihre Kinder bestimmten, müsse als ein Beruf von Gott angesehen werden, wenn derselbe der Religion und dem Heile nicht entgegen sei; Gott, der nicht minder der Urheber der Natur als der Gnade sei, erkläre sich niemals besser noch unfehlbarer als durch die natürliche Ordnung, wenn solche richtig beobachtet werde; zu jeder

Zeit habe Er die Erstgeborenen bestimmt, die Familien, deren Oberhaupt sie wären, zu erhalten und fortzupflanzen; es sei den Kindern nicht erlaubt, über einen Theil der ihnen bestimmten Güter, wider den Willen der Aeltern zu verfügen; noch weit minder gerecht also wäre es, über ihre Person auf eine Weise zu verfügen, die der Wahl und dem Wohl ihrer Familie gänzlich entgegen wäre; nichts gehöre den Aeltern wesentlicher an als die Kinder, die ihnen das Leben verdanken; das Recht, das sie über dieselben hätten, sei an sich selbst unveräußerlich; er sollte nicht glauben, daß eine Einbildung oder vielleicht gar eine Laune, die er lebenslänglich bereuen werde, ihn berechtigen könne, einer Abhängigkeit sich zu entziehen, die auf die Natur selbst, das heißt, auf eine, von Gott selbst, gegründete Ordnung gestützt wäre. Selbst Menschen mit den besten Absichten irrten sich zuweilen in der Wahl des Berufes; und Mancher glaube, er folge der Stimme Gottes, da er doch in der That nur seiner besondern Neigung folge. Er sollte der Eigenliebe mißtrauen, die allerlei Gestalten annehme, und sich unmerklich in solche Vorsätze einschleiche, die man derselben am wenigsten für empfänglich hielte, und Viele, welche glaubten, sie verließen die Welt, hingen sich selbst um so stärker an. Endlich glaube er, Alles wohl überlegt, nicht, daß es, um Gott anzugehören und sein Heil zu wirken, nothwendig sei, gegen den Willen eines Vaters und einer Mutter, von welchen man zärtlich geliebt werde, in den geistlichen Stand zu treten;

alle Christen wären als solche selbst, und ohne dem Stande etwas beizugeben, in welchem Gott sie habe lassen geboren werden, zu einer erhabenen Heiligkeit berufen; das Evangelium sei die vollkommenste aller Regeln; und es genüge, dasselbe gut in Ausübung zu bringen, um ein großer Heiliger zu werden; es täusche sich, wer da erachte, man könne im weltlichen Stande nicht selig werden; der Himmel wäre voll der Heiligen, die diesen Stand nie verlassen hätten, und er habe um so weniger Ursache demselben zu entsagen, als Gott ihn habe von einer Familie zur Welt kommen lassen, die der Frömmigkeit aufs höchste ergeben sei, wo er immer große Tugendbeispiele gesehen habe und sehen werde; und wo er so wenig Gelegenheit finde, der Verdammniß anheim zu fallen, als vielmehr Hindernisse sich ihm entgegenstellen würden, wenn er jemals in Versuchung geriethe, den Lastern und Ausschweifungen der Welt sich zu überlassen. Es wäre etwas sehr Sonderbares, wenn alle tugendhaften Menschen die Welt verlassen wollten; gerade die Welt bedürfe großer Beispiele und solcher Menschen, die fest genug wären, dem Strom des Verderbnisses und der Gewohnheit sich zu widersetzen; endlich bewege sein Verlangen, Gott gänzlich anzugehören, ihn so wenig dahin, seinen Entschluß zu billigen, daß es vielmehr umgekehrt ihn verpflichte, denselben zu bestreiten; bliebe er im weltlichen Stande mit den Gesinnungen, die Gott ihm eingeflößt habe, so werde er sich selbst heiligen, und sehr vieles zur Heiligung

Anderer wirken; der heilige Ludwig, der heilige Heinrich, der heilige Eduard, der selige Amadäus, Herzog von Savoyen, und so viele Andere, die als Souverains Hindernisse des Heiles in der Welt gefunden hätten, wie er derselben niemals finden würde, wären darin nichts desto minder große Heilige geworden; nach den Schritten solcher Führer könne man mit großer Sicherheit wandeln, er rathe ihm, ihrem Beispiele zu folgen und größere Schonung gegen einen Vater und Mutter zu beobachten, von welchen er so zärtlich geliebt werde, und denen ein solcher Entschluß das Leben kosten könne.

Der Graf, welcher erachtet hatte, sein ehemaliger Hofmeister würde als Priester, als Doctor der Gottesgelehrtheit, und überdies als ein Mann von musterhafter Frömmigkeit, es nie und nimmer mißbilligen, daß er für einen Stand sich entschlossen habe, den er selbst für sich erwählt hatte, erstaunte nicht wenig, als er ihn mit solchem Nachdruck den Entschluß bestreiten hörte, den er gefaßt hatte, die Welt zu verlassen, um sich einzig mit der Sorge zu beschäftigen, Gott zu dienen und sein Heil zu wirken. Er sah ihn mit jener so liebreichen Sanftmuth an, der es so schwer war, zu widerstehen; und da er nicht zweifelte, wofern er ihn überzeugen könne, würde Niemand geeigneter seyn, den Grafen und die Gräfin, seine Aeltern, zu gewinnen, die ein besonderes Vertrauen zu ihm gefaßt hatten, begann er damit, daß er ihm freundliche Vorwürfe machte. Er sprach also: „Wie können Sie je einen

Vorsatz tadeln, den Sie selbst gefaßt haben? Sie widersetzen sich der Wahl eines Standes, in den Sie selbst getreten sind! Sie haben die Welt verlassen; und stürzen mich in dieselbe gerade zur Zeit, wo ich bedacht bin, von derselben mich zurückzuziehen! Sie glaubten, Sie könnten Ihr Heil nicht darin wirken, und verlangen, daß ich darin das meinige wirke; da ich doch eine weit geringere Tugend habe als Sie! Wo bleibt da die Regel des Evangeliums, die Sie verpflichtet, Ihren Nächsten wie sich selbst zu lieben? wo die Zärtlichkeit eines Vaters, und die Aufrichtigkeit eines Freundes?"

Der Geistliche, der ihn wirklich sehr innig liebte und über die Vorwürfe sich betroffen fühlte, wollte ihn unterbrechen; der Graf jedoch, der anfing, mit Ereiferung zu sprechen, ließ ihm keine Zeit dazu. Er antwortete der Reihe nach auf Alles, was er ihm gesagt hatte, seine Absicht zu bestreiten; und schloß endlich mit den Worten: Glauben Sie mir, ich kenne mich besser als irgend Jemand. Ich bin zwar noch jung; darum aber sehe ich dennoch sehr wohl ein, daß gerade diese Vorzüge der Natur und des Glückes, die Sie heraushoben, die Gefahren vermehren, welchen jeder Sterbliche hinsichtlich der großen Angelegenheit des ewigen Heiles ausgesetzt ist. Die Gefahren, die mich umgeben, sind ohne Zahl. Ich sehe derselben viele; und ich glaube, daß es derselben noch weit mehrere gibt, die ich nicht sehe. Ich weiß, daß ich der Wirklichkeit nach keine Tugend habe, außer im Verlangen; daß ich aber

wahrhaftig in mir selbst Quellen der Verführung und der Ausschweifung hege, die es nicht erst bedürfen, daß die Lockungen der Welt ihnen nachhelfen, in welchen sie mich verflechten wollen. Seit langer Zeit hat Gott mir eine starke Abneigung gegen die Welt gegeben; und Er hat die Gnade mir verliehen, seine Furcht und seine Liebe allen Dingen vorzuziehen. Widersetzen Sie sich also nicht ferner dem Vorhaben, das Er mir einflößte. Thun Sie sogar etwas mehr; helfen Sie mir dasselbe ausführen; und da ich fühle, daß die größten Hindernisse mir von Seiten Derjenigen kommen werden, welchen ich das Leben verdanke, und die ich nach Gott am meisten zu achten verpflichtet bin, so trachten Sie, dieselben zu gewinnen, und ersparen Sie mir den Schmerz, der mich tief verwunden müßte, wenn ich etwas thäte, das ihnen mißfiele."

Der Priester ward innig von dieser Rede gerührt. Er bewunderte in einem so jungen Manne diese tiefe Verachtung für Alles was nur die Welt Reizendes hat, und für alle zarten Schmeicheleien der Natur; und da er überzeugt war, er sei zur höchsten Vollkommenheit berufen, antwortete er ihm, Gott sei sein Zeuge, daß sein Heil ihm nicht minder am Herzen liege als sein eigenes; und daß er keinen Unterschied zwischen seiner Seele und seiner eigenen treffe; daß aber bei einer ungleichen Tugend die Rathgebungen verschieden wären. Er habe die Welt verlassen, weil er geglaubt habe, er könne darin nicht selig werden; und weil er weder die Kraft noch

die Festigkeit in sich gefühlt habe, der Verdorbenheit der Welt zu widerstehen. Die strenge Tugend hingegen, die er bis dahin ihn habe beharrlich üben sehen, hätte ihn überzeugt, daß er in der Welt bleiben könne, nicht nur ohne darin nicht verloren zu gehen; sondern auch noch auf eine Weise, die dem Heile vieler Andern sehr nützlich seyn werde; sein Beispiel sei vermögend, zur Tugend anzuziehen. Er stelle es nicht einmahl in Abrede, daß eine geheime Gefälligkeit, die er gegen die Absichten seiner erlauchten Aeltern hegte, die den seinigen so sehr entgegen wären, ihn bewogen habe, die Wahl zu bestreiten, die er treffen wolle; er habe geglaubt, die Ehre, die sie ihm erzeigt hätten, seine Person, nämlich ihr Liebstes auf der Welt, ihm anzuvertrauen, fordere von ihm, daß er die Absichten unterstütze, die sie für seine Zukunft hätten; auch sei es übrigens wahr, daß die meisten Jünglinge von dem falschen Schimmer der ersten Regungen einer nicht sonderlich festen Andacht sich hinreißen ließen, und oft als einen göttlichen Beruf die zarten Empfindungen einer ungeregelten Frömmigkeit, einen gewissen Geschmack an geistlichen Dingen betrachteten, der nichts Ständiges habe, und auf den dann oft eine entsetzliche Reue und eine geheime Verzweiflung nachfolge, der sie zu Ausschweifungen verleite, deren sie nie fähig gewesen wären, wenn sie die Welt nicht verlassen hätten; daß jedoch die Kenntniß, die er von der Festigkeit seines Geistes, von der Standhaftigkeit seines Herzens und zumal von der großen Sorgfalt erlangt habe, die er immer angewen-

det hätte, die Unschuld seiner Taufe und die besondern Gnaden zu bewahren, die Gott in so vielen gefährlichen Gelegenheiten ihm verliehen, worin er sich befunden habe, ihm bessere Begriffe von seinem Berufe gegeben hätte; und daß er entschlossen sei, demselben sich nicht länger zu widersetzen; allein er bitte ihn, den Auftrag ihm zu erlassen, dies seinen Aeltern vorzutragen; er fühle die Kraft nicht in sich, ihnen eine so tiefe Wunde zu schlagen; er schließe auf ihre zarte Liebe nach seiner eigenen; und auf den Eindruck, den ein solcher Vorschlag auf sie wirken würde, nach dem Eindruck, den derselbe auf ihn selbst gewirkt habe.

Unter diesem Gespräche kamen sie bis in das Schloß Thuille, wohin der Graf und die Gräfin sich begeben hatten, ihren Sohn zu empfangen. Er fand daselbst die Dinge auf eine Weise geordnet, die seinen Absichten gar sehr entgegen waren. Der Graf von Sales, der nur bedacht war, ihn vortheilhaft zu verheiraten, hatte während seiner Abwesenheit eine Wahl in dem Fräulein von Vegy für ihn getroffen; der Tochter des Freiherrn von Vegy, Staatsraths des Herzogs von Savoyen nnd obersten Richters der Provinz Chablais. Sie war von ausgezeichneter Geburt, schön, reich und wohlgestaltet; und es war in ganz Savoyen kein großer Herr, der eine solche Verbindung sich nicht zur Ehre gerechnet hätte. Der Graf Sales hatte diese Ehe für seinen Sohn mit vieler Gewandtheit vermittelt; er betrachtete die Ausführung dieses Planes als das Meisterstück seiner

Weisheit; und er wartete nur die Rückkehr seines Sohnes ab, eine Angelegenheit zu Stande zu bringen, die den Reichthum, die Ehre und das Ansehen seines Hauses bedeutend vermehren sollte. Kaum war der junge Graf angekommen, so trug er ihm diese Sache vor, und sagte ihm, er sollte sich bereit halten, am folgenden Tage mit ihm abzureisen, und um das Fräulein anzuhalten.

Dies Wort tönte dem jungen Grafen gleich einem Donnerschlag. Wohl zu hundert Malen war er bereit, diesen Antrag abzulehnen, und seinem Vater zu erklären, er habe beschlossen, in den geistlichen Stand zu treten; aber eben so oft lähmte die Ehrfurcht gegen ihn seine Zunge. Es gemuthete ihn, es unterlaufe Unredlichkeit, ja sogar Verachtung gegen ein Fräulein von Stande dabei, daß man anfinge, sich mit dem festen Entschlusse um sie zu bewerben, niemals in eine Heirath mit ihr zu willigen; und er sagte sich selbst hierüber Alles, was ein wohlgebildeter Verstand nur zu sagen vermag; doch seine außerordentliche Sanftmuth und seine unüberwindliche Abneigung, dem Willen seines Vaters in einer so äußerst delicaten Sache sich zu widersetzen, benahm ihm die Kraft, sich zu erklären. Andererseits war dem Grafen Sales der Kaltsinn nicht entgangen, mit welchem sein Sohn einen Antrag aufgenommen hatte, der ihm die größte Freude hätte machen sollen; da er jedoch himmelweit entfernt war, die wahre Ursache desselben zu vermuthen, schrieb er solchen seiner Sittsamkeit zu, und zweifelte nicht daran, die

Schönheit des Fräuleins Vegy würde eine Gleichgültigkeit bald besiegen, die er nicht für so tief gegründet hielt. Endlich kam der Tag, der zur Abreise bestimmt war; und noch immer fühlte der junge Graf die Kraft nicht in sich, seinem Vater seine Absicht zu eröffnen. Sie wurden auf dem Schlosse Salandre sehr freundschaftlich empfangen, wohin der Freiherr von Vegy sich begeben hatte, diese Heirath zu schließen. Sein vermeintlicher Schwiegersohn gefiel ihm sehr wohl, und mehr noch gefiel er dem Fräulein, seiner Tochter. Niemals schien es, als wären zwei junge Personen mehr für einander geeignet gewesen als beide; doch anders hatte es der Himmel beschlossen. Der junge Graf konnte sich keine Gewalt anthun; und er schien so ängstlich und in allen seinen Manieren so verlegen, daß es seinem Vater auffiel. Er machte ihm darüber bittere Vorwürfe; auf die er nur durch ein hartnäckiges Stillschweigen antwortete. Dies Betragen, auf welches der Graf Sales nicht gefaßt war, nöthigte ihn abzureisen, ohne etwas zu beschließen. Bei ihrer Rückkehr fingen die Vorwürfe aufs neue an; und der Sohn antwortete darauf bloß, es sei ihm unendlich leid, daß er ihm Ursache zu Mißvergnügen gegeben habe. Die Gräfin, seine Mutter, die mit ungemeiner Zärtlichkeit für ihn eingenommen war, bot vergeblich alle Gewalt auf, mit welcher sie sonst auf ihn einwirkte, um ihn zu dieser Ehe zu bereden. Eben so wenig richteten die übrigen Freunde des Hauses aus, und es blieb dem Grafen, seinem Vater, von

so vielen unnützen Versuchen nichts übrig, als eine äußerste Bestürzung über den Grund, der seinen Sohn dahin bestimmen konnte, einen so vortheilhaften Antrag abzuweisen.

Doch ärger noch erging es, als der Freyherr von Hermance ihm von Turin aus Bestallungsbriefe von dem Herzog von Savoyen überbrachte, durch die er zum Senator des großen Rathes zu Chambery ernannt wurde; welche Stelle der Landesfürst, seiner großen Verdienste wegen, ihm ohne alle Taxen verlieh. Der junge Graf wies solche mit unüberwindlicher Standhaftigkeit ab; sein Herr Vater aber bezeigte bei dieser Gelegenheit ihm eine Unzufriedenheit, die er nicht länger ertragen konnte. Er beschloß endlich, sein wahres Vorhaben ihm entdecken zu lassen. In dieser Absicht wendete er sich an seinen Vetter Ludwig von Sales, Domherrn der Hauptkirche von Genf, der, wie er wußte, sehr viel über seinen Vater vermochte.

Der Domherr, der ein sehr frommer Mann war, bestritt sein Vorhaben nicht nur keineswegs; sondern er billigte dasselbe auch gar sehr. Er verhieß ihm also, diese Sache auf sich zu nehmen; nur ersuchte er ihn, ihm etwas Zeit zu lassen, diese Angelegenheit Gott im Gebet zu empfehlen und einen günstigen Augenblick abzuwarten, seinem Vater eine Eröffnung zu thun, die viele Vorsicht erfordere. Hierin aber hatte er eine besondere Absicht. Franz Empereur, Propst der Kirche zu Genf und Senator zu Chambery, war erst kürzlich mit Tode abgegan-

gen; es war also die erste Würde dieser Kathedralkirche durch seinen Tod erledigt. Das Verleihungsrecht derselben stand dem Papste zu. Ludwig hatte viele Freunde am römischen Hofe, und er verwendete solche alle, diese Pfründe für den jungen Grafen Franz von Sales zu erlangen. Sie halfen ihm treulich; so daß er dieselbe auch für ihn erhielt; und was sonderbar genug ist, er sprach darüber kein Wort mit ihm, weil er nicht zweifelte, sein Vetter würde um so weniger Anstand nehmen, diese Würde anzunehmen, als er durchaus nicht beigetragen hätte, dieselbe zu erlangen.

Endlich langte das apostolische Breve an; und er theilte solches den jungen Grafen im Vertrauen mit. Doch wie sehr erstaunte er, als dieser ihm sagte, seine Absicht bei dem Antreten des geistlichen Standes sei keineswegs, Pfründen zu besitzen; er werde von seinem väterlichen Erbe leben; er hielte des hohen Ranges, den er ihm erwirkt habe, sich gänzlich unwürdig; es sei nicht billig, einen jungen Mann, der nicht durch die untern Stellen hindurchgegangen wäre, und weder Tugend noch Erfahrung hätte, so plötzlich an die Spitze des Clerus eines großen Bisthums zu stellen, und seinen Rang ihm unmittelbar nach dem Bischof anzuweisen. Die Stelle wäre ihm, seinem Vetter, weit zuständiger, und er bitte ihn, zu genehmigen, daß er sein Recht an ihn abtrete und sich damit begnüge, Einer der Letzten im Hause des Herrn zu seyn.

Ludwig von Sales jedoch, der großes Ansehen über ihn hatte, sagte ihm mit entscheidendem Tone, er lobe zwar seine Demuth, in welcher er sich weigere, den Rang anzunehmen, zu welchem Seine Heiligkeit ihn erhoben hätten; und stimme ihm vollkommen bei, daß man sich keine geistlichen Pfründen verschaffen soll; sondern daß man warten müsse bis Gott zu denselben berufe. Indessen sei es ein tadelhafter Starrsinn, solche von sich zu weisen, wenn sie von selbst sich darböten, ohne daß man sie gesucht hätte; er kenne ihn besser, als er sich selbst kenne; die göttliche Vorsehung habe eine so günstige Gelegenheit herbeigeführt, um die Gelegenheit ihm zu verschaffen, die Einwilligung seiner Aeltern um so leichter zu erhalten; er sollte sich wegen alles dessen auf ihn verlassen; er würde es vor Gott und den Menschen verantworten; und zweifle auf keine Weise, die Vorsehung habe ihre Absichten, warum sie ihn so plötzlich, und ohne, daß er irgend sich darein gemengt habe, zu einer Würde erhebe, die ihn dem Episcopat so nahe stelle.

Niemand hing weniger an seinem eigenen Sinne als der gräfliche Jüngling; er ergab sich der Wahrheit, sobald er solche anerkannte; oft sogar der Autorität, wenn er keinen Grund hatte, derselben zu mißtrauen, und er solche für hinreichend hielt, ihn zu bestimmen. Der Grund, der ihm so eben war angeführt worden, daß er die Probstei an der Genferkirche sich nicht selbst verschafft hatte; und die Hochachtung gegen seinen Vetter Ludwig, bestimmten ihn,

solche anzunehmen. Kaum aber hatte er seine Einwilligung ausgesprochen, so begab sich dieser liebreiche Verwandte zu dem Grafen und der Gräfin Sales, ersuchte sie um eine geheime Unterredung mit ihnen und zeigte ihnen die Bulle über die Probstei der Genfer Kathedralkirche, die er so eben für den Grafen, seinen Vetter, erhalten hatte. Er sagte ihnen, er habe ihm schon seit längerer Zeit sein Vorhaben eröffnet, der Welt zu entsagen, um in den geistlichen Stand zu treten; dies aber sei nicht etwa ein Entschluß Eines Tages; er habe denselben schon von früher Jugend an gefaßt, und nur in der Absicht, solchen auszuführen, sobald er das dazu erforderliche Alter würde erreicht haben, habe er sie um die Erlaubniß gebeten, die Tonsur zu empfangen. Da es ihm wohl bewußt wäre, welche große Ehrfurcht er ihnen schuldig sei, habe er sich an ihn gewendet, sie um ihre Einwilligung zu bitten; er hoffe, ihre Frömmigkeit werde ihnen nicht gestatten, der Ausführung eines Vorhabens sich zu widersetzen, das Gott ihm eingeflößt habe; da er dabei einzig sein ewiges Heil suche; er verlasse sie auch nur, weil er den Himmel der Erde, und den Dienst Gottes dem Dienste der Welt vorziehe; dies aber wäre die größte Belohnung, die in diesem Leben ihnen für die besondere Sorgfalt werden könne, mit welcher sie von seiner Kindheit an ihm fromme Gesinnungen eingeflößt hätten; übrigens glaube er, ihnen sagen zu müssen, er sei so fest in seinem Vorsatze, daß er denselben niemals ändern werde; vergeblich

würde man sich widersetzen, und sie selbst könnten dieß daraus ermessen, daß der einzige Grund, diesen Vorsatz auszuführen, ihn bestimmt habe, jene so vortheilhafte eheliche Verbindung, und die Stelle im Senate auszuschlagen, die der Herzog von Savoyen ihm habe anbieten lassen.

Niemand war je mehr erstaunt als der Graf und die Gräfin Sales bei diesem Vortrag es waren. Sie blickten einander an, ohne daß sie es vermochten, ein Wort zu sprechen; der Schmerz benahm ihnen alle Kraft zu antworten. Der Domherr aber fuhr fort und sagte ihnen, er selbst habe den Beruf des jungen Herrn geprüft und auch durch andere eben so weise und tugendhafte Männer prüfen lassen; alle aber kämen darin überein, dieser Beruf komme von Gott, und eben darum werde man demselben sich vergeblich widersetzen. Zwar bekenne er, es sei dies ein schwerer Schlag, der ihre Absichten umstürze, ihre Hoffnungen vernichte; und es sei nicht möglich, daß die Natur nicht darüber murre; doch müsse der Glaube und die Religion solche zum Schweigen verhalten, und sie in die Gränzen der Unterwürfigkeit einengen, die Gott gebührt, und von welcher man, ohne sich schwer zu versündigen, nicht abgehen könne. Endlich aber seien, Alles wohl bedacht, die Kinder weit mehr Gottes als der Aeltern Eigenthum; sie seien ein Gut, das Er ihren Händen anvertraut habe, und es stehe Ihm frei, solches zurückzufordern, wann immer es Ihm wohlgefällig wäre; sie sollten sich glücklich achten, Ihm

ein solches Opfer bringen zu können; und dies Opfer sei solcher Art, daß es ihrem Hause mehr Gutes zuziehen könne, als alle ihre Plane je vermocht hätten, demselben zu verschaffen.

Der Graf und die Gräfin gaben auf diese Rede nur durch ihre Thränen Antwort. Der Domherr Ludwig von Sales jedoch, der ihre wahrhafte und tief gegründete Frömmigkeit kannte, fing hierauf an, mit noch mehr Nachdruck zu sprechen, und sagte: „Wie etwa: wollten Sie wider Gott streiten? Glauben Sie, Sie werden den Sieg über Ihn erringen? — Wo ist Ihr Glaube? wo Ihre Religion? wo die Unterwerfung ohne Schranken, die Sie Ihm schuldig sind? Und wie denn, wenn Er Ihnen, wie dem Abraham, Befehl ertheilte, diesen geliebten Sohn mit eigenen Händen Ihm zu schlachten? oder wenn, wie Er dies bei Job zuließ, der Tod an Einem Tage alle ihre Kinder Ihnen hinwegraffte? Nur Einen Sohn fordert Er von Ihnen aus einer so zahlreichen Familie, die Er Ihnen gegeben hat; und Sie versagen Ihm diesen Einen, nachdem er seinen Eingebornen, um Ihres ewigen Heiles Willen, dem Tode hingegeben hat?"

Diese so eindringlichen Worte lösten endlich dem Grafen Sales die Zunge. „Ich weiß, antwortete Er, daß Alles was ich habe, Gott weit mehr als mir angehört; daß Er der unumschränkte Herr aller Güter ist. Wer würde es je wagen, mit Ihm zu streiten? Würde aber mein Sohn, wenn er mein Verlangen erfüllte, Gott darum weniger angehören?" —

Tiefe Seufzer erstickten seine fernere Rede. Nachdem er aber ein wenig sich erholt hatte, sprach er in etwas ruhigerem Tone, er und die Gräfin bedürften einiger Tage, sich zu entschließen; er möchte sie nicht verlassen; und er würde in kurzer Zeit Antwort erhalten. Nun fragte der Domherr, ob er nicht erlaube, daß der junge Graf selbst sie um ihre Einwilligung bitte; der Graf jedoch antwortete: „Nein, sein Anblick würde mich zu tief ergreifen; ich werde Ihnen schon sagen, wann es Zeit dazu ist.“

Fühlte aber der Graf sich abgeneigt, in das Verlangen seines Sohnes zu willigen, so war dies in noch höherem Grade der Fall bei der Gräfin. Von tiefem Schmerz gebeugt, verschloß sie sich in ihr Kabinet; und man hörte sie mehrere Tage hindurch laut weinen und schluchzen. Endlich jedoch gewann die Frömmigkeit die Oberhand über die Natur; sie unterwarf sich dem göttlichen Willen; und gewann es sogar über sich, ihren Gemahl zu stimmen.

Als nun der Tag erschienen war, wo sie ihre Einwilligung geben sollte, führte der Domherr Ludwig ihren Sohn herbei. Der Anblick dieses so innig geliebten Sohnes aber erneuerte ihren Schmerz, den sie durch abermalige Thränen und Seufzer kund gaben; und der Domherr selbst konnte, trotz seiner ganzen Festigkeit, der Thränen sich nicht erwehren. Kaum hatten die gräflichen Aeltern die Kraft, ihren Sohn aufzuheben, der sich ihnen zu Füßen geworfen hatte, und nicht von dort aufstehen wollte. Endlich that der Graf, der von Natur sehr hochsin-

nig war, sich Gewalt an und stellte ihm vor, er sollte wohl zusehen, daß er nicht etwa, in der Meinung, dem Berufe Gottes zu folgen, seinem göttlichen Willen und der Ordnung widerstrebe, die Er selbst in der Welt aufgestellt habe; die erstgebornen Söhne wären natürlicher Weise berufen, ihre Häuser aufrecht zu erhalten und fortzupflanzen; in dieser Absicht habe er ihm eine Erziehung gegeben, die in dem Stande ihm unnütz werde, den er erwähle, und welche seine andern Brüder nicht erhalten hätten; seine Familie bedürfe um so mehr einer Stütze, als dieselbe zahlreich sei; er habe darauf gerechnet, er werde der Stab seines Alters seyn; und nicht ohne große Betrübniß sehe er nun, daß er des Beistandes beraubt sei, den er von ihm erwartet habe; er könne nicht einsehen, daß er Gott weniger angehöre, wenn er in einer christlichen Familie wie die seinige bliebe, wo man es sich zur Ehre halte, Gott zu fürchten und Ihm zu dienen; indessen hätten seine Mutter und er beschlossen, seinem Berufe sich nicht zu widersetzen; doch sollte er ernstlich prüfen, ob Gott auch in der That etwas von ihm fordere, das den Pflichten der Natur und der Menschheit so ganz entgegen schiene.

Der junge Graf antwortete sehr ehrerbietig: der heilige Stand, den er antreten wolle, spreche ihn von keiner der Pflichten frei, welche die Natur gegen ihn und seine Familie ihm auferlege; er werde in der Zukunft ihm nicht weniger untergeben, noch irgend weniger abhängig von ihm seyn; so oft er es

als rathsam betrachte, wäre er bereit, mit aller Sorgfalt für das Wohl und den Nutzen des Hauses zu wirken; er wisse, daß nichts die heiligen Bande zu brechen vermöge, welche Kinder an ihre Aeltern knüpfen; Gott sei sein Zeuge, daß es ihm nicht möglich wäre, zartere Liebe und Dankbarkeit gegen Diejenigen zu tragen, als er für Diejenigen im Herzen trage, welchen er nach göttlicher Anordnung das Leben verdanke; endlich auch würde die Erziehung, die er ihnen verdanke, ihm vielleicht nicht so unnütz seyn, als man vielleicht glauben möchte.

Diese letzten Worte veranlaßten den Grafen, seinen Vater, ihn zu unterbrechen und in ihn zu dringen, die Senatorstelle anzunehmen, welche der Herzog ihm anbiete; und zwar drängte er ihn um so mehr, als diese Stelle nicht unvereinbar mit dem Stande war, in welchen er sich begeben wollte; wie sein Vorgänger noch ganz kürzlich dessen ihm ein Beispiel gegeben hatte. Aber sein Sohn fiel ihm zu Füßen und bat ihn, er möchte die Gnade ihm ganz und vollständig bewilligen, und seine Einwilligung geben, daß er sein übriges Leben hindurch nur mit den Verrichtungen des heiligen Amtes sich beschäftige, zu welchem Gott ihn berufe. Er fügte noch bei, er habe seinen Vetter ersucht, ihm Rechenschaft über seinen Beruf zu geben; und er zweifle auch nicht, daß er dies, und zwar weit besser gethan habe, als er selbst es hätte thun können; er aber sei gekommen, um den Segen seiner geliebten Aeltern zu bitten; und er

werde nicht von dannen weichen, bis er denselben empfangen habe.

So wehe es dem Grafen that, daß sein Sohn eine Ehre ausschlug, die so sehr zu den Planen stimmte, die er für ihn entworfen hatte, war seine zarte Liebe gegen ihn dennoch so groß, daß er seinen Segen ihm nicht versagen konnte; was dann auch die Gräfin that; und hierauf erhob er ihn freundlich und sprach zu ihm: „Mein Sohn, ich flehe zu Gott, daß Er deine Belohnung im Himmel seyn möge, so wie Er nun dein Antheil auf Erden seyn wird!" — Dieser antwortete, damit diese frommen Wünsche um so wirksamer in Erfüllung gingen, bitte er ihn zu genehmigen, daß er das Recht der Erstgeburt an seinen Bruder Ludwig abträte, den er, seiner seltenen Tugend wegen ungemein lieb hatte: seine Aeltern jedoch weigerten sich, dies zu gestatten, und bestanden darauf, daß er alle seine Rechte beibehalten sollte.

Von heiliger Freude durchdrungen, reiste nun der junge Diener Gottes sogleich mit seinem Vetter, dem Domherrn Ludwig von Sales ab, die Propstei von Genf *) in Besitz zu nehmen. Da der Domherr

*) Als das Feuer der sogenannten Reformation, das Johann Calvin und seine Parteigänger nach Genf gebracht hatten, zur wüthenden Flamme erwachsen war, vertrieben die, auf solche Weise Reformirten den Bischof und das Domcapitel aus der Stadt, die sich dann nach Annecy zogen. Indessen blieb dennoch, ungeachtet aller Bemühungen der Calviner, der größte Theil des Bisthums katholisch, und die zu demselben gehörigen Kirchen, Probsteien und Pfründen behielten ihre Titel bei; ob auch manche im Besitz der Häretiker waren.

unterwegs wahrnahm, daß er Thränen vergoß, fragte er ihn, ob sein Vorhaben ihn gereue. Franz antwortete ihm, dies sei fern von ihm; allein er könne der äußersten Betrübniß nicht gedenken, die er bei einem Vater und einer Mutter veranlaßt habe, welche ihn immer so zart geliebt hätten, ohne daß sein Herz darüber bewegt werde; und er erachte nicht, das Opfer, das er nun im Begriffe sei, Gott zu bringen, werde Ihm darum minder wohlgefällig seyn, weil es mit Thränen bethaut sei, die aus so natürlichen Empfindungen flössen. Der Domherr, der weit entfernt war, ihn zu tadeln, gestand ihm nun selbst, er sei von dem Schmerz so tief ergriffen worden, den seine Aeltern über sein Vorhaben empfanden, daß er mehr als einmal nahe daran gewesen sei, seine Sache zu verlassen, und mit ihnen sich wider ihn zu vereinigen, um ihn zu verhalten, in der Welt zu bleiben; doch die Festigkeit, die er bewiesen, habe auch ihn bei seiner Festigkeit erhalten.

Als sie nun zu Annecy angekommen waren, ließ Ludwig von Sales das Capitel der Kathedralkirche versammeln. Franz von Sales legte demselben die päpstliche Bulle Clemens VIII. vom 7. Merz des achten Jahres seines Pontificates, dann seine Ahnenprobe und die Zeugnisse über seine Studien und seine Fähigkeiten vor. Das Capitel untersuchte alle diese Actenstücke, und nahm ihn um so ehrenvoller auf, als der Ruf seiner Tugend und seiner Gelehrtheit ihm bereits eine hohe Achtung erworben hatte. Da nun die ganze Versammlung ihn in den Besitz der

Bischöfliche Bibliothek • Passau

Propstei gesetzt hatte, hielt er eine Rede, worin seine Sanftmuth und seine Tugend so wundersam hervorleuchtete, daß er alle Herzen vollends gewann. Bald verbreitete sich diese Sache in der ganzen Stadt, wo die Familie Sales in großem Ansehen stand, und Jederman hatte große Freude darüber; zumal da Franz von Sales ins besondere daselbst einer hohen Achtung genoß. Niemand jedoch nahm innigern Antheil daran, als der heilige Bischof von Genf; er empfing ihn, wenn er zum Besuche zu ihm kam, als einen Mann, von dem Gott ihm gezeigt hatte, er würde einst sein Nachfolger seyn und die ganze Kirche durch den Glanz seiner Heiligkeit erbauen. Einige Zeit hernach ertheilte er ihm die vier mindern Weihen und das Subdiaconat; in der nächstfolgenden Quatemberzeit aber das Diaconat. Der demüthige Franz wollte die, von der Kirche angeordneten Zwischenzeiten beobachten; der heilige Bischof aber, der die Reinheit seines Herzens und die Tiefe seiner Frömmigkeit und Gelehrtheit sehr genau kannte, und ihn ungemein gern predigen hörte, wollte von dieser Regel ihn ausnehmen: er selbst aber hatte eine so große Verehrung für seinen Oberhirten, daß er es sich nicht erlaubte, mit ihm hierüber zu streiten. Er predigte noch als Diacon, und zwar mit so glänzendem Erfolg, daß es schon damals ersichtlich ward, Gott habe ihn erwählt, die Irrgläubigen, deren das Bisthum Genf voll war, zu überzeugen und zu gewinnen. Drei Calviner von Adel, die Herrn von Awilly und von Bursin, und ein dritter, dessen Namen die Ge-

schichte nicht nennt, welche dieser ersten Predigt beiwohnten, bekannten, sie seien davon tief ergriffen worden, und hätten eine bessere Meinung von dem katholischen Glauben bekommen, als sie bis dahin gehabt hätten. Wirklich bemerkte man, daß sie von dieser Zeit an der Spottreden sich enthielten, mit welcher sie sonst über denselben zu sprechen pflegten. Wir werden in der Folge dieser Geschichte die Früchte, die diese erste Aussaat zu ihrer Zeit brachte, so wie den Segen sehen, den Gott darüber ergoß.

Dieser Predigt folgten einige andere nach, die ihm einen außerordentlichen Ruf verschafften; und er besaß auch fürwahr große, sowohl natürliche als erworbene Eigenschaften für dies heilige Amt. Er war groß von Gestalt, und seine äußere Miene war ungemein sittsam, seine Stimme stark und annehmlich, und seine Geberdung lebhaft und voll des Ausdrucks; doch ohne Gepränge und Ziererei. Er vernachlässigte die Beredsamkeit nicht, zumal im Anfang seines Predigtamtes; und er pflegte zu sagen, wenn man die Redekunst anwende, den Irrthum zu verfechten, müsse man solche um so mehr anwenden, der Wahrheit den Sieg zu verschaffen, und die Härte der Herzen zu brechen.

Diese äußerlichen Eigenschaften, die keineswegs zu vernachlässigen sind, wurden bei ihm von einer Salbung unterstützt, die ganz deutlich zeigte, daß er zu Andern aus der Fülle und dem Ueberfluß seines Herzens sprach; und daß er ein Jünger Jesu Christi geworden war, um ein Meister der Men-

chen zu werden. Bevor er predigte, pflegte er jederderzeit, durch geheime Seufzer und eifriges Gebet vor Gott sich zu erneuern. Immer schwebte jener Ausspruch des göttlichen Heilandes von Johannes ihm vor Augen: „Er war ein brennendes und leuchtendes Licht!" — und er hatte daraus so viel erlernt, daß man, um Andern mit Nutzen vorzuleuchten, und durch das Wort der Wahrheit sie zu erleuchten, früher selbst von göttlicher Liebe und von Eifer für das Heil der Seelen brennen müsse. Er studierte wenigstens eben so lange zu den Füßen des Kruzifixes als in seinen Büchern; und er war überzeugt, daß ein Prediger keine Frucht erzielen kann, wofern er nicht dem innerlichen Gebet ergeben ist, und selbst am ersten thut, was er Andere lehrt.

Doch wie heilig immer seine Beschäftigungen und seine Studien waren, gab er dieselben auf, als er sah, daß die Zeit heran nahete, wo er die heilige Priesterweihe empfangen sollte; um nur mit Gott allein sich zu beschäftigen. Vor dieser Zeit hatte er täglich einige Stunden zu dem Studium der Scholastik und der Polemik oder der Controverse bestimmt. Nun änderte er dies ab; und verlegte sich nur mehr auf jene göttliche Theologie, die man durch das Gebet und das Studium der Schrift erlangt, und die der heilige Geist allein lehrt. Er hatte aus Erfahrung gelernt, daß, je mehr der Verstand die Größe Gottes durch die Subtilitäten der Schule zu erkennen sucht, um so mehr der Wille von seiner Liebe sich entfernt; daß die wahre Weisheit durch die

Furcht Gottes, durch ein frommes Leben und durch die beständige Betrachtung des göttlichen Gesetzes erlangt wird; daß manche darauf ausgehen, im Geiste erleuchtet zu werden, und die Tugend und die Gerechtigkeit verschmähen. Und da er weit eifriger dahin strebte, heilig, als gelehrt zu werden, richtete er sich nach jenem Ausspruch des heiligen Augustinus: „Jene die von Jesu gelernt haben, demüthig und sanftmüthig von Herzen zu werden, schreiten viel weiter in der Erkenntniß Gottes durch das Gebet und die Betrachtung, als durch Studium und Lesen der Bücher."

In dieser Absicht arbeitete er auf dieselbe Weise gelehrt zu werden, wie die heiligen Väter es wurden; und weil er wußte, daß Gott die Reinheit selbst ist, und nur mit reinen Augen kann gesehen werden, arbeitete er ohne Unterlaß, seine Seele durch die Uebung aller Tugenden zu heiligen, damit sie für das Licht Gottes und für jene innerliche Salbung empfänglich würde, die alle Dinge lehrt.

Nicht wundern darf man sich, daß er bei einer solchen Vorbereitung zur heiligen Priesterweihe, in diesem Sacramente die reichlichste Fülle jenes vorzüglichen Geistes empfing, in welchem der wahre Charakter der Priester und die ganze Stärke der Hirten besteht; und daß man, so oft er die furchtbaren Geheimnisse des Altars feierte, in seinen Augen und auf seinem Angesichte ein Feuer glänzen sah, das auf jenes Feuer schließen ließ, von welchem sein Herz im Innern brannte.

Seit dieser Zeit sah man ihn sorgfältig Allem ausweichen, was die Achtung der Menschen ihm erwerben konnte. Zufrieden damit, Gott zu gefallen, und nur bedacht, seine Ehre zu fördern, predigte er selten in Städten; sondern man sah, wie er in Dörfern und armen Wailern umher ging und eine zahllose Menge armer Leute unterrichtete, die im Christenthum lebten, ohne beinahe dasselbe zu kennen. Es war sein Vergnügen, nach dem Beispiele Jesu Christi, mit diesen einfachen Seelen sich zu unterreden; und er fand sie um so besser geneigt, das Licht des Evangeliums aufzunehmen, als ihr Herz weder durch Ehrsucht, noch durch Reichthum, noch durch jene andern Leidenschaften verderbt war, aus welchen, wie aus eben so vielen unglückseligen Quellen, die Verblendung und das Verderbniß des Herzens hervorgeht.

Er war, wie der Weltapostel spricht, berechtiget, wenigstens das Nothwendige von Denjenigen anzunehmen, welchen er in so reichlichem Maße geistige Güter spendete; doch lieber wollte er seinem Beispiele folgen, als von seiner Erlaubniß Gebrauch machen. So wenig fiel er diesen Völkerschaften zur Last, daß er vielmehr ihnen mit freigebiger Hand Almosen ertheilte, die er entweder von seinem eigenen Vermögen, oder von Geldern ausspendete, die er von mildthätigen Personen in dieser Absicht empfangen hatte. Uneigennützigkeit ist eine jener Tugenden, die am meisten dahin wirken können, dem heiligen Dienste der Hirten Ansehen zu verschaffen; gleichwie

umgekehrt Geiz und Eigennutz immer dahin wirken, dies apostolische Amt in den Augen der Völker herabzusetzen. Bemerken sie einmal, daß man auf ihre Unkosten sich bereichern will, ja fordert man, was man zu fordern sogar berechtiget ist, mit allzu großer Härte, oder zeigt man eine verhaßte und in der heiligen Schrift so strenge verbotene Herrschsucht, so ist es nicht möglich, daß sie nicht jene Achtung und jenes Vertrauen verlieren, die so unumgänglich nothwendig sind, die Herzen zu gewinnen, und solche, ungeachtet der Abneigung der Natur, zur Ausübung christlicher Tugenden zu bewegen. Auf den Verlust der Achtung folgt unfehlbar Verachtung nach; bald aber folgt dieser Verachtung Haß, und es ist beinahe nicht möglich, daß man sich nicht mehr nach den Beispielen als nach den Reden des Hirten richte.

Die Uneigennützigkeit war jedoch nicht die einzige Tugend, die unserm heiligen Priester die Achtung und das Vertrauen der Völker erwarb. Er besaß eine wundersame Sanftmuth, die sich durch nichs abschrecken ließ. Er betrachtete sie wie seine Kinder, und er lebte wie ihr Vater unter ihnen. Alle ihre Bedürfnisse zärtlich mitfühlend, und voll milder Theilnahme gegen ihr Elend, ward er Allen Alles, um Christo Alle zu gewinnen. Auf solche Weise ward in kurzer Zeit das Angesicht der Umgegenden Annecy's umgewandelt; und man sah die Frömmigkeit sogar an jenen Orten neu aufblühen, wo die Vermischung mit

Häretikern beinahe gänzliche Irreligion eingeführt hatte.

Indessen wendete der eifrige Franz von Sales seine sorgfältigen Bemühungen dem Landvolke nicht dergestalt zu, daß er darüber der Stadt Annecy vergessen hätte; er besuchte daselbst die Kranken und Gefangenen; er führte Prozesse zu Ende, wobei seine Kenntnisse des bürgerlichen und canonischen Rechtes ihm sehr zu Statten kamen; er bot Alles auf, Feindschaften auszulöschen und die unversöhnlichsten Feinde mit einander auszusöhnen. Gott gab bei dieser Gelegenheit seinen Arbeiten einen ganz besondern Segen; und es gab wenig Herzen, die so hartsinnig gewesen wären, daß sie es vermocht hätten, seiner Sanftmuth und seiner liebvollen und eindringlichen Weise zu widerstehen.

Er führte noch in dem nämlichen Jahre (1593) zu Annecy eine fromme Bruderschaft unter dem Titel des heiligen Kreuzes ein, die von sehr großem Nutzen war. Die Verpflichtungen der Mitglieder waren: die Unwissenden zu unterrichten; die Kranken zu besuchen und zu trösten; sie den guten Gebrauch zu lehren, den sie von ihren Leiden machen könnten, und ihnen Mittel an die Hand zu geben, solche geduldig zu ertragen; ihnen im Tode beizustehen, und sie nach ihrem Tode zu begraben. Auch waren sie verpflichtet, auf das Land zu gehen, die Armen zu unterweisen und ihr Elend zu lindern; ganz besonders aber mußten sie die Prozesse als eben so viele Klippen vermeiden, woran die christliche Nächstenliebe

beinahe immer scheitert. Entspannen sich derselben wider ihren Willen, so waren sie verpflichtet, solche, so viel an ihnen lag, selbst durch das Stimmrecht der Schiedsmänner aus den Mitgliedern zu schlichten; welche verhalten waren, ihre ganze Sorgfalt hierauf zu verwenden. Ueberdies war es ihnen ganz besonders empfohlen, mit gutem Beispiele darin vorzugehen, daß sie dem Gottesdienst und den Predigten in den Pfarrkirchen der Mitglieder beiwohnten; denn niemals hatte unser Heiliger geglaubt, daß besondere Andachten die Gläubigen von den Kirchen fern halten dürften, wo sie durch die Taufe in Christo neugeboren wurden; noch auch daß sie den Belehrungen ihrer rechtmäßigen Hirten sich entziehen dürften.

Er verfaßte für sie Regeln und Unterweisungen voll der Weisheit und Frömmigkeit, die jedoch für den weltlichen Stand eingerichtet waren, in welchem die meisten Mitglieder lebten. Er war der erste Vorsteher derselben; doch war er dies weit mehr durch das Beispiel, das er ihnen gab, als durch den Rang, den er unter ihnen einnahm. Denn Niemand gab jemals sich weniger den Anschein eines Vorgesetzten als er, und hielt sorgsamer von Allem sich fern, was dem natürlichen Hange schmeichelt, der allen Menschen innewohnt, über Andere sich zu erheben. Bald verbreitete sich der Wohlgeruch der guten Werke dieser Verbrüderung in den benachbarten Provinzen, und sie erlangte einen so schönen Ruf, daß die Städte Aix und Chambery ähnliche Bruderschaften nach dem

Musterbilde von Annecy errichteten, und ihn um die Belehrungen und Regeln ersuchten, die er für den Lebenswandel ihrer Mitglieder verfaßt hatte.

Die Errichtung der Bruderschaft vom heiligen Kreuze veranlaßte einen calvinischen Wortsdiener der Nachbarschaft, wider die Ehre zu schreiben, welche die Katholiken diesem Zeichen unsres Heiles zu erweisen pflegen; dessen Anblick so kräftig ist, die Gemüther an die unendliche Liebe zu erinnern, von welcher ein Gottmensch sich bewegen ließ, sein Blut für die Menschen zu vergießen.

Bei Gelegenheit dieser Schrift nahm unser heiliger Priester Franz von Sales das Studium der Polemik abermal vor, und antwortete hernach dem Wortsdiener durch ein Werk, das den Titel führt: Die Fahne des Kreuzes. Diese Schrift ist in vier Bücher eingetheilt, und befindet sich unter seinen Werken. Er zeigt darin, daß die Ehre, welche die Katholiken dem Kreuze erweisen, keineswegs neu ist,; — daß schon die Christen der ersten Zeiten das heilige Kreuz verehrten ; und er führt dessen Beweise an; — daß die Anbetung in einem gewissen Sinne genommen, nach der heiligen Schrift selbst, den Geschöpfen kann erwiesen werden; — daß es aber eine Anbetung gibt, die nur Gott allein gebührt; und daß dies jene Anbetung ist, von welcher in dem Gesetze der zehn Gebote die Rede ist; — daß die Katholiken die Anbetung, in diesem Sinne, nur dem einzigen Gott erzeigen, und folglich nicht Götzendiener seyn können, wie die Calviner ihnen

dessen den Vorwurf machten; — daß endlich die Verehrung, welche die Katholiken dem Kreuze und heiligen Dingen erzeigen, nur bezüglich ist und sich gänzlich auf Gott bezieht. Auf diese Schrift erfolgte keine Antwort; und die Katholiken betrachteten dies Stillschweigen als einen Beweis der Vortrefflichkeit dieses bündigen Werkes.

Da er nun keine Feinde mehr zu bekämpfen hatte, nahm er seine frühern Uebungen neuerdings vor. Nichts war je geordneter, einfacher und einförmiger als seine Lebensweise. Sorgfältig vermied er jene gesuchten Sonderbarkeiten, die meist nur dahin zielen, die Achtung der Menschen sich zu verschaffen; jene leeren Außenseiten, die das Aeußere ordnen, aber nicht ins Herz greifen, und nur dazu dienen, durch einen falschen Anschein von Heiligkeit Ehrfurcht zu gebieten. Er war reinlich, aber sittsam in seinem Hausgeräthe, in seinem Tische, und in seiner Kleidung; seine Unterredung war freundlich, angenehm und ungezwungen, ohne Ziererei wie ohne Aengstlichkeit; er war ein guter und sogar ein eifriger Freund; aufrichtig und ohne Verstellung; aber dabei dennoch klug und verschwiegen; man sah in seinen Augen und auf seinem Angesichte eine Ruhe und Heiterkeit, die wahre Merkmahle der Reinheit und des Friedens seines Herzens waren; er war höflich und von Natur gefällig; wußte sich fein zu benehmen, und übertrat die Pflichten des Wohlstandes niemals; ohne jedoch mit einer allzu ängstlichen Ziererei sich daran zu binden.

Die wahre und echte Frömmigkeit, pflegte er zu sagen, schließe weder die bürgerlichen und sittlichen noch auch überhaupt alle jene Tugenden aus, wodurch die Gesellschaft freundlich und bequem werden könne. Es sei, um fromm zu seyn, keineswegs nothwendig, unreinlich, trotzig, unhöflich, ungesittet, ohne Menschenfreundlichkeit und ohne Sanftmuth zu seyn; umgekehrt vielmehr müsse man die Menschen durch Manieren gewinnen, die sie dahin führen, die Tugend zu lieben; eine finstere und ängstliche Traurigkeit sei dem Charakter der Frömmigkeit eben so fremd; man müsse Gott mit Freude und mit heiliger Freiheit dienen; nichts sei dem wahren Christenthum mehr entgegen als Zwang und Knechtschaft; aus diesem Grunde verpflichte uns Gott, Ihn jeden Tag unsern Vater zu nennen; man müsse ein zartes und kindliches Vertrauen zu Ihm haben; und nie könnten wir zu sehr auf seine Güte rechnen, so lange wir durch unsre Sünden Ihn nicht nöthigten, seine Gerechtigkeit gegen uns eintreten zu lassen; ja wir sollten sogar glauben, daß Er, wenn Er nothgedrungen sei, uns zu bestrafen, dies nur mit Leidwesen thue; da Er seiner Natur nach die Güte selbst, und nur dann strenge ist, wenn wir Ihm selbst Ursache geben, seine Strenge gegen uns zu üben.

Aber dies Aeußere unsres Heiligen, worin nichts als Allgemeines erschien, war mächtig im Innern gestützt durch eine Unschuld der Sitten, die er nie verletzt hatte; durch ein reines, uneigennütziges Herz, das den Anordnungen Gottes unterworfen, immer

mit seiner Gegenwart beschäftigt, voll der Inbrunst und des Eifers für seine Ehre, und einzig von der Sorge durchdrungen war, Ihm zu gefallen, und von dem Verlangen, Ihn zu besitzen.

Diejenigen, die den wahren Charakter des heiligen Franz von Sales kennen, werden an dieser Schilderung, die hier von ihm aufgestellt ward, nichts auszusetzen finden; sein ganzes Leben ist nur ein langer Beweis dessen, was wir hier sagten.

Unter dessen verbreitete sich der Ruf des eifrigen Priesters allenthalben; und wiewohl die öffentliche Achtung nur in so fern Werth für ihn hatte, als sie ihm größeres Vertrauen und mehr Ansehen verschaffen konnte, die Ehre Gottes zu vermehren, knüpfte dennoch diese Achtung sich wider Willen an seine Person selbst. Dies auch zog ihm einen neuen Beweis der Hochachtung seines Fürsten zu; denn er lies ihn aufs neue drängen, die Stelle eines Senators anzunehmen, die er ihm verliehen hatte.

Der Herzog ließ ihm vorstellen, diese Stelle würde ihm Mittel verschaffen, Gott weit nützlicher zu dienen als im Privatstande; er könne bei seinem aufgeklärten Verstande und bei seinem geraden und unbestechlichen Herzen vielfältige Ungerechtigkeiten verhindern; es gebe eine Menge armer Leute, deren Rechte und Vortheile er dann im Stande wäre, in Schutz zu nehmen; es sei aber bekannt, daß er nach Gott die Armen vorzüglich liebe, und den größten Antheil an ihnen nehme. Endlich fügte man bei, dies Amt würde die Werke seiner Frömmigkeit nicht unter-

brechen; umgekehrt vielmehr, würde er, da seine Geburt, seine Tugend und seine Gelehrtheit im Senat ihm nur um so größeres Ansehen geben könnten, dadurch in den Stand gesetzt werden, die Unschuld zu vertheidigen, und das Laster zurück zu drängen. Kurz, man stellte diese Angelegenheit von allen Seiten in das vortheilhafteste Licht.

Doch der demüthige Diener Gottes bestand auf seiner Weigerung. Er dankte seinem Landesherrn auf eine Weise, welche die Hochachtung desselben gegen ihn noch vermehrte; und antwortete Denjenigen, die in seinem Namen mit ihm gesprochen hatten, Gott habe ihn berufen, seiner Kirche zu dienen; er dürfe keine Verpflichtungen eingehen, die ihn hieran verhindern könnten; wer nicht glaube, der heilige Dienst der Kirche könne den ganzen Menschen vollauf beschäftigen, der kenne den Umfang nicht, welchen die Gottes- und Nächstenliebe ihm zu geben vermag; er müsse zwar allerdings erkennen, daß Gott ihm Geradsinn und Festigkeit genug verliehen habe, um sich nicht zur Ungerechtigkeit hinreißen zu lassen; wer aber stehe ihm dafür, daß er sich immer vor Ueberlistungen verwahren könne, denen man in solchen Aemtern immer ausgesetzt wäre? Es sei etwas sehr Gefährliches, in letzter Instanz über das Vermögen und die Ehre der Menschen entscheiden zu müssen; und Christus selbst habe jenen Streit nicht schlichten wollen, der zwischen zwei Brüdern über die Verlassenschaft ihres Vaters sich entsponnen hatte; er habe beschlossen seinem Beispiele zu folgen; und Alles wohl

erwogen, sei dies das Sicherste, und dem friedlichen, von allem Geräusch uud Getümmel entfernten Leben am angemessensten, das er erwählt habe, und in welchem er hoffe, daß Gott die Gnade ihm verleihen werde, bis zum Tode auszuharren.

Der Graf und die Gräfin, seine Aeltern, hatten die Hoffnung genährt, er würde diesem zweiten Versuche nicht widerstreben; und da ihre Absichten nicht eben so gereinigt und so lauter waren als die seinigen, hatten sie erachtet, er werde, wenn einmal das erste Feuer seiner Andacht vorüber wäre, geschmeidiger werden, und nicht mehr so großen Widerwillen zeigen, zwei Dinge mit einander zu vereinigen, die sie nicht für unvereinbar hielten. Die Gewohnheit beinahe aller Staaten der Christenheit, wo Priester keinen Anstand nehmen, obrigkeitliche Aemter zu verwalten; die Beispiele so vieler großen Männer, welche solche mit der größten Unbescholtenheit und ohne Nachtheil für ihr Heil verwalteten; ja seine Nachgiebigkeit gegen ihre eigenen Gesinnungen, hatte sie zu dem Glauben geführt, er würde so dringenden Bitten sich ergeben, die noch obendrein durch das Ansehen und die Aufforderungen seines Landesherrn unterstützt waren. Doch die Wege, auf welchen Gott seine Auserwählten führt, sind nicht immer die nämlichen; und beruft Er auch einige aus ihnen zu öffentlichen Aemtern, so flößt Er doch den meisten eine heilige Abneigung gegen diese verwirrenden Aemter ein, die an sich schon dem Frieden der Seele und der Einsamkeit des Herzens so sehr wider-

streben, die immer die süßesten Wonnen der größten Heiligen waren.

Gott hatte sogar besondere Absichten über den heiligen Franz von Sales, die keineswegs mit dem Amte sich vereinigen ließen, das ihm angetragen ward. Sie forderten einen Mann, der seinem Dienste gänzlich ergeben war, und keine andere Verpflichtung hatte, als seine Ehre zu fördern und an dem Heil der Seelen zu wirken; wie wir in der Folge dieser Geschichte sehen werden.

Inhalt des zweiten Buches.

Der Herzog von Savoyen erlangt drei Amtsvogteien zurück, welche die Genfer und die Schweizer an sich gerissen hatten. — Er beschließt, darin die katholische Religion wieder herzustellen, die sie daraus verbannt hatten. — Er schreibt hierüber an den Bischof von Genf. — Der heilige Franz von Sales wird erwählt, diesen großen Plan auszuführen. — Seine Aeltern thun alles Erdenkliche, ihn davon abzubringen. — Er reist nach der Landschaft Chablais ab, begleitet von seinem Vetter Ludwig von Sales. — Auf wie apostolische Weise er diese schwere Mission beginnt. — Einsichtsvolle Belehrungen des Freiherrn von Hermance, Gouverneurs dieser Provinzen, an ihn. — Der heilige Franz von Sales langt zu Thonon an. — Sein Leben schwebt in Gefahr; er aber entkommt derselben durch seine Sanftmuth, Klugheit und Festigkeit. — Er arbeitet lange Zeit ohne Erfolg. — Seine Geduld und sein Gottvertrauen. — Der Freiherr von Hermance wird von den Verschwörungen wider sein Leben benachrichtiget; und will ihm eine militairische Bedeckung geben. Er weist dieselbe ab. — Große Gefahren, denen er ausgesetzt ist. — Seine Frömmigkeit und seine Geduld mitten unter Widersprüchen, die von allen Seiten ihm widerfahren. — Er bekehrt die Garnison der Festung Allingues; und gewinnt durch seine Mäßigung und seine großen Tugendbeispiele die Zuneigung des Volkes zu Thonon. — Er beginnt mit großem Eifer Conferenzen und Controversreden. — Er erbietet sich zu freundschaftlichen Unterredungen mit den Wortsdienern der sogenannten Reformirten; diese aber, statt zu diesen Unterredungen sich herbeizulassen, dingen Meuchelmörder, ihn aus dem Wege zu räumen. — Er entkommt dieser Gefahr durch seine Festigkeit und seine

Sanftmuth. — Er schlägt seinen Wohnsitz zu Thonon auf. — Seine apostolischen Arbeiten. — Er bekehrt eine große Anzahl Calviner. — Neue Verschwörungen wider sein Leben; er entkommt derselben nur durch Gottes besondern Schutz. — Die beständigen Gefahren, in welchen er schwebt, drängen seinen Herrn Vater und alle seine Freunde, an ihn zu schreiben, und ihn zu bereden, die Mission in der Landschaft Chablais zu verlassen. — Wunderschöne Antwort des Heiligen. — Frömmigkeit und große Nächstenliebe der neuen Kirche in Chablais. — Neue Fortschritte des heiligen Franz von Sales. — Er bietet Alles auf, die Wortsdiener zu einer öffentlichen Conferenz zu bewegen. — Sie nehmen solche an; und weigern sich dann schändlicher Weise sich dabei einzufinden; dies aber veranlaßt viele ausgezeichnete Personen, in den Schooß der katholischen Kirche zurück zu kehren. — Ein Wortsdiener wird mit dem Tode bestraft, weil er den katholischen Glauben angenommen. — Dies so gewaltthätige Benehmen wird von Katholiken und Calvinern auf gleiche Weise verdammt; und veranlaßt neue Bekehrungen in großer Anzahl. — Der heilige Franz von Sales versucht die Bekehrung des Herrn von Awilly. — Er kommt damit zu Stande, und dies Beispiel zieht eine große Menge anderer Bekehrungen nach sich.

Zweites Buch.

Kaum hatte die Stadt Genf die katholische Religion verlassen, und ihre Regierungsart durch Empörung wider ihren Bischof und den Herzog von Savoyen abgeändert, die seit lange über die Souverainetät derselben unter einander stritten, als die Schweizer, die diese beiden Plane ihr hatten ausführen helfen, den Vorsatz faßten, dem Herzog die Landschaften zu entreissen, die er in den Umgebungen dieser kleinen Republik besaß. Diese bestanden im Waadtland, in dem Herzogthum Chablais, und in den Amtsvogteien Gex, Terny und Gaillard.

Das Waadtland war von so großer Zuständigkeit für den Canton Bern, daß es schwer war, der Versuchung zu widerstehen, desselben sich zu bemächtigten; Chablais aber und die Landvogteien lagen so nahe bei der Stadt Genf, daß es ihr menschlicher Weise kaum möglich war, sich lange in ihrer vorgeblichen Unabhängigkeit zu erhalten, wenn sie den Herzog von Savoyen nicht dadurch aus ihrer Nähe vertrieb, daß sie diese kleinen Staaten eroberte, welche sie gleichsam belagert hielten. Der Krieg, der zwischen Franz I., und dem Herzog von Savoyen ausbrach, verschaffte ihnen die Gelegenheit, diesen

Plan auszuführen. Chablais und die Amtsvogteien wurden erobert; die katholische Religion ward daraus verbannt, und es fielen alle grausamen Ausschweifungen vor, von welchen im Eingang dieser Geschichte die Rede war.

Als nun der Friede zwischen Heinrich dem Zweiten, dem Sohne Franz des Ersten, und Emanuel-Philibert, Herzog von Savoyen geschlossen ward, mußten die Schweizer dem Herzog das Ländchen Chablais und die Landvogteien herausgeben; indessen hatten sie Maßregeln getroffen, in den Tractat die ausdrückliche Bedingniß aufnehmen zu lassen, daß die katholische Religion darin nicht könnte wiederhergestellt werden. Dieser Stand der Dinge dauerte, so lange Emmanuel-Philibert lebte; als aber sein Sohn Carl-Emmanuel ihm in der Regierung nachgefolgt war, regten die Genfer, die das Joch eines so mächtigen Fürsten nur mit Ungeduld ertrugen, die Schweizer an, den Tractat zu brechen, den sie mit seinem Vater geschlossen hatten. Sie brachten also ein Kriegesheer auf die Beine, das mächtig genug war, das Herzogthum Chablais und die Landvogteien abermal zu erobern, und rißen dieselben zum zweiten Male an sich.

Dieser Gewaltraub dauerte indessen nur so lange Zeit, als der Herzog bedurfte, eine Armee zu erheben. Die Schweizer und die Genfer, die zu schwach waren, ihm zu widerstehen, wurden nun gezwungen, zu weichen. Als aber der Herzog die Länder gewonnen hatte, legte er überall Besatzungen ein; und

diese erleichterten in der Folge die Wiederherstellung der katholischen Religion. Da nun der Herzog sich nicht mehr für verpflichtet hielt, an einen Tractat sich zu binden, den seine Feinde zuerst gebrochen hatten; ja da er sogar überzeugt war, daß er, so lange seine Unterthanen sich zu dieser fremden Religion bekennen würden, ihrer Treue nie sicher seyn würde, war er ernstlich bedacht, die katholische Religion in der Landschaft Chablais und in den drei Landvogteien wiederherzustellen. Die Vortheile, die er über seine Feinde errungen hatte, setzten ihn in den Stand, Gewalt zu brauchen, wie sie selbst früher Gewalt gebraucht hatten, diese Völker zu zwingen, die Religion ihrer Väter zu verlassen. Indessen zog er den Weg der Sanftmuth vor; oder vielmehr erachtete er, durch Milde zu beginnen; und behielt es sich vor, stärkere Mittel anzuwenden, wofern solche nicht dazu ausreichen sollten.

In dieser Absicht schrieb er an den Bischof von Genf, fähige Männer zu erwählen, die gelehrt wären, ein erbauliches Leben führten, und die erforderlichen Eigenschaften besäßen, mit Erfolg an der Bekehrung der Völker des Landes Chablais und der drei Landvogteien zu arbeiten. Er verhieß ihnen, sie in seinen Schutz zu nehmen und ihre Arbeiten in Allem zu unterstützen, was von seiner Autorität abhinge; auch sandte er Patentbriefe, welche öffentlich bezeugten, daß diese Missionaire auf sein Geheiß arbeiteten; und befahl allen Platzcommandanten, sie

mit ihrer ganzen Macht in den Verrichtungen ihres heiligen Dienstes zu unterstützen.

Als der Bischof von Genf, Herr Claudius von Granier, dies Schreiben von seinem Landesherrn erhielt, dankte er Gott von Herzen, daß Er ihm endlich den Weg eröffne, Schäflein aufzusuchen, die, ob sie auch sich verirrt hätten, darum nicht minder seiner Herde angehörten. Hierauf aber versammelte er ungesäumt den Clerus der Domkirche, der Stadt und des Landes, ließ dies Schreiben des Fürsten vorlesen, und sagte ihnen in einer langen Rede: die Landschaft Chablais und die drei Landvogteien, dieser schönste und bevölkertste Theil des Genfer Bisthums, seufzten nun schon seit mehr denn sechzig Jahren unter dem Joche der Häresie; Gott aber, nachdem Er diese Völker so lange Zeit hindurch dem Geiste des Irrthums und den verderbten Begierden ihres Herzens überlassen, habe endlich mit den Augen jener Barmherzigkeit, die auch von den größten Lastern sich nicht ermüden läßt, auf sie herabgesehen; Er habe das Herz ihres Landesfürsten gerührt; und Er bediene sich seiner Stimme, sie zur geistigen Eroberung dieser verödeten Länder einzuladen; — man könne, ohne der schändlichsten Pflichtvergessenheit schuldig zu werden, sich nicht weigern, ihn anzuhören und ihm zu gehorchen; er fordere Arbeiter, die zerfallenen Trümmer bei dem Volke Gottes wieder aufzurichten; er selbst sei bereit, an ihrer Spitze zu gehen, und sein Alter und seine Kränklichkeit sollten hieran ihn nicht hindern.

Er habe sie versammelt, Gehilfen zu erwählen, die bei dieser heiligen Unternehmung ihn begleiten sollten; es sei ihm zwar nicht unbewußt, daß es dabei Vieles zu leiden gebe; allein er könne mit dem heiligen Apostel Paulus sagen, er achte sein Leben nicht höher als seine Seele; er sei bereit, dasselbe zu opfern, um den Verpflichtungen seines heiligen Amtes Genüge zu leisten; und er zweifle nicht, daß sie, die er um sich versammelt habe, nicht von den nämlichen Gesinnungen beseelt wären; — es sei hier nicht die Rede, unbekannte Länder aufzusuchen, deren Sitten und Sprache ihnen fremd wären; es gelte hier nur, an der Bekehrung ihrer eigenen Landsleute zu arbeiten, die Unterthanen des nämlichen Fürsten wären, ungefähr unter den nämlichen Gesetzen lebten, und welche die Taufe, die sie empfangen, gleichsam natürlicher Weise in den Schooß der Kirche zurückriefe, die sie verlassen hätten; man müsse die Arbeiten nicht auf solche Weise ins Auge fassen, daß man nicht zugleich auch dabei den Blick auf die Belohnung richte, die auf diese Mühsale folgen würde; und der nämliche Gott, der sie zur Hilfe ihrer Brüder beriefe, würde zugleich ihr Führer, ihre Stärke, ihr Beschützer und ihre Krone seyn.

Doch die Rede des Bischofs flößte denen, die ihn anhörten, so wenig den nämlichen Feuereifer ein, dessen sein Herz voll war, daß solche vielmehr alle Herzen mit Angst und Schrecken erfüllte. Ein tiefes, finsteres Stillschweigen folgte auf seinen

Vortrag; Jeder hielt die Augen gesenkt, und fürchtete, den Blicken des edelsinnigen Prälaten zu begegnen. Der Anblick der Mühsale und Gefahren, welchen, wie man voraussah, Diejenigen würden ausgesetzt seyn, auf welche die Wahl für die Mission im Chablais fallen konnte, hielt Jeden ab, sich dazu zu erbieten; und Alle waren so weit entfernt, den Eifer des heiligen Bischofs zu unterstützen, daß sie vielmehr bereit schienen, ihn im Stiche zu lassen.

Der einzige Propst, Franz von Sales, schien von seiner Rede ergriffen. Statt der Bestürzung, die man auf den Angesichtern aller Uebrigen sah, leuchtete aus seinen Augen und aus seinem ganzen Wesen nur eine heilige Gluth und eine eifervolle Ungeduld, die frommen Absichten seines Landesfürsten und seines Bischofs zu fördern. Auch hatte der heilige Bischof sich kaum gegen ihn gewendet, um seine Meinung abzufordern, als er ihm sogleich antwortete, er sei nicht nur bereit, ihm zu folgen, sondern er erbiete sich auch, wenn er dessen ihn für tauglich hielte, selbst an die Spitze dieser Mission sich zu stellen; — sein hohes Alter und seine Kränklichkeit gestatteten ihm nicht, den Mühsalen und Strapatzen sich auszusetzen, von welchen das Unternehmen, das er so eben vorgetragen, unvermeidlich begleitet seyn würde; wäre er Bischof, so wäre er doch zugleich auch Mensch; und er sollte bedenken, daß das Maß seiner Kräfte das Maß seiner Arbeiten seyn müsse; mehr fordere Gott nicht; zwar schreibe Er die Nächstenliebe Allen überhaupt, und den Seelenhirten

noch dringender als allen Uebrigen vor; doch schreibe Er auch die Besonnenheit vor; und verlange, daß der Eifer von der Klugheit geleitet werde; — hielte er sich verpflichtet, sein Leben für den rebellischen Theil seiner Herde zu geben, so sei er dasselbe nicht minder jenem Theile schuldig, der immer getreu geblieben wäre; und es genüge bei dieser Gelegenheit, daß man unter seinen Befehlen arbeite; und daß er Moyses nachahmte, der auf dem Berge betete, indeß Josue in der Ebene focht.

Er fügte noch bei, seines Erachtens sei es nicht nothwendig, gleich Anfangs eine große Anzahl Missionaire in die Landschaft Chablais zu senden; eine geringe Anzahl derselben genüge, das Land auszukundschaften und die Gesinnungen zu erforschen, welche die Völker haben könnten, in den Schooß der katholischen Kirche zurückzukehren; je nach dem guten Erfolg könnte man dann eine größere Anzahl nachsenden; und der Bischof selbst könne endlich kommen, die letzte Hand an dies heilige Werk zu legen; — unterdessen trage er sich an, der Erste in diese, wider die Kirche empörten Länder zu gehen; und er verlange nur eine geringe Anzahl wackerer Männer, die Festigkeit und Geduld besäßen, und von den ersten Schwierigkeiten sich nicht abschrecken ließen.

Jedermann stimmte der Meinung des eifrigen Propstes bei; und da der heilige Bischof selbst den Vorstellungen der ganzen Versammlung über sein hohes Alter und seine Gebrechlichkeiten sich ergeben hat-

te, ward unser Heiliger erwählt, die Mission zu eröffnen, und solche als Vorgesetzter derselben zu leiten. Als aber nun die Rede auf die Mitgefährten kam, die ihn begleiten sollten, da fand sich Niemand, den einzigen Domherrn Ludwig von Sales ausgenommen, der bereits aus dem ersten Buche dieser Geschichte bekannt ist. Der Bischof von Genf konnte sich nicht entschließen, den Propst Franz von Sales in so weniger Begleitung in die Landschaft Chablais abgehen zu lassen; da aber dieser heilige Missionair ihm vorstellte, es bedürfe keiner größern Anzahl, diese so wichtige Mission zu beginnen, ergab er sich seinen Gründen, und die Versammlung ward mit eifrigen Gebeten für den glücklichen Erfolg dieser heiligen Unternehmung geschlossen.

Bei dieser Gelegenheit ergab sich ein Vorfall, der jenem ziemlich ähnlich war, der ehemals zu Miletus in Ansehung des heiligen Apostels Paulus sich ergeben hatte. Die Gläubigen, die über die Gefahren und den Tod vor Angst sich entsetzten, von welchen der Apostel bedroht war, wenn er nach Jerusalem ginge, da die Propheten ihm geweissagt hatten, er würde daselbst gebunden, mit Fesseln beladen werden, und sehr schwere Drangsale erleiden, thaten alles Erdenkliche, von einer Reise ihn abzuhalten, die aller Wahrscheinlichkeit nach der Kirche ihn für immer entreißen würde; da sie aber sahen, daß er unbeugsam auf seinem Vorsatze bestand, dahin zu gehen, und daß sein Eifer ihn hoch über die Furcht vor den schwersten Uebeln erhob, unterwarfen sie sich

endlich der Anordnung des Himmels, entließen ihn mit weinenden Augen und sprachen: „Es geschehe der Wille des Herrn!"

Als das Gerücht zu Annecy sich verbreitet hatte, der Propst Franz von Sales sei für die Mission im Chablais erwählt worden, und er stehe im Begriff, nächstens dahin abzugehen, erschracken seine Freunde heftig; denn sie schlossen nach dem, was die Häretiker gethan hatten, ihre Religion einzuführen, auf das, was sie im Stande wären zu thun, um dieselbe aufrecht zu erhalten; auch zweifelten sie keineswegs, es setze sich einem gewissen Tod aus, wer beinahe allein und unbewaffnet sich zu thun unterfinge, was der Herzog an der Spitze einer Armee nicht zu thun vermocht hatte. Es war nicht Einer unter ihnen, der nicht Alles aufbot, von seinem Entschlusse ihn abzubringen. Sie stellten ihm, wiewohl vergeblich, auf die eindringlichste Weise vor, welchen ungeheuern Mühsalen und Gefahren er sich preis gebe; und wie gering dabei der Anschein sei, diese Aufgabe glücklich zu lösen. Sie schrieben sogar an den Grafen und die Gräfin von Sales, von welchen er sich beurlauben mußte. Gern hätte er dies schriftlich gethan, den Kämpfen auszuweichen, die er, wie er wohl voraus sah, wider die zwei Personen würde zu bestehen haben, die ihm die Theuersten in der Welt waren; da jedoch das Schloß Sales, ihr Wohnort, auf seinem Wege lag, war es ihm nicht möglich, der Nothwendigkeit auszuweichen, diese Pflicht persönlich bei ihnen abzustatten.

Hier nun mußte er sich wider Alles wehren, was nur die Natur Starkes und Gewaltiges hat, ein Herz zu erschüttern. Der Graf Sales, der die, für die Landschaft Chablais bestimmte Mission überhaupt nicht gut hieß, und es noch weniger billigte, daß man seinen Sohn und seinen Neffen für eine Unternehmung gewählt hatte, von welcher, seiner Ansicht nach, gar kein Erfolg zu hoffen war, brachte Alles auf die Bahn, sie davon abzuwenden. Sein Alter, seine Erfahrung, die großen Angelegenheiten, die er mit vieler Klugheit ins Reine gebracht hatte, hatten ihm eine Achtung und ein Ansehen erworben, das seinen Gründen ein neues Gewicht gab. Er sprach sich ohne Zurückhaltung aus; nannte die Mission im Chablais einen schlecht ersonnenen Plan, der nur noch schlechter ausgeführt werde; einen Plan, wobei mehr Eifer als Klugheit vorwalte; der sehr verdrießliche Folgen nach sich ziehen, und von dem man vernünftiger Weise nichts Gutes erwarten könne. Mit aller Lebendigkeit stellte er ihnen die Hindernisse vor, die ihnen aufstoßen würden; die Gefahren, die sie zu bestehen hätten; und endlich die Schande, in eine Sache sich eingelassen zu haben, wobei so wenig Wahrscheinlichkeit sich zeige, etwas auszurichten. Ja, er sagte ihnen, wenn er nicht die Befehle des Herzogs und des Bischofs in ihren eigenen Händen sähe, würde er nimmermehr glauben, daß zwei so gescheidte Leute einen solchen Plan hätten billigen können; er würde sowohl an den Herzog als an den Bischof schreiben, um beiden das Unzweckmäßige desselben

vorzustellen; und sie dahin zu stimmen, daß sie richtigere Maßregeln ergriffen; bis dahin aber verbiete er ihnen, kraft alles Ansehens, das Gott ihm über sie gegeben habe, einen Schritt weiter in dieser Sache zu thun, und länger starrsinnig auf einer Unternehmung zu bestehen, die so hoch über ihren Kräften stehe.

Indeß der Graf redete, weinte und schluchzte die Gräfin auf eine Weise, die wohl geeignet war, auch ein minder gefühlvolles Herz zu rühren, als das Herz ihres Sohnes war. Doch der Glaube, aus welchem der Gerechte lebt; das Gottvertrauen, das seine Gesinnungen weckt und bildet, und alle seine Handlungen ordnet, errang das Uebergewicht über die Natur. Er stellte ihnen mit seiner gewöhnlichen Sanftmuth vor: wenn man die Dinge also betrachtete, wie sie dieselben ins Auge faßten, so wäre das Vorhaben, das die Apostel gefaßt, und das sie auch so glücklich ausgeführt hätten, das Evangelium allen Nationen des Erdkreises zu predigen, und die Bekehrung der Welt zu unternehmen, allerdings sehr unbesonnen gewesen; weit minder wahrscheinlich sei es gewiß gewesen, daß zwölf arme Fischer, ohne Wissenschaft, ohne Beredsamkeit, ohne Vermögen und ohne Stütze, ja welche sogar alle Mächte der Welt zu Feinden hatten, ein solches Unternehmen zu Stande brächten, als es unwahrscheinlich sei, daß man einigen Erfolg von der Mission im Chablais hoffen dürfe. Hätten diese Apostel angehört, was die menschliche Vernunft einem so großen Plane ent-

gegen setzen konnte, so würden wir noch zu dieser Stunde in den Finsternissen des Heidenthums schmachten. Er gebe es allerdings zu, daß zwischen seinem Vetter Ludwig von Sales, ihm, und diesen großen Männern ein großer Unterschied obwalte, die von dem heiligen Geiste erfüllt, in der Gnade bestätigt, und von der Kraft unterstützt waren, Wunder zu thun; es sei aber auch kein Vergleich zwischen dem, was sie unternommen hätten, und der Mission, von welcher die Rede wäre; denn es käme hier nur darauf an, zu Völkern im Namen des Gottes zu sprechen, den sie anbeteten, und des Fürsten, dessen Ansehen sie ehrten; zu Christen, die aus dem Schooße der nämlichen Kirche ausgetreten wären, zu welcher man sie einlade zurückzukehren; zu Christen, welche die nämliche Taufe empfangen hätten, die nämlichen heiligen Schriften annähmen, die nämlichen alten Glaubensartikel bekännten; die so viele Gegenstände mit uns gemein haben, daß man nicht Ursache habe zu fürchten, von ihnen als Fremde angesehen zu werden, die da kämen, fremde Gottheiten ihnen anzukündigen und die Theuerste ihrer Hoffnungen ihnen zu rauben. Die Mächte der Erde wären so weit entfernt, in diesem Vorhaben ihnen entgegen zu wirken, daß sie vielmehr ihnen beiständen; ja das Haus selbst, dem sie entsprossen wären, stehe dort in großer Achtung; sie würden im Chablais Verbündete, Verwandte und Freunde finden, die es nicht dulden würden, daß man gegen zwei wehrlose Menschen Gewalt brauchte, die nur nach ihrem Seelenheile lechzten,

und die sogar mit dem Ansehen des Landesfürsten bekleidet wären. Indessen wollten sie nicht in Abrede stellen, daß ihr Unternehmen nicht ohne Schwierigkeit wäre; es würde allerdings Gefahren zu bestehen, Mühsale zu erdulden geben; ja es könne sogar sich ereignen, daß der Tod die Belohnung ihrer Arbeiten wäre, wie er die Belohnung der beiden Apostel gewesen sei, deren Nachahmer sie zu werden sich beeiferten; im Kriege jedoch laufe man nicht mindere Gefahren, um eines weit geringern Zweckes willen; und man sollte doch nichts Wunderliches darin finden, daß sie, um eine unsterbliche Krone zu erlangen, thäten, was so Viele täglich thun, einen gebrechlichen Ruhm zu erlangen, der mit ihnen sterbe; und den sie oft nicht einmal sicher wären, zu erlangen.

Ob auch der Graf von den Gründen seines Sohns ergriffen wurde, erwiederte er dennoch, wenn er für die Mission im Chablais sich berufen glaube, so wolle er derselben sich nicht widersetzen; aber wenigstens sollte er es zugeben, daß man Vorkehrungen für seine Sicherheit treffe; und die nothwendigen Maßregeln ergreife, das Ansehen der Kirche und des Landesfürsten geltend zu machen, da es so gefährlich sei, dasselbe der Verachtung der Völker blos zu stellen, die ohnedies nur allzu sehr geneigt wären, demselben sich zu widersetzen.

Doch der heilige Missionair, der es nicht dulden konnte, daß man der menschlichen Klugheit zu viel einräumte, wenn es der Ehre Gottes galt, antwortete mit einiger Ereiferung; es sei doch sonderbar,

daß es nur erlaubt wäre, feigherzig zu seyn, wenn es der Sache Gottes gelte; hätte er dem Waffendienste sich gewidmet, wie seine Geburt und seine Eigenschaft als Erstgeborener des Hauses dies zu fordern schienen, so hätte man ihn verachtet, wenn der Anblick der Gefahr ihn abgehalten hätte, seine Schuldigkeit zu thun; da er aber umgekehrt dem geistlichen Stande sich gewidmet habe und in jenen heiligen Kriegesdienst eingetreten sei, wo man verpflichtet sei, ob auch mit Waffen anderer Art, wider die Feinde Gottes und der Kirche zu streiten, rede man mit ihm von nichts Anderem, als von dem Ausweichen ihrer Begegnung, von Behutsamkeit und Vorsichtsmaßregeln; als ob die Schande geringer wäre, in solchen Gelegenheiten zu fliehen, als wenn es dem Dienste des Fürsten gilt; der Arm Gottes sei nicht abgekürzt, noch sei auch seine Macht verringert; Er bedürfe der Hilfe der Menschen nicht; die schwächsten Werkzeuge genügten ihm, die größten Werke auszuführen; und da das Ansehen der Kirche so wie das Ansehen des Fürsten auf gleiche Weise von ihm ausgingen, könne Er allerdings den Nachstellungen der Feinde zuvorkommen, oder aber dieselben vereiteln.

Nachdem er diese Worte gesprochen, schickte er sich an, abzureisen, nahm seinen Vetter Ludwig beim Arm und sprach: „Gehen wir, wohin Gott uns beruft! Es gibt mehr als einen Kampf, wo man den Sieg nur durch die Flucht gewinnt. Ein längerer Aufenthalt hier würde zu nichts führen als uns zu schwächen; und es könnte geschehen, daß Ande-

re, die großmüthiger wären als wir, die Krone gewännen, die uns bereitet war."

Der Graf, über diese Festigkeit seines Sohnes erstaunt, hatte nicht die Kraft, ihn zurück zu halten; er beschränkte sich darauf, ihm von fern zu folgen; und als er ihn aus dem Gesichte verloren hatte, kehrte er zurück, die Gräfin zu trösten, die bei dem Anblick der Gefahren, welchen, ihrer Ueberzeugung nach, ihr so innig geliebter Sohn ausgesetzt seyn würde, in den tiefsten Schmerz versunken war.

Als nun Beide an den Gränzen der Landschaft Chablais angekommen waren, fühlte der heilige Gottesmann sich von neuem Eifer beseelt; und er sank auf die Knie und flehte zu Gott, ihren Eintritt und ihren Aufenthalt in dieser Provinz zu segnen; selbst ihr Führer und ihre Stärke zu seyn; Worte des Lebens auf ihre Zunge zu legen und in ihrem Herzen eine so feurige Nächstenliebe anzufachen, daß sie die Probe aller Widersprüche von Seiten der Menschen und sogar die Hindernisse bestehen könnte, welche die bösen Geister gegen die Wiedervereinigung dieser Völker mit der katholischen Kirche erwecken könnten, zu welcher sie gekommen wären, sie einzuladen. Nachdem er sein Gebet vollendet hatte, wendete er sich gegen seinen Vetter, umarmte ihn zärtlich und sprach: Es kommt mir ein Gedanke zu Sinne. Wir kommen in diese Provinz, den Verrichtungen der Apostel abzuwarten; wollen wir dies mit Erfolg thun, so können wir sie nimmer genugsam nachahmen. Senden wir also unsre Pferde zurück, ge-

hen wir zu Fuße, und begnügen wir uns mit dem Nothwendigen. Gern willigte sein Vetter Ludwig ein; und also kamen sie zu Fuße zu Allingues, einem festen und wohl verwahrten Schlosse auf der Spitze eines kleinen, von allen übrigen gesonderten Berges an. Der Freiherr von Hermance, Statthalter des Herzogs in dieser Provinz, hatte daselbst seine Residenz und hielt das ganze Land mittels einer starken Besatzung im Zaum, die der Herzog dort unterhielt. Da er ein inniger Freund des ganzen Hauses von Sales überhaupt, und ins besondere des Herrn Grafen Franz von Sales war, nahm er seine beiden Gäste mit ungemeiner Freude auf und bereitete ihnen einen Empfang, der seiner Hochachtung gegen sie entsprach. Franz, der Sohn seines besondern Freundes, übergab ihm drei Schreiben; eines von dem Herzog von Savoyen, das zweite von dem Bischof von Genf, das dritte von dem Grafen, seinem Vater.

Der Herzog von Savoyen befahl ihm, die Missionaire, die der Bischof von Genf nach der Landschaft Chablais senden würde, an der Bekehrung des Volkes zu arbeiten, gütig aufzunehmen und mit dem ganzen Ansehen, das er in dieser Provinz habe, zu unterstützen; — der Bischof nannte ihm Jene, die er zu diesem Amte erwählt hätte; und ersuchte ihn, sie in seinen Schutz zu nehmen; — der Graf von Sales endlich beschwor ihn, bei ihrer innigen und so alten Freundschaft, über seinen Sohn und sei-

nen Neffen zu wachen, und ihnen mit seinem Rathe und Ansehen an die Hand zu gehen.

Als der Freiherr die Schreiben gelesen, antwortete er, er würde pünctlich und mit wahrem Vergnügen vollbringen, was sein Fürst ihm vorschreibe und seine theuersten Freunde ihm empfahlen. Hierauf führte er sie auf einen runden Platz auf der Anhöhe, wo das Schloß stand, und von wo man das ganze Land übersah; zeigte ihnen die Kanonen, die in den Schanzen aufgepflanzt standen, und die Besatzung unter den Waffen, und sprach: „Ich hoffe, wir werden dies alles nicht brauchen, wenn die Calviner sich entschließen können, Sie anzuhören." — Doch der Missionair Franz von Sales war mit einem Schauspiel beschäftigt, das ihn weit tiefer ergriff; er sah von allen Seiten niedergerissene Kirchen, zerstörte Klöster, umgestürzte Kreuze, in Trümmern liegende Städte, Flecken und Schlösser, unglückselige Ueberreste der Wuth der sogenannten Reformation und des Krieges, den sie in diese schöne Provinz herbei gezogen hatte. Bei dem Anblick dieser traurigen Ruinen der katholischen Religion, die ehemals mit so großem Glanze in der Landschaft Chablais geherrscht hatte, konnte er seine Thränen nicht zurückhalten; und einzig mit seinem Schmerz beschäftigt, rief er aus: Herr, die wider dich und deinen Gesalbten empörten Völker sind in dein Erbe eingedrungen; entheiligt haben sie deine Tempel, abgestellt deinen Dienst, verheert dein Heiligthum! Erhebe dich, Herr, richte selbst deine Sache,

doch richte sie in deiner Barmherzigkeit!" — Hierauf stand er einige Zeit, ohne ein Wort zu sprechen, und vergoß noch immer reichliche Thränen. Endlich wendete er sich gegen den Freiherrn von Hermance hin und sprach: „Dies sind schwere Uebel; es bedarf eines großen Arztes, solche zu heilen!"

Hernach besprachen sie sich über das, was zu thun wäre, die Mission, die sie nun eröffnen wollten, mit Nutzen zu beginnen. Der Freiherr ertheilte ihnen trefflichen Rath. Er war nicht nur ein rechtschaffener Mann, der durch seine militairischen Eigenschaften und die Dienste, die er dem Staate geleistet, die Achtung nnd Zuneigung seines Fürsten hatte; er besaß auch eine vollendete Erfahrung, und kannte besser als irgend Jemand den Sinn der Völker, die er zu regieren hatte. Ueberdies auch war er ein sehr eifriger Katholik; und die Beweise, die er dessen gegeben, hatten eben den Herzog von Savoyen bewogen, ihm die Regierung vom Chablais zu übertragen.

Er stellte ihnen also mit vieler Klugheit die Schwierigkeiten vor, die mit der Unternehmung verknüpft waren, welcher sie sich zu unterziehen gedachten; und sagte ihnen Alles, was seines Erachtens, zu thun sei, dieselben zu überwinden. Sie würden, sprach er, mit Völkern zu thun haben, die im Grunde gute, einfache und ungebildete Leute wären, die aber einen unüberwindlichen Starrsinn hätten, so bald sie einmal sich etwas in den Kopf gesetzt hätten; — sie wären überzeugt, die Erhaltung ihrer

Freiheit und ihrer Privilegien hänge von der Erhaltung ihrer Religion ab; und dies allein sei genug, sie zu allem Möglichen zu bewegen, dieselbe aufrecht zu erhalten; die Nähe der Stadt Genf und der Schweizer, die immer bereit seien, ihre Rebellion zu unterstützen, mache sie kühn und unternehmend; ihr beständiger Umgang mit ihnen und die kirchliche Regierung, welche Calvin und seine Jünger eingeführt hätten, mache sie zu Feinden eines monarchischen Staates; sie gehorchten dem Herzog von Savoyen nur mit Widerwillen; sie hätten die Zügel seiner Regierung so oft abgeworfen als es ihnen möglich geworden sei; und würden es auch noch thun, sobald sie glaubten, es mit Erfolg thun zu können. Die Wiederherstellung der katholischen Religion werde mit der Zeit diesen Samen des Aufruhrs zerstreuen und ihnen Neigung zu ihrem Landesvater einflößen; man müsse sich aber dabei mit um so mehr Behutsamkeit benehmen, als man diesen Völkern eine ganz entsetzliche Schilderung von derselben gemacht habe; noch immer werde der Papst unter ihnen für den Antichrist, die Bischöfe und Priester für seine Helfershelfer, die Messe für eine öffentliche Abgötterei, die Katholiken für Götzendiener, die Gesetze der Kirche für eine unerträgliche Tyrannei gehalten; übrigens würden sie es mit Wortsdienern zu thun haben, die meist vermessene Leute wären, diese Völker als ihre Eroberung betrachteten, und Alles aufbieten würden, daß man dieselbe ihnen nicht entreiße.

Aus all diesem schloß der Freiherr von Hermance, man müsse mit äußerster Vorsicht, Milde und Willfährigkeit zu Werke gehen, an das Wesentliche sich halten, alle Sonderbarkeit und überhaupt Alles vermeiden, was ein Eifer, der nicht durch die Klugheit geleitet wird, im Stande ist, einzuflößen; sie bedürften vieler Geduld; die mindeste Voreiligkeit wäre im Stande Alles zu verderben; und die Zeit, und der Segen, den Gott ihren Arbeiten gäbe, würden zuletzt alle Dinge zu dem Ziele führen, das sie hoffen könnten zu erreichen.

Er fügte auch noch bei, man müsse mit Thonon, der Hauptstadt der Provinz, beginnen, die nicht so weit von Allingues entfernt wäre, daß sie nicht jeden Tag sich dahin zurückziehen und die Nacht darin zubringen könnten; denn abgesehen davon, daß sie in der Stadt nicht sicher wären, würden sie auch Anfangs Niemand finden, der sie beherbergen wollte, oder es wagte, dies zu thun; noch gefährlicher wäre es, wenn sie es versuchen wollten, dort Messe zu lesen; er biete ihnen daher die Schloßcapelle an, ihrer Andacht Genüge zu thun; und Alles würde daselbst mit mehr Sicherheit und Anständigkeit geschehen.

Der Missionair Franz von Sales, der, wie Niemand in der Welt, gemäßigt und sanftmüthig war, stimmte Allem bei, was der Freiherr von Hermance ihnen vorstellte; er setzte seine Vorstellungen sogar schriftlich auf und kam denselben sehr pünctlich nach. Er begab sich nach Thonon in Begleitung

seines Vetters Ludwig und eines Dieners, dessen Eifer und Treue ihm bekannt war. Sein Reisegeräthe bestand in einem Sack, worin nur eine Bibel und ein Brevier war, und den er ziemlich oft selbst trug. Er ging zu Fuße, einen Stab in der Hand, und machte täglich zwei starke Stunden, auf einem rauhen Wege, nach dem Schlosse Allingues zurückzukehren, um die Nacht daselbst zuzubringen. Niemals ging er von dorten fort, ohne die heilige Messe gelesen, und mit dem Brot der Starken sich genährt zu haben. Da er starken Temperamentes und des Fastens gewohnt war, wurde es ihm in kurzer Zeit ein Leichtes, Hunger und Durst und alle Beschwerlichkeiten zu ertragen, die von einem so mühsamen Aposteldienste unzertrennlich sind, wie er solchen auf sich genommen hatte. Sein Gewand war schlicht und einfach, ohne irgend Ausgezeichnetes; und da es in damaliger Zeit gebräuchlich war, Halbstiefeln zu tragen, trug auch er derselben für gewöhnlich; so daß er bei seinen kurzen Haaren und dichtem Barte, wie es damals allgemeine Sitte war, sie zu tragen, selbst sehr wenig, sogar von jenen Weltlichen, dem Aeußerlichen nach verschieden war, die sich einiger Sittsamkeit rühmten. Dies verschafte ihm auch Eintritt bei mehreren Calvinern, die er endlich der Kirche gewann. Andere Missionaire, die man ihm in der Folge zu Mitarbeitern beigab, und die diese Vorsicht außer Acht ließen, ja sogar eine Art Stolzes darein setzten, gar keine Willfährigkeit gegen diese Völker, selbst in den gleichgültigsten Dingen zu

haben, stießen auf Hindernisse, die sie mit größter Mühe kaum zu überwinden vermochten; so wahr ist es, daß bei Leuten, die von Vorurtheilen eingenommen sind, oft die größten Kleinigkeiten hinreichen, die wichtigsten Absichten zu vereiteln. Unser Heiliger pflegte bei solchen Gelegenheiten zu sagen: „Es dürfe nicht gleichgültig seyn, hartnäckig an den Gebrauch gleichgültiger Dinge sich zu binden, wenn der Nächste solche nicht mit gleichgültigen Augen ansehe."

Aus dem nämlichen Grunde liebreicher Willfährigkeit beschloß er auch, niemals schimpflicher Ausdrücke sich zu bedienen, wenn er von den sogenannten Reformirten und von ihrer Lehre redete; und ihren Beschimpfungen und Mißhandlungen nichts anders als eine unüberwindliche Sanftmuth und Geduld entgegen zu setzen. Seine Gefährten in der Mission der Landschaft Chablais beschuldigten ihn einer zu großen Gefälligkeit gegen die Häretiker, und machten es ihm zum Vorwurf, daß er das Ansehen des Landesfürsten, mit welchem er bekleidet war, nicht zur Genüge heraushebe, da doch Jedermann wußte, daß er darauf sich stützen konnte. Doch sie selbst, die von seinem Betragen sich entfernten, waren nahe daran, die große Absicht zu vereiteln, diese Völker mit der Kirche zu vereinigen; und diese Vereinigung gelang auch wirklich nur durch das weise Benehmen unsres Heiligen, dem man in der Folge den ganzen Ruhm derselben zuschrieb.

Das Erste was er that, als er zu Thonon angekommen war, war, daß er bei den Stadtobrig-

keiten Höflichkeitsbesuche ablegte und ihnen die Briefe übergab, welche der Freiherr von Hermance an sie geschrieben hatte. Diese enthielten im Auszug, was der Herzog von Savoyen an ihn selbst geschrieben hatte; nur fügte er noch bei, er stelle die Herren Franz und Ludwig von Sales, ihre Diener, so wie Diejenigen, die in der Folge ihnen noch könnten beigesellt werden, unter ihren Schutz; trage ihnen die Fürsorge für ihre Personen auf, und mache sie für alle Anschläge verantwortlich, die man wider sie fassen könne.

Die Stadtobrigkeiten von Thonon empfingen diese Zuschriften dem Anschein nach mit vieler Ehrerbietung und verhießen, denselben zu gehorchen; als aber das Gerücht dieser Sache in der Stadt und in den Umgegenden sich verbreitet hatte, war das Volk nahe daran, sich zu empören. Man schrie laut, man sollte diese Gesandten des Papstes fortjagen, die nur kämen, sie in dem friedlichen Besitz ihrer Religion zu stören; man müsse sie so behandeln, daß die Lust ihnen verginge, wieder zu kommen; Mäßigung wäre bei einer Gelegenheit gefährlich, wo es gelte, die Gewissensfreiheit zu verlieren, die sie so theuer erkauft hätten; der Herzog selbst müsse die Augen dazu schließen; die große Zahl der Schuldigen würde davon abhalten, eine Untersuchung vorzunehmen und man würde es nicht wagen, Strafen zu verhängen.

Während diese Dinge zu Thonon vorgingen, stimmte man in dem, vier bis fünf Stunden davon

entlegenen Genf mit weit größerer Härte gegen die beiden Missionaire. Man behauptete, da durch die Sendung derselben der Herzog von Savoyen die letzten Friedenstractate gebrochen habe, sei man nicht verpflichtet, solche zu beobachten; man müsse die Schweizer zu Hilfe rufen, die diese Tractate verbürgt hätten; man sei berechtiget, zu den Waffen zu greifen; unterdessen aber müsse man der beiden Missionaire auf was immer für eine Weise sich entledigen; ja es sei sogar erlaubt, sie todt zu schlagen, wenn sie sonst nicht zu bewegen wären, sich zu entfernen.

Als diese Nachrichten nach Thonon kamen, verdoppelten sie die Erbitterung des Volkes gegen die beiden Missionaire; und die Dinge kamen so weit, daß die Standhaftigkeit des Domherrn Ludwig von Sales erschüttert ward. Er fragte seinen heiligen Vetter, was er denn wolle, daß sie unter diesem störrischen und aufrührischen Volke ausrichten sollten? welchen Anschein es habe, daß man sie jemals anhören werde? Wäre schon Gefahr dabei, öffentlich zu erscheinen, so wäre es offenbare Vermessenheit, etwas mehr zu thun. Er fügte noch bei, es sei nicht seine Meinung, eine so heilige Unternehmung gänzlich aufzugeben; aber er glaube, man müsse solche auf eine andere Zeit verschieben, bis man bessere Maßregeln getroffen habe; und geschähe es, daß man in ihren Personen die Majestät des Fürsten und die Rechte der Gastfreiheit verletzte, so würde man sie beschuldigen, sie hätten durch ihre Unbesonnenheit

das Feuer des Krieges im Vaterlande angezündet und sie wären auf gewisse Weise an den Verwüstungen Schuld, die gewöhnlich darauf erfolgten.

Sein Vetter Franz umfing bei dieser Rede ihn herzlich und sagte ihm, es wäre ihnen ja doch nichts widerfahren, worauf sie nicht hätten gefaßt seyn müssen; er erachte nicht, daß er der Meinung gewesen sei, diese Völker würden ihnen entgegen kommen, würden ihren Vorurtheilen plötzlich entsagen, und in großer Menge herbei laufen, sie anzuhören; sie wären noch so frisch und gesund, als sie es bei ihrer Abreise von Hause gewesen; man würde es mehr als einmal überdenken, ehe man etwas gegen ihre Personen wagte; das Volk pflege überhaupt großen Lärm zu machen; habe man aber Festigkeit genug, sich nicht abschrecken zu lassen, so gewöhne es sich nach und nach an die Dinge, wären sie ihm anfangs auch noch so sonderbar vorgekommen; dazu habe auch Gott seine Diener weit größern Gefahren entrissen; und so lange Er ihr Beschützer sei, dürften sie nichts fürchten von der Wuth der Menschen, die immer ohnmächtig sei, wenn es darauf ankomme, Ihm zu widerstehen.

Indessen, fügte er bei, glaube er, sie hätten für diesen Tag genug gethan, und es sei nun rathsam, nach Allingues zurückzukehren, und dem Freiherrn von Hermance Bericht über die Dinge zu geben, die zu Thonon vorgegangen wären. „Aber, fügte er freundlich lächelnd bei, lassen Sie mich erzählen; denn da die Furcht die Dinge vergrößert, würde ich, wenn

Sie die Erzählung vortrügen, besorgen, daß das Uebel weit größer schiene, als es in der That ist."

Da nun der Freiherr von Hermance von ihnen selbst die Art und Weise erfahren hatte, wie sie zu Thonon waren aufgenommen worden, war es seine Meinung nicht, die Mission aufzugeben, noch solche auf eine andere Zeit zu verschieben; umgekehrt vielmehr glaubte er, die Ehre des Herzogs von Savoyen erfordere, daß solche nicht unterbrochen werde. Doch glaubte er zugleich auch, es müsse für ihre Sicherheit gesorgt werden, und er dürfe sie auf keine Weise den Beschimpfungen eines blinden Pöbels preisgeben, der in seinen Irrsalen verstockt sei, und von den Genfer Kundschaftern zum Aufruhr angereizt werde. Er bot ihnen also in dieser Absicht eine starke Bedeckung aus seiner Garnison an. Der heilige Missionair jedoch schlug solche rund aus und erklärte dem Freiherrn, der darauf drang, solche ihnen zu geben, lieber verlasse er die ganze Mission, als daß er zugebe, daß den Inwohnern von Thonon die mindeste Gewalt angethan werde, oder daß man ihnen Anlaß gebe, auszusprengen, man habe sie zwingen wollen. Er fügte noch bei, sie wären als Apostel in die Landschaft Chablais gekommen; sie würden fortfahren wie sie angefangen hätten, und niemals würden sie andere Waffen gegen die Häretiker anwenden, als die Waffen des Wortes Gottes; er bekenne freilich, weltliche Fürsten wären zuweilen nothgedrungen gewesen, zu andern Waffen zu greifen, und sie hätten dies sogar mit Nutzen gethan; ganz anders aber verhalte sich

dies mit Männern ihres Charakters; sie verrichteten das Amt der Apostel, und müßten daher auch nach ihrem Wandel sich richten.

Der Freiherr antwortete, er würde der Stadt Thonon bedeuten, die Bedeckung, die er ihnen zu geben gedenke, sei nicht dazu bestimmt, ihnen irgend Zwang anzuthun; sondern blos das Volk im Zaum zu halten und demselben zu wehren, daß es zu irgend Freveln sich hinreissen lasse, die seinen Untergang herbeiführen könnten. Doch der Gottesmann bestand fest auf seiner Weigerung; und Alles was der Freiherr von ihm erlangen konnte, bestand darin, daß er, bevor sie nach Thonon zurückkehrten, ein zweites Schreiben an den Stadtrath erließ, denselben auf sein wahres Interesse aufmerksam zu machen, und ihm strenge Verantwortlichkeit für Alles aufzuerlegen, was gegen die Absichten und das Ansehen ihres Landesherrn sich ereignen könnte; auch sollten sie von dort nicht abgehen, bis sie nicht Antwort auf dies Schreiben erhalten hätten.

In Folge dieses Beschlusses schrieb der Freiherr von Hermance an den Stadtrath zu Thonon, der Herzog von Savoyen habe bei der Sendung des Herrn Grafen Franz von Sales in diese Provinz keineswegs die Absicht gehabt, ihre Gewissensfreiheit irgend zu beeinträchtigen, noch in irgend eines ihrer Privilegien einzugreifen; ein Beweis, daß er ihnen keinen Zwang anthun wolle, sei, daß er nur zwei friedliche Priester, ohne Gefolge, ohne Gepränge und ohne andere Waffen als das Wort Gottes ge-

sandt habe. Da sie und ihre Verbündeten zuerst den Tractat gebrochen hätten, der den Punct in sich gefaßt habe, man sollte in Religionssachen keine Neuerung einführen, wäre auch der Herzog nicht mehr verpflichtet, sich daran zu binden; indessen wolle er dennoch ihnen durchaus keinen Zwang anthun und über einen so wichtigen Punct ihnen vollkommne Freiheit lassen; es wären aber im Herzogthum Chablais Viele, welche verlangten, in der katholischen Religion unterrichtet zu werden, die sie nur wegen der Gewaltthätigkeiten verlassen hätten, die man ihnen angethan habe; die Absicht des Herzogs aber sei, daß sie in voller Freiheit sich könnten unterrichten lassen; und deshalb sei es nothwendig, daß im Lande Leute sich befänden, die fähig wären, sie zu unterweisen; — sie selbst redeten immer nur von Gewissensfreiheit; in der That aber wollten sie solche nicht, da sie es nicht dulden könnten, daß Jene, die sich geneigt fühlten, die katholische Religion anzunehmen, dies mit Sicherheit thun könnten; indessen erkläre er ihnen, der Herzog nehme diese Personen in Schutz; er wolle, daß Herr Graf Franz von Sales die katholische Religion ungestört predigen könne; es sei Niemand gezwungen, ihn anzuhören; aber es sei auch nicht recht noch billig, Jene, die ihn hören wollten, hieran zu hindern; endlich erkläre er ihnen, er mache sie von dieser Stunde an für Alles verantwortlich, was Herrn Grafen Franz von Sales und Denjenigen, die in der Folge ihm etwa beigesellt würden, Uebles widerfahren könne.

Der Stadtrath antwortete, und gab die Schuld alles dessen, was vorgegangen wäre, der Hefe des Volkes, das man bei unvorgesehenen Gelegenheiten, zu welchen denn auch jene gehören, von welcher die Rede sei, nicht immer mächtig genug wäre, im Schranken zu halten; und verhieß, sein ganzes Ansehen aufzubieten, daß die Absichten des Landesherrn mit aller Ehrfurcht erfüllt würden, die ihnen gebührten.

Wirklich ward der heilige Missionair, als er nach Thonon zurückkehrte, mit mehr Achtung empfangen; doch nicht lange und er erfuhr, man habe ein sehr geheimes, aber sehr strenges Verbot erlassen, ihn anzuhören und irgend Umgang mit ihm zu pflegen. Auch ward dies Verbot so pünctlich befolgt, daß er mitten in Thonon sich so verlassen und so einsam sah, als wäre er in der tiefsten Wildniß. Nichts desto minder kehrte er jeden Tag mit so großer Pünctlichkeit von Allingues dahin zurück, als hätte er daselbst die dringendsten Geschäfte zu verhandeln; ja er ging oft in so strengem und so bösem Wetter dahin ab, daß die stärksten Bauern sich nicht getrauten, sich auf den Weg zu machen. Weder Regen, noch Schnee, noch Eis, noch die furchtbarsten Winde, ja nicht einmal die Nacht, waren im Stande, ihn abzuhalten, sich auf den Weg zu begeben. Er ward zuweilen so gewaltig von der Kälte durchdrungen, daß er beinahe ganz unbeweglich blieb und in Gefahr schwebte, zu erfrieren. Doch nichts war vermögend, seinen Eifer aufzuhalten, nichts, denselben auch nur zu mäßigen. Man mochte ihm wie immer die

Gefahren vorstellen, denen er aller Wahrscheinlichkeit nach sich vergeblich aussetzte; immer antwortete er mit jenen Worten des göttlichen Heilandes: Wisset ihr nicht, daß ich in den Dingen seyn muß, die meines himmlischen Vaters sind?" (Luc. 2.) Er fügte noch bei, Gott allein sei die Zeit und der Augenblick bewußt, die Er zur Bekehrung dieses armen Volkes bestimmt habe; dieser Augenblick würde erscheinen, wenn man dessen am wenigsten sich versehe; er müsse sich also immer bereit halten, denselben sogleich zu benützen.

Der Winter war in demselben Jahre so ungemein strenge, daß seine Hände und Füße ganz aufgesprungen waren. Er ergab sich um die nämliche Zeit etwas noch Sonderbareres, das gewiß einen minder feurigen Eifer als den seinigen abgekühlt hätte. Einmal, als er später denn gewöhnlich von Thonon fortgegangen war, nach Allingues zurückzukehren, überfiel ihn die Nacht; und er ging irre. Nachdem er nun vergeblich einen ziemlich langen Weg gemacht hatte, kam er sehr spät in einem Dorfe an, dessen Häuser sämmtlich geschlossen waren. Die Erde war mit Schnee bedeckt, und die Kälte sehr grimmig, daß sogar während des Tages die Bauern sich nothgedrungen sahen, mit ihren Herden sich eingeschlossen zu halten. Er klopfte an allen Thüren an, und beschwor die Inwohner bei Allem, was vermögend war sie zu rühren, ihn nicht in der Kälte umkommen zu lassen. Doch diese waren weit entfernt, ihm aufzuthun; sie waren sämmtlich Calviner; und zur

Fülle des Unglücks hatte sein Diener ihn bei seinem Namen genannt, da er glaubte, sie würden mehr Achtung für ihn haben. Gott aber, der die Seinigen nie verläßt, leitete die Dinge so, daß sie in dieser äußersten Noth den Backofen des Dorfes fanden. Dort herbergten sie nun so gut sie konnten; und dies rettete ihnen das Leben, das sie sonst gewiß verloren hätten.

Auch ein Andermal wäre er durch die Herzenshärte der Inwohner eines andern Dorfes beinahe umgekommen. Er war bei Nacht während eines furchtbaren Regens dort angelangt. Niemals aber konnte er es erlangen, unter Dach und Fach zu kommen; alle seine Bitten waren vergeblich. Er war also genöthigt, die ganze Nacht vom Regen sich durchnässen zu lassen; und er lobte Gott gleich den Aposteln, daß Er ihn würdig geachtet habe, um der Ehre seines heiligen Namens willen zu leiden.

So widerwärtige Vorfälle hätten einen Andern, welcher den Anordnungen der Vorsehung Gottes minder wäre ergeben gewesen, und weniger für seine Ehre geeifert hätte, allerdings bewogen, Vorkehrungen zu treffen, vor derlei schweren Unfällen sich zu verwahren; er jedoch, der unfähig war seines Lebens zu schonen, wo es dem Heile der Seelen galt, gerieth kurze Zeit hierauf abermal in eine Noth, die kaum geringer war als was bisher erzählt ward. Als er von Thonon fortging, um in das Schloß Allingues sich zurückzuziehen, traf er auf einen Calviner, der ihn erwartete. Dieser sagte

ihm, er sei von seinen guten Beispielen, von seiner Geduld, von seiner Sanftmuth und von den unglaublichen Mühen, die er jeden Tag sich gebe, das Seelenheil eines Volkes zu fördern, das solche so schlecht erkenne, innig tief gerührt geworden, und er habe bei dem Vergleich seines Lebens mit dem Lebenswandel seiner Wortsdiener, erachtet, die Reinheit der Lehre könne wohl dort sich finden, wo die Reinheit der Sitten sich fände; er wende sich also an ihn, damit er von ihm unterrichtet würde; und beschwöre ihn bei dem Blute Jesu Christi, das für das Heil seiner Seele wäre vergossen worden, seiner sich zu erbarmen, und mit seiner Belehrung nicht zu säumen.

Unterdessen nahte sich die Nacht; und es war um so gefährlicher für den heiligen Missionair, seine Abreise zu verschieben, als er durch einen Wald hindurch gehen mußte. Es schien der natürlichen Ordnung gemäß, die Belehrung dieses Menschen erst am folgenden Tage vorzunehmen; dies auch war die Meinung seines Vetters Ludwig; und sogar der Diener, der sie nicht verließ, und der so große Gefahren mit ihm gelaufen war, beschwor ihn inständig darum. Er jedoch antwortete ihnen, Niemand könne sicher auf den folgenden Morgen rechnen; er würde sich sein ganzes Leben hindurch vorwerfen, das Heil einer Seele aus Furcht vor Uebeln vernachläsßigt zu haben, die vielleicht nie einträfen, und vor welchen Gottes Güte sie bewahren würde.

Was Ludwig von Sales vorgesehen hatte, traf richtig ein. Sein eifriger Vetter Franz hatte sich so lange Zeit mit dem Calviner besprochen, daß die Nacht bei dem Eingang des Waldes sie überraschte; und zwar ward dieselbe so finster, daß es unmöglich war, den Weg zu finden. Indessen aber war das Geschrei und Geheul der Wölfe, der Bären und anderer wilden Thiere, die von den Bergen herabgekommen waren, so schrecklich, daß man des Entsetzens sich nicht erwehren konnte. Der Diener verging vor Angst, und kaum auch war Herrn Ludwig anders zu Muthe. Der einzige Heilige war voll Gottesvertrauens; er tröstete sie und verhieß ihnen im Namen Gottes, Er würde sie aus dieser Gefahr erretten, wie Er den Daniel aus der Löwengrube errettet habe, wo er einer weit größern Gefahr wäre ausgesetzt gewesen, als sie gegenwärtig, und zwar darum es seien, weil man einer Seele die Hilfe nicht habe versagen wollen, um die sie in seinem Namen gebeten hätte. Während er noch redete, ging der Mond auf, und sie sahen in seinem Lichte, daß sie nicht fern von einem zerstörten Gebäude waren, wo noch ein Theil eines Gewölbes sich befand, das sie vor der üblen Witterung schützen konnte. Sie betraten also dasselbe und brachten die noch übrige Nacht darin zu.

Aber nimmermehr war es dem heiligen Gottesmann möglich, der geringsten Ruhe sich hinzugeben. Der Mond, der höher stieg und immer heller schien, ließ ihn wahrnehmen, daß dies die Trümmer einer

Kirche waren, welche die Häretiker zerstört hatten. Dieser Anblick erinnerte sein edles Gemüth an den kläglichen Stand, in welchem die Religion in der Landschaft Chablais sich befand; an die zerstörten Tempel, an die vertriebenen Priester, an den alten, nun abgeschafften Gottesdienst, an die siegreiche Ketzerei, an die verbannte Wahrheit, an die Verblendung des Volkes, an seine Herzenshärte, und an seinen beinahe unüberwindlichen Starrsinn, der Stimme Gottes zu widerstehen, der dasselbe in den Schooß der katholischen Kirche zurück berief, von welcher Irrthum und Verführung dasselbe so gewaltsam entrissen hatte. In dieser Betrachtung saß er wehmüthig auf den Trümmern dieses Tempels, wie einst Jeremias auf den Trümmern Jerusalems, und rief, ungefähr wie er, in heiligem Schmerz aus: „Wohin verloren sich jene frommen Einsiedler, die einst diese Wälder bewohnten, wo die Lobgesänge des Herrn Tag und Nacht aus ihrem Munde wiederhallten? Wo sind jene Jungfrauen, die dem fleckenlosen Lamme überall hinfolgten? diese Priester, die mit seinem Dienste beschäftigt, diese Tempel, die seiner Ehre geweiht waren? — Wie ward das Gold verdunkelt? wie ward seine glänzende Farbe befleckt? wie wurden die Steine des Heiligthums auf allen Gassen zerstreut? Wem soll ich dich vergleichen, o Tochter Jerusalem? Wem soll ich dich ähnlich nennen, o Jungfrau, Tochter Sion? Wie soll ich je dich trösten? denn groß wie das Meer ist dein Schmerz! Wer kann deine Uebel heilen! Deine Se-

her hatten für dich nur falsche und alberne Gesichte; sie haben deine Missethat dir nicht entdeckt; dich zur Buße zu erwecken. Nur falsche Gesichte hatten sie für dich über deine Erhöhung und den Untergang deiner Feinde! Jerusalem, Jerusalem! bekehre dich doch endlich zu dem Herrn, deinem Gott!" (Jeremias, 14. u. 2.)

Noch fand der Tag mit diesen heiligen Gedanken ihn beschäftigt; er weckte seine Gefährten, welche eingeschlafen waren; sie fanden den Weg wieder und kehrten nach Allingues zurück. Jene, deren Sinn und Herz voll des Geistes dieser Welt sind, und die von keinen andern, als den Gegenständen ihrer Leidenschaften tief können ergriffen werden, werden es kaum glauben, daß man die Ehre Gottes und was dieselbe angeht, so innig tief sich könne zu Herzen nehmen. Doch apostolische Männer, die im Innern gekostet haben, wie süß der Gott Israels denen ist, die geraden Herzens sind, werden in dieser Erzählung nichts finden, das nicht sehr genau zu den Empfindungen stimmte, von welchen sie selbst bei ähnlichen Gelegenheiten durchdrungen waren. Was immer aber man sagen mag, sind dies die Empfindungen und beinahe die nämlichen Worte, welche die Biographen des heiligen Franz von Sales ihm in das Herz und in den Mund legen, als er die Nacht in dieser zerstörten Kirche zubrachte.

Schienen aber seine Arbeiten in Beziehung auf das Volk in der Landschaft Chablais vergeblich, so waren sie es nicht eben so in Beziehung auf die Be-

satzung von Allingues. Seine Frömmigkeit, sein Eifer für das Heil der Seelen und seine ungemeine Sanftmuth hatten ihm die Hochachtung und das Vertrauen der Officiere und der Soldaten erworben. Dies benützte er, um sie Gott zu gewinnen, und seine Furcht und seine Liebe bei ihnen einzuführen. Er begann damit, daß er einige calvinische Soldaten, die mit den Uebrigen sich hatten anwerben lassen, zum katholischen Glauben bekehrte; und Gott segnete sein Bemühen; ihre Bekehrung war so vollkommen, daß sie ihren Lebenswandel änderten, und in ihren Sitten so geordnet wurden, als sie es in ihrem Glauben waren; ja sie halfen ihm sogar, einige katholische Soldaten zu einem besseren Leben zurückführen.

Drei schwere Laster herrschten in damaliger Zeit unter den Kriegesleuten: Gotteslästerung, Zweikämpfe und Trunkenheit. Der heilige Missionair beschloß, Abhilfe zu versuchen, und der Erfolg übertraf seine Hoffnungen. Seine Geschichtsschreiber erzählen, er habe diese Besatzung auf so gute Wege geführt, daß die Officiere und die Soldaten mehr Ordensleute als Krieger zu seyn schienen. Nicht als ob er sie zu Tugenden angeleitet hätte, die nicht ihres Standes waren; denn nie verstand Jemand es besser, jeden Einzelnen, je nach seinem Stande zu führen; aber er prägte ihnen eine so tiefe Furcht Gottes ein, und überzeugte sie so innig, daß sie, je mehr der Kriegesdienst der Gefahr sie aussetze, ihr Leben zu verlieren, um so mehr beflissen seyn

müßten, also zu leben, daß sie die unglückseligen Folgen eines bösen Todes nicht zu befürchten hätten, — daß er sie — in andere Menschen umwandelte; und er flößte ihnen jenen Geradsinn und jene aufrichtige Frömmigkeit ein, die nicht nur mit dem Muth und der Tapferkeit sich sehr wohl vertragen, sondern auch nicht wenig dahin wirken, solche mälig und mälig zu vermehren, und sie um so glänzender zu zeigen.

Es geschah hier ungefähr, was zur Zeit der Apostel bei der Bekehrung der Heiden geschehen war. Die Kriegesleute wurden in der Person des Hauptmannes Cornelius und Einiger seiner Soldaten, zuerst zum Glauben berufen; da Gott zeigen wollte, es gebe keinen Stand, der mit der Heiligkeit unverträglich sei. Auf gleiche Weise begann die Bekehrung der Landschaft Chablais bei der Bekehrung der Garnison von Allingues, als ob Gott der Mission des heiligen Franz dadurch hätte Ansehen verschaffen wollen, daß Er die Folgen derselben denen der Mission der Apostel gleichstellte.

Endlich erschien die Zeit, die Gott für die Bekehrung der Landschaft Chablais bestimmt hatte; vergeblich widersetzte sich Genf durch seine Kundschafter; vergeblich waren eben so die Hindernisse, welche die Wortsdiener durch ihre Ränke, durch ihre Verleumdungen und arglistigen Predigten derselben entgegen stellten; es gibt keine Macht, welche die Ausführung dessen verhindern könnte, was der Herr einmal beschlossen hat; und die Art und Weise, wie

Er auf die Herzen wirkt, erreicht um so sicherer ihr Ziel, als solche, ob sie auch von einer allmächtigen Ursache ausgeht, dennoch immer ihrer Freiheit sich anbequemt.

Wie sehr auch die Inwohner von Thonon gegen den Missionair eingenommen waren, wurden sie dennoch von seiner Frömmigkeit, von seiner Sanftmuth, von seiner unüberwindlichen Geduld und von seinem unermüdlichen Eifer für das Heil der Seelen gerührt. Vergeblich schrieben die calvinischen Wortsdiener Alles was er that, einer geheimen Ehrsucht zu, die auf einem zwar rauhen Wege zu ihrem Ziele ging, der aber um so unfehlbarer dahin führte, als er von demselben sich zu entfernen schien; — der Glanz seiner Tugenden, seine Uneigennützigkeit, die geringe Sorgfalt sogar, die er traf, die Verleumdungen zurück zu drängen, durch die man ihn zu verschwärzen suchte; die Unterstützung der Fürsten, deren er versichert war, und die er so wenig geltend machte; sein Vertrauen auf Gott, das seine einzige Hoffnung schien; die Unschuld und Einfalt seiner Handlungen, die so unendlich weit von menschlichen Absichten und Ansprüchen entfernt waren; sprachen so laut und so allgemein für ihn, daß auch die Hartsinnigsten sich nicht erwehren konnten, ihn anzuhören.

Dazu kam noch, daß die Officiere und Soldaten der Besatzung von Allingues, die ziemlich oft nach Thonon kamen, daselbst von seinen Tugenden und großen Eigenschaften mit einer Freimüthigkeit

redeten, die nichts im Stande war, abzuhalten; ihr Betragen vollends war eine weit wirksamere Lobrede auf ihn. Statt jener zügellosen Frechheit, jener Ausschweifungen, deren sie sonst sich gerühmt, jener Gotteslästerungen, die Entsetzen eingeflößt, jener so oftmaligen mörderischen Zweikämpfe, die Gott so viele Seelen, dem Fürsten und dem Staate so viele wackere Unterthanen entrissen hatten, sah man sie nun sittsam in ihren Reden, eingezogen in ihren Handlungen, freundlich, billig, den Gesetzen gehorsam und um so pünctlicher in Allem, was zu ihren Pflichten gehörte, als sie aus reineren und erhabneren Gründen handelten, und gewissenhaft thaten, was sie sonst aus bloßer Menschenfurcht gethan hatten. Man konnte sich nicht enthalten, eine Umwandlung zu bewundern, worin die Hand Gottes auf so sichtbare Weise erschien; aber man konnte sich auch nicht erwehren, das Werkzeug hoch zu achten, das Er angewendet hatte, dieselbe zu bewirken.

Als aber der eben so fromme als weise Missionair sah, daß die Abneigung des Volkes im Chablais gegen ihn mit jedem Tage sich verminderte, und daß man seiner Begegnung nicht mehr so ängstlich auswich, glaubte er, er werde nun wohl thun, bei einzelnen Privatleuten einzusprechen, und ihnen Höflichkeitsbesuche zu geben. Er sprach bei ihnen nur von gleichgültigen Dingen, und beschränkte sich darauf, sie nach und nach zu gewöhnen, ihn zu dulden. Seine außerordentliche Sanftmuth aber gab seiner Unterredung einen eigenen Liebreiz, dem man

nicht leicht widerstehen konnte, und man fühlte sich für ihn eingenommen, sobald er den Mund zum Reden öffnete. Zugleich auch gewann er die Achtung und Zuneigung Derjenigen, mit welchen er umging; und es war ihnen auch nicht möglich, solche ihm zu versagen.

Das störrische und gebieterische Benehmen der Wortsdiener trug ebenfalls nicht wenig bei, das seinige heraus zu heben; und die Härte, mit welcher sie ihn behandelten, wenn er mit ihnen zusammen traf, die Beschimpfungen und Beleidigungen, die sie in reichlichem Maße ihm anthaten, führten nur dahin, seine Mäßigung und Sanftmuth in um so schönerem Lichte zu zeigen, und eine neue Hochachtung in den Gemüthern Derjenigen ihm zu erwirken, welche täglich Zeugen der Heftigkeit seiner Widersacher, und der Geduld waren, mit welcher er dieselbe ertrug.

Dies also war der Stand der Dinge, als man plötzlich kam und den Diener Gottes benachrichtigte, zwei adelige Herren seiner Bekanntschaft hätten so eben sich zu dem Stadtthor hinausbegeben, um sich auf dem Felde in einem Zweikampfe zu schlagen. Schnell eilte er bei dieser Nachricht, und mit einem Eifer hinaus, der ihn nie verließ. Schon hatten indessen Beide furchtbare Hiebe gegen einander geführt, und die Wuth, die auf ihren Angesichtern abgeprägt war, ließ keinen Zweifel übrig, daß dieser Kampf mit dem Tode des Einen der Kämpfenden, wo nicht mit dem Tode Beider endigen würde. Der

apostolische Mann kam an, trennte Beide mit Gefahr seines Lebens von einander, und stellte ihnen das ungeheure Verbrechen dieser besondern, von göttlichen und menschlichen Gesetzen auf gleiche Weise verdammten Kämpfe, so wie die Gefahr, worin sie schwebten, wegen eines übel verstandenen Punctes der Ehre, sich in ewiges Verderben zu stürzen, so gewaltig und so eindringlich vor, daß sie auf der Stelle sich mit einander versöhnten, und auf sein Geheiß einander umarmten. Aber die Gnade, die Gott mit seinem Apostelamte verknüpfte, wirkte noch mehr; sie wandelte Beide in andere Menschen um; Beide legten ihm eine Lebensbeicht ab, und änderten ihren Wandel. Einer aus ihnen zumal, der tiefer ergriffen war als der Andere, verließ die Welt und zog sich in ein ziemlich freundliches Landhaus zurück, das er in der Nähe von Thonon besaß; dies Landhaus war Alles, was von den Trümmern seines Vermögens ihm erübrigte.

Dort gingen die Augen über alle jene eitlen Dinge ihm auf, um welcher willen er so oft nahe daran war, seine Seele zu verlieren; und er überdachte in Bitterkeit seines Herzens die unglückseligen Tage, die er in der Vergessenheit Gottes und beinahe seines ganzen Seelenheiles verlebt hatte. Der große Diener Gottes, der ihn bekehrt, und ihm den Rath gegeben hatte, sich von der Welt zu entfernen, verlor ihn nicht aus dem Gesichte, und besuchte ihn alle Tage. Er wußte, daß neubekehrte Menschen, gleich jungen Bäumen, mit großer Sorgfalt gepflegt werden müs-

sen; und daß es beinahe immer gefährlich ist, sich selbst sie allzusehr zu überlassen. Was aber dabei wundersam ist, er flößte ihm beinahe die nämliche Tugend ein, worin er selbst so ausgezeichnet war; denn aus einem stolzen, heftigen und rachsüchtigen Manne, bildete er ihn sanftmüthig, geduldig, willfährig und höflich. Da er bereits ein reiferes Alter erreicht hatte, hatte er dazu veraltete Gewohnheiten überwinden müssen; und dessen ungeachtet schien die Uebung dieser Tugenden, die seinem Temperament und seinem natürlichen Hang so sehr widerstrebten, bei ihm so natürlich, daß es den Anschein hatte, als thue er sich dabei nicht die mindeste Gewalt an.

Da dieser Cavalier lange Zeit in der Armee, und zwar mit großem Rufe gedient, und daselbst jene, für die meisten Geschäfte des bürgerlichen Lebens so nothwendige Erfahrung erworben hatte, gaben der Adel der Nachbarschaft und die Angesehensten von Thonon ihm oftmalige Besuche. Er besprach sich oft mit ihnen über die Dankbarkeit für die Gnade, die Gott ihm erzeigt hätte, und mit so ganz besonderer Hochachtung über seinen Diener Franz von Sales, durch den Er von seinen Verirrungen ihn zurück gebracht habe, daß er dadurch bei ihnen das Verlangen erweckte, ihn kennen zu lernen und mit ihm sich zu unterreden. Der heilige Mann förderte seine Absichten; nnd Gott selbst förderte ihre frommen Wünsche; dies Haus ward der Sammelplatz Aller, deren Herz Gott gerührt hatte.

Es fing also dieser heilige Missionair an, daselbst geordnete Conferenzen zu halten. Gleich Anfangs stellte er die Dinge also, daß die Versammlung zugeben mußte, die Spaltung sei Eines der größten Uebel, die der Kirche widerfahren können; und wären nicht ganz unerläßliche Ursachen dazu vorhanden, so sei sie allein im Stande, sowohl die Urheber derselben als diejenigen, die ihnen gefolgt wären und hartnäckig in der Trennung verharrten, in zeitliches und ewiges Verderben zu stürzen. Hätten aber Diejenigen, die den Schooß der Kirche zuerst verließen, so schweres Unrecht dadurch begangen, so wären Jene, die ihnen nur nachgefolgt wären, verpflichtet, dahin zurück zu kehren; und es gebe weder zeitliche Vortheile noch Verbindungen, noch irgend Trost, noch Achtung gegen ihre Hirten, noch Zärtlichkeit gegen Diejenigen, die sie bis dahin als ihre Brüder betrachtet hätten, weder Furcht, noch Drohungen, noch Mißhandlungen, die davon sie frei sprechen könnten.

Hierauf behauptete er, es verhielte sich hinsichtlich ihrer mit der katholischen Kirche nicht wie mit andern Gesellschaften, welche Christum bekännten und an Ihn glaubten. Denn ihre Väter hätten in derselben gelebt und wären darin gestorben; Viele aus ihnen selbst hätten darin die Taufe empfangen, wären in ihrem Schooße gepflegt und erzogen worden; und sie verdankten ihr die heiligen Schriften, die sie bewahrt und ihnen übergeben hätte. Er fügte noch bei, er wolle weder den Umfang, noch das hohe Alterthum, noch die ununterbrochene Nachfolge

in dem heiligen Hirtenamte geltend machen, die doch so wesentliche Merkmahle der wahren Kirche wären; gewiß aber könnten sie nicht läugnen, es sei eine unerhörte Härte, ohne alle Sachkenntniß, Diejenigen, welchen sie das Leben verdankten, zu den ewigen Flammen zu verurtheilen; und eine schreiende Ungerechtigkeit, ohne sie anzuhören, den Stab über eine Kirche zu brechen, welcher sie, ungeachtet ihres Hasses wider dieselbe, so große Verbindlichkeiten hätten. — Ja es sei dies um so ungerechter, als diese Kirche sich laut über das Unrecht beklage, das man ihr thue; man beschuldige sie ohne Grund, sie habe das ihr anvertraute Pfand des Glaubens verfälscht, und sei von dem Glauben ihrer Väter abgewichen; man entwerfe von ihr abscheuliche Schilderungen, wodurch sie gänzlich entstellt werde, und ihren Kindern unkenntlich geworden sei; er sei bereit, sie bis zur anschaulichsten Gewißheit zu rechtfertigen; und zwar auf eine Weise, daß auch die schwerfälligsten Menschen dies einsehen und zugeben müßten; weil es dazu nichts andern bedürfe, als daß man ihre wahrhafte Lehre rein und einfach darstelle.

Da Alles was der sanftmüthige Gottesmann sagte, nur sehr billig war, hörte man ihm mit größter Aufmerksamkeit zu. Er aber benützte diese Aufmerksamkeit, fuhr in seiner Anrede fort und sprach zu ihnen: schon seit langer Zeit beschuldige man die katholische Kirche der Abgötterei, und lege ihr zur Last, sie zerstöre das Mittleramt und die Genugthuung Jesu Christi, und erweise den Heiligen, ihren

Bildnissen und Reliquien eine Verehrung, die nur Gott allein gebühre. Die dieser Conferenz beiwohnten, bekannten einmüthig, dies wären in der That die vorzüglichsten Gründe ihrer Trennung. Der Redner erwiederte, es wären fürwahr auch keine geringeren Gründe erforderlich, eine Spaltung zu berechtigen, die so viele Empörungen verursacht habe, in welcher so vieles Blut wäre vergossen worden, und deren Folgen so unglückselig gewesen wären. Zum Unglück Derjenigen aber, die diese Spaltung bewirkt hätten, seien diese Anklagen falsch; die katholische Kirche habe über alle diese Hauptpuncte keine Schuld; und um sich davon zu überzeugen, dürfe man nur ihre wahren Gesinnungen über alle diese Anklagepuncte, nicht von ihren Feinden, (die es sich zur Hauptsache machten, solche zu entstalten) sondern von ihr selbst hören.

Er erkläre ihnen also in ihrem Namen, und er sei bereit, mit seinem Blute zu besiegeln: daß die katholische Kirche nur Einen Gott, Schöpfer und Herrn aller Dinge anbete; diese Anbetung bestehe, ihrer Lehre gemäß, vorzüglich darin, mit ständigem, demüthigem und unterwürfigem Glauben Alles als wahr anzunehmen, was es Ihm wohlgefällig war, uns zu offenbaren; durch die Hoffnung Ihm anzuhangen, und Ihn zu lieben über alle Dinge, und aus allen Kräften und Vermögen unsrer Seele, als unser einziges und wahrhaftes Gut, das allein durch seinen Besitz unsre ewige Glückseligkeit machen kann; sie betrachte Alles, was nicht Gott sei, als be-

gränzte und abhängige Wesen, die Alles von Ihm empfangen haben; und nicht nur glaube die katholische Kirche durchaus nicht, daß es erlaubt sei, was immer für ein anderes Wesen mit einer Anbetung zu verehren, die nur Gott allein gebührt; sondern sie verdamme dies vielmehr als fluchwürdige Gottlosigkeit.

Hinsichtlich des Mittleramtes Jesu Christi, sprach er ferner, bekenne, statt dasselbe zu zerstören, die katholische Kirche vielmehr, daß sie Ihm Alles zu verdanken habe; sie glaube, daß sie durch Jesum Christum allein Leben und Hoffnung habe; durch Ihn selbst bitte sie um Alles, hoffe Alles, und danke für Alles; auf diesen Mittler zwischen Gott und den Menschen setze sie alle Hoffnung ihres Heiles. Ja sie glaube auch, daß alle unsre Sünden uns aus bloßer Barmherzigkeit um Jesu Christi willen verziehen werden; daß wir einer ganz umsonst verliehenen Freigebigkeit die Gerechtigkeit verdanken, die uns innewohnt durch den heiligen Geist; daß alle guten Werke, die wir thun, eben so viele Gaben seiner Gnade sind; das ewige Leben müsse den Gläubigen vorgesetzt werden, als eine Gnade, die ihnen durch Jesum Christum, den Heiland und Erlöser aller Menschen barmherzig verheißen ward; und zugleich als eine Belohnung, mit welcher ihren guten Werken, kraft dieser Verheißung getreu vergolten wird; doch lehre die katholische Kirche zugleich auch, diese guten Werke seien Gaben Gottes; und wir könnten nichts durch uns selbst; alles aber

in Denjenigen, der uns stärkt, und unser ganzes Vertrauen müsse auf Jesum Christum gegründet seyn.

Nie war ein Erstaunen größer als das Erstaunen der Calviner, die dieser Conferenz beiwohnten. Sie hatten ihr ganzes Leben hindurch der katholischen Kirche Gesinnungen beimessen hören, die himmelweit von denen verschieden waren, die der heilige Missionair feierlich als die ihrigen erklärte. Sie hatten ihre Wortsdiener sie beschuldigen hören, sie erweise Geschöpfen eine Anbetung, die nur Gott gebühre; sie zerstöre das Mittleramt Jesu Christi, da sie Ihm Mithelfer bei Gott gebe; sie erhebe den freien Willen zu hoch zum Nachtheil der Gnade, und sie schwäche die Genugthuung des Erlösers durch ihre Lehre von der Nothwendigkeit der guten Werke zum Heile.

Aber ihr Erstaunen stieg noch weit höher als er beifügte: „die katholische Kirche lehre überdies, Jesus Christus, als Gott und Mensch, sei durch seine unendliche Würde allein vermögend, Gott eine hinreichende Genugthuung für unsre Sünden darzubringen. Diese Genugthuung sei unendlich; der Erlöser habe den Preis unsrer Erlösung vollauf bezahlt; nichts fehle an diesem Preise, da er unendlich sei; und der Vorbehalt der Strafen, den Er in dem Sacrament der Buße bestimme, rühre keineswegs von irgend einem Mangel an der Bezahlung, sondern von einer Ordnung her, die Er eingesetzt habe, die Menschen durch gerechte Furcht, durch einen Ersatz, der ein Verhältniß zu den Aergernissen habe, die

sie geben könnten, und durch eine heilsame Zucht in ihren Pflichten zu erhalten."

Dieser letzte Aufschluß brachte Denjenigen, die der Conferenz beiwohnten, vollends ganz andere Gesinnungen von der katholischen Kirche bei, als sie bisher von ihrer Lehre gehabt hatten. Sie fingen an zu glauben, man thue derselben unrecht; und ihre Wortsdiener wären entweder von ihren Gesinnungen nicht zur Genüge unterrichtet, oder aber sie hätten ihre Gründe, solche zu entstellen; und es dürfte nicht schwerer halten, ihre Verleumdungen über die andern vorgeschlagenen Puncte zu entkräften, als es leicht gewesen war, sie über die Puncte zu widerlegen, über welche man sie so eben belehrt hatte. Doch der Diener Gottes, der ihr Gedächtniß nicht allzu sehr überladen wollte, verschob auf eine andere Zeit die Lösung der übrigen Hauptanklagen, die er selbst vorgetragen hatte. Also endigte diese Versammlung; und ihr folgten mehrere andere, die einen nicht minder guten Erfolg hatten.

Als aber das Gerücht von diesen Versammlungen zu Genf, zu Thonon und im ganzen Chablais sich zu verbreiten anfing, waren die Meinungen über die Art und Weise sehr getheilt, wie Franz von Sales die Lehre der katholischen Kirche erklärt habe. Einige sagten, der Umgang, den er seit einiger Zeit mit Calvinern gepflegt, habe ihn auf bessere Gedanken gebracht; und mit der Zeit könnte er wohl sich gänzlich an sie anschließen. Andere meinten, er habe die Gesinnungen seiner Kirche nicht getreu erklärt; und

käme, was er behauptet habe, zur öffentlichen Kunde, so würde die Kirche es als irrig verwerfen. Noch Andere erachteten, die Sucht Bekehrungen zu machen und einen Ruf bei seiner Partei zu erlangen, habe ihn bewogen, seine Gesinnungen zu verheimlichen, und so sehr nur möglich der Lehre der sogenannten Reformirten sich anzunähern; und diese behaupteten gleich den Andern, nie würde er es wagen, öffentlich auszusprechen, was er in diesen besondern Versammlungen in Gegenwart einer kleinen Anzahl bestochener und für ihn eingenommener Zeugen verfochten habe. Das Sonderbarste aber dabei war, daß sogar die Gewandtesten unter den Wortsdienern entweder die Gesinnungen der katholischen Kirche so wenig kannten, oder so sehr gegen sie eingenommen waren, daß sie in den Sätzen, die der heilige Missionair vorgetragen hatte, ihre Lehre nicht anerkennen wollten; ein offenbarer Beweis, daß Parteigeist, Vorurtheile und Erbitterung mehr als alles Andere Antheil an den Streitigkeiten haben, die uns trennen; und daß wir, wenn die so genannten Reformirten den Frieden der Kirche aufrichtig liebten, bald einig seyn würden.

Als der Diener Gottes erfuhr, was man von seinen Conferenzen und von seinen Gesinnungen meinte, erachtete er, darauf antworten zu müssen; damit nicht etwa sein Stillschweigen übel gedeutet würde und nachtheilig auf das Gemüth der Schwachen einwirkte. Dies bewog ihn, eine Schrift über Je-

nes heraus zu geben, was in den Versammlungen vorgegangen war, die er abgehalten hatte.

Er erklärte darin mit seiner gewöhnlichen Sanftmuth, es gezieme weder der Treue, die er seinem heiligen Amte schuldig sei, noch seinem besondern Charakter, die Lehre der katholischen Kirche zu verfälschen, oder ihre Gesinnungen zu entstellen. Seine Lebensweise und sein Betragen unter ihnen sollte ihnen eine bessere Meinung von seiner Aufrichtigkeit geben; er wünsche zwar ihre Rückkehr zur katholischen Kirche mit voller Sehnsucht; doch würde diese Sehnsucht nie so weit gehen, daß er darüber zu einem Meineid sich verleiten ließe und schlechte Mittel anwendete, diese Rückkehr zu erwirken. In Folge dessen also habe er den Glauben der katholischen Kirche nicht nach eigenen Ansichten, oder nach der Meinung einiger einzelnen Doctoren, sondern nach den Lehren des Tridentinischen Conciliums erklärt. Nun könne man aber das Concilium nicht beschuldigen, es habe die Lehre der katholischen Kirche nicht gekannt, da es selbst diese lehrende Kirche darstellte; auch könne man der Kirche nicht vorwerfen, sie folge der Lehre dieses Conciliums nicht, da ein Theil des Hasses der vorgeblich Reformirten wider die Kirche daher komme, daß sie öffentlich bekennte, sie halte sich an die Entscheidungen desselben; man könne also nicht läugnen, daß er die katholische Lehre mit aller möglichen Treue und Genauigkeit erklärt habe; aber sie selbst müßten aufrichtig gestehen, die eigentliche Grundursache, daß sie diese Lehre verkannt hätten, lie-

ge darin, weil sie solche nur aus den gräulichen Schilderungen kännten, die man ihnen davon entworfen habe; daß sie an diese entsetzliche Gestalt gewöhnt, die man in ihren Predigten ihnen zeige, diese Kirche nicht mehr erkännten, wenn man ihnen dieselbe in ihrer wahren Gestalt zeige; und je mehr man sie in ihrer Reinheit entfalte, um so starrsinniger beständen sie darauf, zu wollen, daß man sie abändere und unkenntlich mache; und bildeten sich dann ein, man wolle zu ihnen kommen, wenn man über ihren Irrthum sie eines Bessern belehre. Nach dieser Art Vorrede erklärt er nun die katholische Lehre über die Anbetung, die Gott allein gebührt, über das Mittleramt und über die Genugthuung Jesu Christi, auf die Weise, wie wir kurz zuvor gesehen; und er führte die Stellen des Tridentinischen Conciliums an, welche seine Behauptungen rechtfertigten, damit sie selbst solche vergleichen könnten, und aufhörten ihn ferner zu beschuldigen, er habe die Gesinnungen der Kirche entstellt oder verfälscht; noch auch fernerhin behaupteten, seine Kirche werde ihn nicht anerkennen, da er ihre Lehre schlecht erklärt habe.

Mit der nämlichen Treue erklärt er dann auch, was die Kirche über die Fürbitte und Anrufung der Heiligen und über die Verehrung glaubt, die ihren Bildern und Reliquien erzeigt wird. Bei dieser Gelegenheit sagte er: die katholische Kirche glaube und bekenne, die Heiligen, die nun glorreich mit Jesu Christo herrschen, hätten von der heiligen Liebe, die

sie drängte, für die Kirche zu beten, so lange sie noch auf Erden pilgerten, nicht nur nichts verloren, sondern sie seien nun in dem Stande einer vollendeten Liebe; sie brächten Gebete für uns dar; aber sie brächten solche durch Jesum Christum dar; sie bitte sie auf die nämliche Weise, wie wir unsre Brüder bitten, die noch hiernieden sind, mit uns und für uns zu unserm gemeinsamen Mittler Jesu Christo zu flehen; sie spreche, wenn sie an Gott sich wende; Erbarme dich unser; erhöre uns! da sie hingegen zu den Heiligen nur spreche: Bittet für uns! und in was immer für Ausdrücken die Gebete verfaßt wären, die sie an dieselben richte, dürften sie durchaus keinen andern, als den Sinn haben, der in diesen Worten enthalten ist: Bittet für uns!

Diese Weise zu beten sei weit entfernt, das, was Gott sich vorbehalten habe, an die Geschöpfe zu übertragen, daß man solche niemals an das unabhängige Wesen richten könne; verminderten aber diese Worte: Bittet für uns! die an die Heiligen gerichtet werden, das Vertrauen, das wir auf Gott haben sollen, so hätte der heilige Apostel Paulus nicht so oft gesagt: „Brüder, bittet für uns! (1. Theff. 3.); da solches in Hinsicht auf die Lebenden nicht minder verdammlich wäre, als in Hinsicht auf die Todten.

Uebrigens schreibe die katholische Kirche den Heiligen weder Allmacht, noch Unermeßlichkeit, noch die Kenntniß der Geheimnisse des Herzens, noch ir-

gend eine der göttlichen Vollkommenheiten zu, wie die Götzendiener zu thun pflegten, und wie man dessen sie fälschlich beschuldige: nur glaube sie, Gott gebe ihnen eine Erkenntniß unsrer Bedürfnisse und unsrer Bitten; entweder auf die Weise, wie er den Propheten künftige Dinge gezeigt habe, deren Erkenntniß Ihm allein zusteht; oder auf eine Art, deren Kenntniß Er sich vorbehielt, und worüber die katholische Kirche sich nicht erkläre; doch erkenne sie beständig, die Heiligen hätten keinen Vorzug, keine Kenntniß der menschlichen Dinge, keine Macht, durch ihre Bitten uns irgend beizustehen, außer in so fern es Gott gefällig sei, solche ihnen mitzutheilen; welcher Erklärung zufolge man sie nicht beschuldigen könne, in der Verehrung, die sie den Heiligen erzeige, abgöttisch zu seyn.

Im Betreff der Bilder führte er die ausdrücklichen Worte des Tridentinischen Conciliums an; welches verbietet, darin irgend eine Gottheit oder eine geheime Kraft anzuerkennen, um welcher willen man solche verehren müsse; sie um irgend eine Gnade zu bitten, oder sein Vertrauen darauf zu setzen; es verlangt, daß alle Ehren, die man ihnen erzeigt, auf die Urbilder sich beziehe, die sie vorstellen; so wie die Verehrung dieser Urbilder selbst auf Gott sich beziehen müsse, der sie heiligte und verherrlichte; da Er das Ziel und der Hauptgegenstand aller religiösen Verehrung ist.

Die vorgeblich Reformirten, fügte er bei, müßten nothwendig mit ihm dahin einverstanden seyn,

daß Gott nicht den Gebrauch aller Bilder ohne Unterschied, sondern nur solcher verbiete, welche gemacht würden, Gott abzubilden und Ihn als gegenwärtig zu zeigen; und welchen man in diesem Geiste, als voll der Kraft und Gottheit diente; solche Bilder aber dulde die katholische Kirche nicht; es sei nimmermehr ihre Absicht, Gott also darzustellen wie Er ist; da ein geistiges, unsichtbares und unendliches Wesen sich nicht darstellen lasse; doch glaube sie, Ihn unschuldiger Weise den Augen der Gläubigen unter den Gestalten abbilden zu dürfen, wie es Ihm selbst wohlgefällig war, den Patriarchen und Propheten zu erscheinen; kurz, die katholische Kirche diene den Bildern nicht; wohl aber bediene sie sich der Bilder, zu den Gegenständen uns zu erheben, die durch solche dargestellt werden; und ihre Gesinnungen unterschieden sie so gänzlich von den Götzendienern, daß man, ohne die größte Ungerechtigkeit, sie nicht mit denselben vermengen könne.

Was jene Verehrung betrifft, die sie den Reliquien der Heiligen erzeigt, bewies er, daß solche uralt sei; daß man dieselbe von den ersten Jahrhunderten an allgemein und ständig übte; daß sie von Gott durch sichere und glänzende Wunder bestätiget wurde, zu welchen unter andern jene gehören, die der heilige Augustinus als Augenzeuge anführt: daß man solche nicht ohne Vermessenheit verdammen könne; übrigens sei diese Verehrung so weit davon entfernt, von der Verehrung abzubringen, die wir Gott allein schuldig sind, daß wir diese Reliquien nur

als kostbare Ueberreste solcher Körper betrachten, die, nach den Worten des Apostels, Gott in sich getragen und verherrlichet hatten.

Endlich erbietet sich der gelehrte und eifrige Vertheidiger der Wahrheit, die katholische Kirche mit der nämlichen anschaulichen Klarheit über alle streitigen Puncte zu rechtfertigen, entweder schriftlich oder in geordneten Conferenzen; und es sollte den Wortsdienern die Auswahl derselben frei stehen; auch bitte er sie, diese Schrift ohne Erbitterung und in dem nämlichen Geiste der Liebe zu lesen, die ihn bewogen habe, dieselbe zu verfassen.

Von diesen friedlichen Gesinnungen waren sie jedoch weit entfernt; nicht nur erneuerten sie ihre alten Verleumdungen und fügten derselben neue bei; sondern es ward auch beschlossen, den Cavalier heimlich zu ermorden, der dem heiligen Missionair sein Haus geliehen hatte, daselbst die erwähnten Conferenzen abzuhalten; um durch ein so furchtbares Beispiel Andere abzuschrecken, in derlei Verbindungen sich mit ihm einzulassen. Ein calvinischer Edelmann aus seiner Verwandtschaft, der von falschem Eifer für seine Secte eingenommen war, übernahm die Ausführung dieser That. Wahrscheinlich hegte nicht er allein diesen Plan; da der katholische Edelmann vor derselben gewarnt wurde. Man rieth ihm, Vorkehrungen zu treffen, durch die er seinem Feinde überlegen würde; und machte ihn auch aufmerksam, daß er Freunde zur Genüge habe, die ihm bei der geringsten Nachricht der Gefahr, von welcher er be-

droht wäre, zu Hilfe eilen würden. Doch er antwortete, wofern sein Feind allein komme, bedürfe er keines Beistandes, sich zu vertheidigen; käme er aber in Begleitung, so wäre es noch immer Zeit, Maßregeln zu ergreifen. Den Tag nach der Warnung traf der calvinische Edelmann bei ihm ein, und gab sich allen Anschein eines Freundes, der auf Belustigung ausgeht; er war allein und schien keine andern Waffen bei sich zu haben als seinen Degen. Der Katholik empfing ihn mit seiner gewöhnlichen Freundlichkeit nnd Höflichkeit; sie brachten den übrigen Theil des Tages mit einander zu; der Calviner aber unternahm nichts; sei es, daß es ihm schwer fiel, ein so schändliches Verbrechen auszuführen; oder aber, daß er keine Gelegenheit fand, seinen ruchlosen Plan bequem ins Werk zu richten.

Am folgenden Tage lud der katholische Edelmann, der in aller Freiheit mit ihm sich besprechen wollte, ihn zu einem Spatziergang auf freiem Felde ein. Sie gingen allein fort, und als der Katholik ihn an einen Ort geführt hatte, wo er nicht fürchten durfte, unterbrochen zu werden, erklärte er ihm, sein Anschlag sei ihm bekannt. Der Calviner entfärbte sich; doch der Katholik beruhigte ihn und sagte ihm, er habe von seiner Rache nichts zu fürchten; führe die calvinische Religion ihn dahin, seine Verwandten und Freunde zu meucheln, so verpflichte dagegen ihn die katholische, seinen Todfeinden nach dem Beispiele Jesu Christi zu verzeihen. Hierauf umarmte er ihn mit einer Zärtlichkeit, die Jenen vollends

beschämte; er bekannte ihm sein böses Vorhaben, bat ihn um Verzeihung, und betheuerte ihm, er werde in Zukunft nie einen bessern Freund haben als ihn.

Es war aber die Zeit der göttlichen Erbarmungen auch für diesen Edelmann gekommen; und da die nämliche Gnade, die ehemals den wüthendsten Verfolger der Kirche in den Eifrigsten der Apostel umgewandelt hatte, auch in seinem Herzen wirkte, verlangte er selbst, mit dem heiligen Missionair zu sprechen; der dann auch in besondern Unterredungen vollendete, was das Beispiel seines katholischen Verwandten begonnen hatte; er entsagte der Irrlehre und ward nun ein eben so eifriger Vertheidiger der katholischen Religion, als er es früher der calvinischen gewesen war.

Die Bekehrung dieses Adeligen erregte um so größeres Aufsehen in der Welt, als es bekannt war, daß er dem Calvinismus mit einem Starrsinn angehangen hatte, der ihn bis zu den außerordentlichsten Gewaltthätigkeiten antrieb, denselben zu vertheidigen; und man konnte nicht begreifen, wie er so urplötzlich von einem Extrem zu dem andern gekommen sei. Jene, die den menschlichen Mitteln Alles zuschrieben, und denen die Stärke nicht bewußt war, welche Gottes Gnade gleichsam an das Apostelamt des heiligen Mannes geknüpft hatte, verbreiteten öffentlich, er sei durch glänzende Verheißungen gewonnen worden; Andere meinten, man habe ihm eine bedeutende Summe Geldes aufgezählt; diese

Gerüchte jedoch machten um so weniger Eindruck, als man wußte, daß Franz von Sales diese Missi- on auf eigene Unkosten abhielt; und daß die Almo- senspenden, die er den neuen Katholiken ertheilte, ihn selbst oft so sehr einengten, daß es ihm sogar am Nothwendigen gebrach.

Erregte aber diese Bekehrung großes Aufsehen in der Landschaft Chablais, so erregte die Schrift, die der Heilige herausgegeben hatte, noch weit grö- ßeres. Man las darin die Lehre der katholischen Kirche so deutlich gerechtfertigt, daß es nicht mög- lich war, darauf zu antworten; denn um dies zu thun, hätte man beweisen müssen, daß entweder das Tridentinische Concilium dieselbe nicht gekannt habe; oder daß der Verfasser dasselbe unrichtig an- geführt, oder die Lehre verfälscht habe; oder aber, daß die Kirche die Aussprüche dieses Conciliums nicht befolge. Doch diese Antworten hatten so we- nig Schein für sich, daß sogar die Wortsdiener nicht erachteten, dieselben geben zu dürfen. Indessen ge- reichte die Wirkung, die ihr Stillschweigen auf die Gemüther der Völker hervorbrachte, dem Calvinis- mus zu so großem Nachtheil, daß täglich neue Be- kehrungen sich ergaben; sie waren sogar nicht ein- mal mehr geheim; und man verbarg sich beinahe nicht mehr, wenn man den Missionair anhören woll- te; Freunde führten ihre Freunde, Aeltern ihre Kinder, Herren ihre Dienstleute dahin; und die Landleute kamen eigens nach Thonon, seinen Pre- digten beizuwohnen. Diese Fortschritte erschreckten

die Calviner um so mehr, als diese neuen Katholiken so großen Eifer für die Erhaltung des Gottesmannes zeigten, daß es keine leichte Aufgabe war, seinem Leben nachzustellen. Indessen versuchte man dies dennoch; man gewann zwei Meuchelmörder, und zählte ihnen die Hälfte der Summe auf, über die man mit ihnen übereingekommen war; das Uebrige aber verhieß man ihnen nach Ausführung der That; und man ward mit ihnen Eins, daß sie ihn auf dem Wege nach Allingues ermorden sollten, wann er dahin zurückkehren würde. Da jedoch der Heilige Anhänger hatte, die den Calvinern nicht bekannt waren, konnte diese Verschwörung wider sein Leben nicht so geheim bleiben, daß die neuen Katholiken solche nicht erfahren hätten. Schon beweinten die Einen ihn als todt; Andere berathschlagten sich über die Mittel, ihn zu retten; Alle aber waren überzeugt, daß, welche Maßregeln man immer ergreifen möchte, die Calviner am Ende dennoch ihrem Haß und der Sicherheit ihrer Religion ihn zum Opfer bringen würden.

Ganz von diesen traurigen Ahnungen eingenommen, kamen sie zu ihm, und sagten ihm mit Thränen in den Augen, wie großer Gefahr sein Leben ausgesetzt sei. Doch der heilige Mann sprach zu ihnen mit so vieler Kraft und Salbung von dem Vertrauen auf Gott, und von der Ehre und Glückseligkeit, als Märtyrer zu sterben, daß er sie selbst mit jenem Troste erfüllte, von welchem er mitten in den Gefahren durchdrungen war, die ihn umgaben. In-

dessen nahm er dennoch das Anerbieten Einiger unter ihnen an, ihn bis nach Allingues zu begleiten. Sie reisten also mit einander ab; kaum aber waren sie in dem Walde, durch den sie nothwendig hindurch gehen mußten, als die beiden Meuchelmörder aus dem Gebüsche hervorsprangen, wo sie sich verborgen gehalten hatten, und auf ihn losgingen. In dieser äußersten Gefahr verlor der heilige Franz von Sales nichts von seiner gewöhnlichen Festigkeit; er verbot Denen, die ihn begleiteten, Gebrauch von ihren Waffen zu machen, ging diesen Mördern mit jener Ruhe und Sanftmuth entgegen, die ihm eigen war und die ihn niemals verließ, und sprach zu ihnen: „Ihr seid irre, lieben Freunde; denn es ist nicht wahrscheinlich, daß ihr einem Menschen Uebels wollet, der euch nicht nur nichts zu Leide gethan hat, sondern auch von ganzem Herzen sein Leben für euch geben würde."

Diese wenigen Worte stillten augenblicklich die Wuth, von welcher diese Rasenden hingerissen waren; sie starrten einige Zeit ganz unbeweglich vor sich hin, fielen ihm dann zu Füßen, baten ihn um Verzeihung, und betheuerten ihm, er würde in Zukunft keine getreuern Diener haben, und die bereitwilliger wären, ihm überall hin zu folgen. Der Gottesmann erhob sie, verzieh ihnen, umarmte sie herzlich, und gab ihnen den Rath, sich zu entfernen, um den Nachsetzungen des Statthalters der Provinz zu entkommen, der, wenn sie ihm einmal in die Hände fielen, nicht so nachsichtig seyn würde wie er.

Seine Begleiter jedoch, welche die scheinbare Reue dieser Mörder ihrem Unvermögen zuschrieben, ihr böses Vorhaben in Gegenwart so vieler Zeugen zu vollbringen, wollten es nicht angehen lassen, daß sie so wohlfeil davon kämen; sie fühlten sich stark genug, sie anzuhalten; und wollten sie durchaus nach Allingues abführen und den Händen des Statthalters übergeben. Der Hitzigste unter ihnen war der Diener des Heiligen; und er stellte ihm dringend vor, sie würden jeden Tag solchen Anschlägen ausgesetzt seyn, wenn man unterlasse, solche zu bestrafen; sein Herr jedoch bot sein ganzes Ansehen auf, und wollte durchaus, man sollte sie gehen lassen; ja er verbot sogar, fernerhin von diesem Abenteuer zu sprechen.

Als sie aber zu Allingues angekommen waren, hielt der Diener sich nicht länger verpflichtet, ihm zu gehorchen; er erzählte dem Freiherrn von Hermance den ganzen Vorgang der Sache. Dieser glaubte, es sei um sein Ansehen geschehen, wenn er es duldete, daß solche Verbrechen im Anblick seiner Festung, ja gleichsam unter seinen Augen vorgingen; und er war im Begriff, ein Streifcommando auszusenden, diesen Mördern nachzusetzen, und solche ihm lebend oder todt zu bringen. Aber der sanftmüthige Diener Gottes, dem er nichts versagen konnte, widersetzte sich ihm so mächtig, daß er sich genöthigt sah, die Augen zu einem Verbrechen zu schließen, das schreckliche Folgen nach sich ziehen konnte. Dies geschah jedoch unter einer Bedingung, die er als un-

umgänglich nothwendig betrachtete; die aber der Heilige darum nicht minder abwies. Er verlangte nämlich, er sollte nicht mehr ohne Bedeckung nach Thonon gehen, noch auch von dort zurückkehren. Der Heilige wehrte sich vergeblich dagegen, der Freiherr bestand darauf; sechs wohlbewaffnete Soldaten von einem Unterofficier befehligt, mußten ihn überall hin begleiten; dies thaten sie auch gegen seinen Willen; er aber, der diese Vorsichtsmaßregeln nicht dulden konnte, fand bald Mittel, derselben sich zu entledigen.

Er schlug nämlich dem Freiherrn vor, er habe den Plan, zu Thonon sich niederzulassen; und denselben zu unterstützen, sagte er: es sei dies das einzige Mittel, die Mühe sich zu ersparen, alle Tage zwei starke Stunden, und zwar oft in sehr argem Wetter zu machen; er könne diese Zeit, die er auf den Weg verwenden müsse, weit nützlicher verwenden; die neuen Katholiken wünschten es; wäre er beständig an Ort und Stelle, so könne er manche Gelegenheiten benützen, um die seine Abwesenheit ihn vielleicht bringe; es könnten in der Nacht selbst neue Katholiken sterben; und er würde es sich beständig vorwerfen, nicht im Stande zu seyn, ihnen in Umständen beizustehen, wo sie seines Beistandes am dringendsten bedürften; die Tage reichten nicht hin, Diejenigen zu unterrichten, die zu ihm kämen, sich unterweisen zu lassen; und Mancher, der Anstand nehmen würde, bei Tage zu ihm zu kommen, nähme nicht den geringsten, sich zur Nachtszeit zu ihm zu begeben.

So wichtig auch diese Gründe schienen, war dennoch der Freiherr von Hermance nicht seiner Meinung. Er stellte ihm die Gefahr vor, welcher er sich blos stelle, wenn er bei Nacht zu Thonon sich einschlösse; dies hieße den Calvinern sich ausliefern, deren Haß ihm doch bekannt wäre; hätten sie es gewagt, schon bei Tage ihm nach dem Leben zu stellen, so würde die Nacht sie noch kühner machen; die neuen Katholiken wären zu schwach, ihn zu vertheidigen; oder wagten sie dies auch, so würden sie unfehlbar unter der großen Anzahl der Häretiker erliegen, die diese Gelegenheit mit Vergnügen ergreifen würden, an ihnen sich zu rächen; da der Herzog von Savoyen ihn unter seinen Schutz genommen, könne ihm nichts Böses widerfahren, ohne daß das Ansehen desselben auf das Spiel gesetzt würde; ja die Dinge könnten so weit kommen, daß sie den Untergang Thonons nach sich ziehen würden; die Zeit würde Alles zu dem Ziele führen, das er wünschen könne; und eile man weniger, so werde man die Dinge fester stellen. Der Freiherr fügte noch andere politische Bemerkungen bei, die von der Nähe Genfs und der Schweizer hergenommen waren, mit welchen der Herzog nicht brechen wolle, und deren Waffen ins Land herbeizuziehen, man über Alles vermeiden müsse.

Der heilige Missionair, der bei der Uebernahme der Mission im Chablais sein Leben der Fürsorge der göttlichen Vorsehung anheim gestellt hatte, und übrigens voll des Vertrauens auf Gott und die Allmacht

seiner Gnade war, verhieß ihm, Alles mit so großer Sanftmuth und Behutsamkeit zu leiten, daß keiner von den Unfällen sich ereignen würde, die er glaube befürchten zu müssen. Der Freiherr machte noch einige dringende Einwendungen; da es ihm jedoch wehe that, daß er täglich nach Thonon hin und her gehen müsse, willigte er endlich ein, daß er daselbst sich niederließe, und schrieb abermal an den Stadtrath, um sie für Alles verantwortlich zu machen, was ihm Widriges begegnen könne.

Die Katholiken nahmen den apostolischen Mann mit namenloser Freude auf; ihre Achtung, ihre Ehrfurcht gegen ihn, und das Vertrauen, das sie auf ihn setzten, war ohne Gränzen. Sie betrachteten ihn als einen wahren Apostel voll der Gnade und Stärke, unendlich von allem menschlichen Eigennutz entfernt; als einen Mann, der nur Gottes Ehre und ihr Heil beabsichtige. Er dagegen verwaltete sein heiliges Amt, wie der Apostel spricht, auf eine Weise, die Gottes würdig war; nichts entging seiner Nächstenliebe und seiner Sorgfalt; er weihte die Tage dem Unterricht und den Conferenzen, dem Besuche der Armen und der Kranken; die Nächte aber dem Studium, dem Gebet und der Aussöhnung der Sünden. Sein Leben unterstützte seine Predigten; und seine Predigten vollendeten, was seine guten Beispiele angefangen hatten.

Eine so apostolische Lebensweise ward denn auch von dem Erfolg gekrönt, mit welchem Gott die Sendung seiner Apostel gesegnet hatte. Nichts glich der

aufsprossenden Kirche mehr als die kleine Kirche von Thonon; es herrschte darin die nämliche Nächstenliebe, der nämliche Eifer für den Glauben, die nämliche Reinigkeit der Sitten; denn als wenig achtete der Gottesmann das Abschwören des Irrthums, wofern nicht auch Besserung des Lebens darauf folgte; und nicht die Gnade dort überhand nahm, wo die Sünde überhand genommen hatte. Der Segen, den Gott an sein heiliges Amt geknüpft hatte, wirkte zugleich dahin, den Geist zu erleuchten, und die Herzen umzuwandeln. Nichts aber wirkte so mächtig auf jene getrennten Brüder, die nicht gänzlich erhärtet waren, als die Art und Weise, wie man den Armen und Kranken zu Hilfe kam. Der heilige Missionair verwendete hierauf Alles, was er selbst zu seinem Lebensunterhalt hatte, so daß er nicht selten, nachdem er Andere ernährt, selbst Hunger leiden mußte; ohne Unterlaß forderte er Verwandte und Freunde auf und bat sie, den armen Gläubigen im Chablais beizustehen. Er empfing oft Summen, die zwar bedeutend in sich selbst, doch im Verhältniß zu seiner Nächstenliebe nur sehr gering waren. Die wohlhabenderen Katholiken unterstützten seinen Eifer in so hohem Grade, daß sie auf das Nothwendigste sich beschränkten; und man sah unter ihnen eine heilige Sparsamkeit herrschen, die keine andere Absicht als die Unterstützung der Armen hatte.

Der Glanz so vieler Tugenden zog der Kirche jeden Tag irgend einen Gläubigen zu; aber er vermehrte zugleich auch die Wuth der Häretiker wider

ihn. „Was thun wir, — sprachen sie, wie einst die Juden von Jesu Christo sprachen, — dieser Mensch gewinnt allmälig die Achtung des ganzen Volkes; man betrachtet ihn wie einen Apostel; und unser Ansehen nimmt alle Tage ab. Wollen wir warten bis er uns dahin gebracht habe, daß wir genöthigt seien, betteln zu gehen; und bis er das Papstthum über den Trümmern unserer Tempel aufgerichtet habe? Lassen wir ihn vollenden was er begonnen hat, dann wird der Herzog von Savoyen kommen, wird die geringe Anzahl überwältigen, auf die wir beschränkt seyn werden, wird seine Uebermacht auf den Umsturz unsrer Privilegien gründen, und uns in eine traurige Knechtschaft einzwängen.

Ein ganz ähnliches und eben so eigennütziges Vorurtheil stimmte einst die Juden dahin, den Tod des Heilandes zu beschließen. „Besser ist es, sagten sie, daß Ein Mensch sterbe, denn daß unsre ganze Nation zu Grunde gehe." Eben so urtheilten die Calviner von Thonon in Beziehung auf unsern Heiligen; der Schluß dieses Urtheiles aber war, daß man ihn aus dem Wege räumen müsse; und zwar je eher, je besser.

In Folge dieser Berathschlagung hörte in der folgenden Nacht der heilige Gottesmann, als er seiner Gewohnheit gemäß, eben einen Theil derselben im Gebet zubrachte, ein Waffengeklirr und dann mehrere Personen, die still mit einander redeten. Er schloß sogleich, sein Haus sei umzingelt; es sei unmöglich sich zu retten; und man habe einen Anschlag

auf sein Leben vor. Bei dieser Gelegenheit ahmte er das Beispiel des Erlösers nach, der, weil Er wußte, daß seine Stunde noch nicht gekommen war, der Wuth der Juden dadurch sich entzog, daß Er sich verbarg; so wie er ihnen auch entgegen ging, als die, von seinem ewigen Vater dazu bestimmte Zeit erschienen war.

Kaum hatte er für seine Sicherheit gesorgt, als die Thür seiner Wohnung eingestoßen ward. Die Aufrührer traten mit großem Geschrei ein, und suchten ihn allenthalben, ohne ihn jedoch finden zu können. Da erachteten sie, sie hätten sich geirrt; und der katholische Priester müsse entweder bei irgend einem Katholiken seyn, seinem Unterricht abzuwarten; oder bei einem Kranken, demselben beizustehen. Es war nicht sicher für sie, in diesem Hause zu verweilen; denn wie günstig ihnen auch die Stadtobrigkeit in geheim war, konnte sie doch, um zu thun was ihres Amtes war, nicht umhin, dem Missionair zu Hilfe zu kommen; somit also entfernten sie sich in aller Eile. Der heilige Mann aber, der dieser so großen Gefahr entkommen war, war darum nicht minder eifrig; ja dieselbe diente nur dazu, sein Vertrauen auf Gott noch mehr zu stärken.

Der Freiherr von Hermance hingegen, der Nachricht von diesem neuen Mordanschlag erhalten hatte, gab sich alle erdenkliche Mühe, die Urheber desselben zu entdecken, mit dem festen Vorsatz, sie strenge bestrafen zu lassen. Doch Alle, welche hätten als Zeugen auftreten können, waren selbst Mitschuldige. Er

konnte demselben auf keine Spur kommen. Bei dieser Gelegenheit übte der Heilige einen Act wahrer heroischer Nächstenliebe. Er hatte von dem Orte aus, wo er verborgen war, Einige aus ihnen erkannt; und nicht nur gab er solche nicht an, sondern er that auch alles Mögliche, den Freiherrn von Hermance zu besänftigen und zu verhindern, daß die Urheber dieser schrecklichen That entdeckt würden.

Doch diese ruchlosen Bösewichte, statt von einer so beispiellosen Großmuth gerührt zu werden, nahmen von derselben Anlaß, ihn der Zauberei zu beschuldigen. Sie hatten erfahren, er sei im Hause gewesen; und nun sagten sie öffentlich aus, wofern er nicht den Schlüssel zu dem Geheimniß hatte, sich unsichtbar zu machen, war es ihm unmöglich, ihnen zu entkommen; ja es fand sich sogar zu Thonon ein Inwohner, der, ohne zu erwägen, welche Rückwirkung ein solches Zeugniß wider ihn selbst hervorbringen konnte, öffentlich mit einem Eide betheuerte, er habe ihn bei dem Herentanze gesehen, und er stehe dort in großem Ansehen. — Also beschuldigten die Juden den Heiland, Er treibe die bösen Geister im Namen des Beelzebub, ihres Fürsten, aus.

Als dem heiligen Mann diese gräuliche Verleumdung zu Ohren kam, konnte er sich nicht erwehren, ein wenig zu lächeln; hierauf aber machte er das Zeichen des Kreuzes und sprach: „Dies ist aller Zauber, den ich anwende; durch dieses Zeichen hoffe ich die Hölle zu überwinden; nicht daß ich mit derselben im Einverständniß wäre.“

Doch nicht eben so unerschrocken, als der heilige Missionair durch seinen Glauben, mitten in den größten Gefahren sich zeigte, waren es auch seine Aeltern, Verwandten und Freunde. Das Gerücht erscholl so laut in ganz Savoyen, die Calviner hätten seinen Untergang beschlossen, und er könne einem Meuchelmord unmöglich entkommen, daß sie dadurch in Angst und Schrecken versetzt wurden. Der Präsident Faure, sogar der Bischof von Genf, ganz besonders aber sein Vater, schrieben ihm in den stärksten Ausdrücken zu, um ihn zu drängen, die Landschaft Chablais zu verlassen und nach Annecy zurückzukehren; wo es seinem Eifer nicht an Beschäftigung fehlen werde.

Er stellte ihm abermal vor, was er ihm ehemals gesagt hatte, als er gekommen war, Abschied von ihm zu nehmen; nämlich, wie wenig er bis dahin ausgerichtet, wie schwere Mühen dies ihn gekostet habe, und wie vielen Lebensgefahren er darüber, theils durch die Gewaltthätigkeit, theils durch die Härte und den Starrsinn der Calviner sei ausgesetzt gewesen. Er kenne diese Leute besser als er, schrieb er ihm; sie hingen ihrer Religion nicht nur an, weil sie dieselben als gut betrachteten, sondern weil sie bequem sei; und die katholische Religion sie ein politisches Mittel bedünke, die Stütze ihrer Nachbarn ihnen zu entreißen, und sie in die Knechtschaft zu zwingen; so lange dies Vorurtheil, das sich nicht leicht zerstören lasse, unter ihnen herrschen würde, ließe sich nichts Festes noch Haltbares gründen;

und über dies Alles bedürfte es so vieler Dinge, der katholischen Religion Unterhalt im Chablais zu verschaffen, selbst im Fall er so glücklich wäre, solche dort wieder einzusetzen: es bedürfe der Kirchen; Leute, solche zu bedienen; gelehrter Hirten, die Männer eines tadellosen Lebens wären; und Collegien für den Unterricht der Jugend; fehle auch nur Eines aus diesen Dingen, so zerfiele sein ganzer Plan von selbst. Dann fragte er ihn auch, auf wessen Unkosten diese Kirchen und Collegien sollten erbaut werden; wer für den Unterhalt der Seelenhirten und für die Lehrer dieser Collegien sorgen sollte? Und er fügte bei, er zweifle sehr, daß die Staatscasse des Landesfürsten, die durch so viele Kriege, zu welchen er genöthigt gewesen, ohnehin erschöpft ward, im Stande sei, dazu beizutragen; fordere man aber das Volk zu diesen Ausgaben auf, so hieße dies so viel, als zu dem wahren Mittel greifen, dasselbe zu einem Aufstande zu bewegen, und zum Abfall von der katholischen Religion zu verleiten, selbst wenn es dieselbe wieder angenommen habe. Aus allen diesen Erwägungen folgerte der Graf den Schluß, das Beste sei, er gebe einen Plan auf, der keinen Anschein eines guten Erfolges zeige, und der ihm endlich das Leben kosten könne. Er beschloß seinen Brief mit den nämlichen Worten, mit welchen er schon früher das Schreiben an den Bischof von Genf beschlossen hatte; „er würde sich zwar sehr glücklich schätzen, Heilige in seiner Familie zu zählen, doch wäre es ihm lieber, es seien dies Bekenner als Märtyrer."

Doch sein heiliger Sohn Franz war sehr fern von solchen Gesinnungen; die Hindernisse, auf die er stieß, wirkten nur dahin, seinen Eifer zu vermehren. Er gehörte nicht zu jenen zudringlichen und hitzigen Köpfen, die durch eine ungeregelte Geschäftigkeit Arbeiten an sich reißen; aber eben so weit war er auch von jener niedrigen Aengstlichkeit entfernt, die überall Gefahren sieht, wo keine sind; die mittelmäßigen vergrößert, und vor dem geringsten Anschein zurückbebt. Er bot seinen Feinden nicht Trotz und forderte sie nicht heraus; aber er floh auch nicht vor ihnen; ja er ging ihnen sogar entgegen, wenn die Pflichten seines heiligen Dienstes dies von ihm forderten. Niemals hielt die Furcht vor dem Tode ihn ab, seiner Pflicht nachzukommen; dessen sahen wir bereits Beweise; und wir werden in dieser Geschichte sehen, daß vielmehr die Marter ihm, als er der Marter auswich.

Diesen Gesinnungen zufolge, antwortete er seinem Vater und seinen Freunden: öffentliche Gerüchte wären eben keine sichern Bürgen der Wahrheit; sie hätten die Gefahren vergrößert, von welchen man geglaubt habe, er sei denselben ausgesetzt gewesen; desgleichen aber hätten sie auch den guten Erfolg verringert, welchen es Gott gefällig war, seinen Arbeiten zu verleihen; die einen wären nicht so groß als man öffentlich sage, noch wäre auch die Anzahl der Verirrten, die abermal in den Schooß der Kirche zurückkehrten, oder im Begriffe ständen, dahin zurückzukehren, so unbedeutend, als man es sich ein-

gebildet habe; wäre aber solche auch noch weit geringer, ja hätte Gott ihn auch nur zur Bekehrung einer einzigen Seele verwendet, so würde er alle seine Bemühungen als reichlich vergolten betrachten. Man dürfe große Unternehmungen nicht nach der Schnelligkeit des Erfolges bemessen; nach drei- oder vierjährigen Predigten, und nach so vielen Zeichen und Wundern, die der göttliche Heiland gewirkt, habe Er dennoch nur ungefähr fünf hundert Personen bekehrt; die Kirche habe nach seiner Auferstehung aus keiner größern Anzahl bestanden; indessen sei sie dennoch kurze Zeit hernach auf dem ganzen Erdkreise verbreitet worden; und zahlreiche Völker seien in dieselbe eingegangen. Gott verlange von seinen Dienern nur die Arbeit, den Erfolg behalte er sich selbst vor; Christus habe zu seinen Aposteln nicht gesagt: Gehet hin und bekehret den ganzen Erdkreis; sondern: Gehet hin, prediget; lehret alle Völker halten, was ich euch gelehrt habe!" Er stelle freilich nicht in Abrede, daß es, wenn einmal die katholische Religion in der Landschaft Chablais wiederhergestellt wäre, gar mancherlei bedürfe, sie daselbst aufrecht zu erhalten; daß aber diese Dinge nicht so schwer zu verschaffen wären, als man wohl denken möchte: er habe bereits den Entwurf dazu aufgesetzt; und er hoffe solchen in kurzer Zeit an den Bischof von Genf und an den Herzog von Savoyen einzusenden; derselbe sei auf solche Weise verfaßt, daß er weder den Fürsten noch dem Volke zur Last fallen werde; überdies aber sei er selbst an Ort und

Stelle, sehe die Dinge hier in der Nähe; und er habe Ursache zu hoffen, Gott werde seinen Arbeiten nächstens großen Segen ertheilen.

Wirklich wirkte das Gerücht von dem Meuchelmorde, den man gegen den Diener Gottes beabsichtiget hatte, und von welchem vorhin die Rede war, sobald dasselbe sich verbreitet hatte, den übelsten Eindruck selbst auf Diejenigen, die gegen ihn eingenommen waren. Man sagte laut und öffentlich, wenn die Wortsdiener sich stark genug fühlten, dem katholischen Priester zu antworten, so hätte man nicht zu solchen Gewaltthätigkeiten schreiten sollen; Meuchelmorde unter solchen Umständen anwenden, wäre ein offenbarer Beweis, daß sie ihrer Sache mißtrauten, und zu schwach wären, solche zu vertheidigen; es sei doch höchst sonderbar, daß gleichsam unter den Pforten von Genf, dem Sitz und Mittelpunct des Calvinismus, ein einziger Mann alle Wortsdiener angreife, ohne daß Einer aus ihnen es wagte, aufzutreten, die gemeinsame Sache zu vertheidigen; trage der katholische Priester Irrlehren vor, so sollte man dessen ihn überweisen; und die Wortsdiener täuschten sich, wenn sie meinten, man glaube ihnen auf ihr bloßes Wort hin, da sie selbst Ursache gäben, demselben zu mißtrauen.

Niemand war, der nach solchen Vorwürfen nicht geglaubt hätte, die Wortsdiener würden den Entschluß fassen, zu einer öffentlichen Disputation sich herbei zu lassen; und würden sogar lieber Hilfe von ihren Nachbarn sich erborgen, als länger bei

einem Stillschweigen verweilen, das ihrem Rufe so nachtheilig war; und dessen Rückwirkung die Religion traf, die sie lehrten; und die sie großes Interesse hatten, aufrecht zu erhalten. Doch leichter ist es, die katholische Kirche zu beschuldigen, sie trage Irrlehren vor, als dies zu beweisen. Es war nicht mehr um die Zeit, wo unwissende Hirten sich zu schwach fühlten, sie zu vertheidigen; und es war damals so gefährlich, mit einem so erleuchteten und so vollkommen tugendhaften Manne, wie der heilige Franz Salesius es war, sich einzulassen, als es früher leicht gewesen war, ein Volk durch Hirten zu verführen, die ausschweifend in ihren Sitten, furchtsam, eigennützig waren, und kaum die ersten Grundlehren der katholischen Lehre kannten; geschweige denn, daß sie gelehrt genug gewesen wären, Verleumdungen zurückzudrängen, mit welchen man täglich sich bemühte sie anzuschwärzen und zu entstellen. Nichts ist leichter, als einen Feind zu überwinden, der sich nicht vertheidigt; die katholische Religion, welche verlassen war, war unterlegen; dieser Verlassenheit verdankte der Calvinismus alle seine Fortschritte. Es bedarf dessen keines andern Beweises als der Ereignisse, die zu Thonon, nämlich vor den Pforten von Genf geschahen; der einzige Priester Gottes Franz tritt auf, die katholische Kirche zu rechtfertigen; und Niemand wagt es mehr, sie anzugreifen.

Also war es in der That; so große Schande es für die Wortsdiener war, fortwährend bei einer Gelegenheit zu schweigen, wo es für sie so wichtig

war, zu sprechen, oder wenigstens den Schein des Rechtes auf ihre Seite zu stellen, beharrten sie starrsinnig auf ihrem Stillschweigen; sie begnügten sich damit, in ihren Predigten wider die katholische Lehre und wider Franz von Sales loszuziehen, der solche vertheidigte; als man ihnen aber vorschlug, in eine Conferenz mit ihm sich einzulassen, und über eine geordnete Disputation mit ihm sich zu verabreden, fanden sie immer neue Vorwände, sich zu entschuldigen. Da jedoch das Uebel dringend war, und sie nothwendig irgend ein Heilmittel anwenden mußten, das wenigstens den Verlauf desselben hinhalten konnte, erließen sie sehr strenge Verbote, den katholischen Priester Franz von Sales anzuhören und irgend Umgang mit ihm zu pflegen.

Diese Verbote aber wirkten nur dahin, die Neugier des Volkes noch mehr zu reizen; man strömte zu seinen Predigten hin; und er selbst schrieb damals an seinen Bruder Ludwig von Sales: nur ein Ueberrest politischer Rücksichten, der wahrscheinlich nicht lange dauern würde, habe den Freiherrn von Awilly, einen Mann vom Stande, der sehr gebildet, von ausgezeichneten Verdiensten war, und bei den Calvinern in großem Ansehen stand, bisher abgehalten, ihn öffentlich in Begleitung der Stadtvögte zu hören. Die Angesehensten ihrer Partei verheimlichten ihr sehnliches Verlangen nicht mehr, über die streitigen Puncte Aufschluß zu erlangen; sie wären bei einer Predigt, die er über die Wirklichkeit der Gegenwart Jesu Christi im Sacramente gehalten ha-

be, erschüttert worden; und die, welche sich nicht getraut hätten, öffentlich beizuwohnen, hätten solche an einem verborgenen Orte angehört.

Dies ist Alles, was die Demuth des Heiligen ihm erlaubte, an einen Bruder zu schreiben, vor dem er übrigens kein Geheimniß hatte; doch wir erfahren von den Verfassern seiner Lebensgeschichte, daß er über die wirkliche Gegenwart Christi im Sacramente mit so gewaltigem Nachdruck predigte, daß ein verworrenes Geschrei unter seinen Zuhörern sich erhob, wie von Leuten, die von der Kraft der Wahrheit sich fortgerissen fühlten; und daß auf diese Rede hin sechs hundert Menschen zum katholischen Glauben sich bekehrten.

Dieser erstaunliche Erfolg brachte das Consistorium in eine um so größere Bestürzung, als es leicht vorauszusehen war, daß bald ein noch größerer darauf erfolgen würde, wenn man nicht Mittel fände, diesen Fortschritten Schranken zu setzen. Hierüber brachte man nun mehrere Rathschläge auf die Bahn; Einige waren der Meinung, man sollte von beiden Seiten ein Glaubensbekenntniß aufsetzen, und dann zusammentreten, um aufrichtig und ohne Erbitterung darüber sich zu besprechen. Andere hinwieder wollten, man sollte den Wortsdiener Viret, der großen Ruf bei der Partei der sogenannten Reformirten hatte, den Auftrag geben, allein mit Franz von Sales zu disputiren; Andere noch verlangten, man sollte ihm einige andere Wortsdiener beigeben.

Alle diese Rathschläge jedoch waren nicht ohne Schwierigkeit bei ihrer Ausführung. Der Erste, der das Glaubensbekenntniß betraf, setzte voraus, daß man darüber sehr einig wäre; dies aber war nicht der Fall; wie man seitdem aus den Streitigkeiten sah, die unter den Calvinern sich erhoben. Die Meinung, der Wortsdiener Viret sollte allein mit dem katholischen Missionair erörtern, hatte seine Ungelegenheiten; man sagte, es sei gefährlich, die Sache des Glaubens einem einzigen Manne anzuvertrauen; Franz von Sales sei gewandt, in Religionsstreitigkeiten geübt; er habe sich ganz in seiner Gewalt; er verliere seinen Gegenstand nie aus den Augen; und es wäre ein zu großer Vortheil für ihn, nur mit Einem Manne zu erörtern. Da nun auch diese Meinung verworfen ward, erübrigte nur noch, zur Dritten sich zu entschließen; aber man fand hieran zu erinnern, dies wäre eine zu große Ehre für Franz von Sales; es gebe Anlaß zu glauben, man fürchte ihn; sein Ruf sei ohnedies schon allzu groß, und es sei keineswegs nothwendig, solchen noch durch den Prunk einer öffentlichen Disputation zu vermehren; die um so größeres Aufsehen erregen würde, als mehr Leute zu derselben herbei eilen würden.

Es ist etwas Seltenes, daß man über eine Sache in Versammlungen überein komme, die aus Personen zusammengesetzt sind, welche ungefähr gleiche Autorität haben; theils weil jeder darauf pocht, seine Meinung geltend zu machen, und es für Schande hält, der Meinung eines Andern nachzu-

geben; theils weil darunter mehr Menschen sich finden, die geeignet sind Schwierigkeiten aufzuwerfen, als Solche, die im Stande wären, dieselben zu lösen.

Dies also geschah denn auch in dem Consistorium, das zu Thonon gehalten ward; es wurden darin diese Schwierigkeiten und diese Mittel zur Abhilfe angegeben; allein man konnte nicht Eins werden. Der Heilige selbst schreibt in der erwähnten Zuschrift an seinen Bruder Ludwig: die Wortsdiener wären hinsichtlich seiner in großer Verlegenheit; er habe sie in die Nothwendigkeit versetzt, es auf eine Conferenz ankommen zu lassen; sie könnten aber darüber keinen Entschluß fassen. Noch größer ward diese Verlegenheit, als der Missionair, der ihre Schwächen kannte, und solche nicht unbenützt lassen wollte, durch mehrere öffentliche Schreiben selbst sie drängte, diese Conferenz als etwas anzunehmen, das durchaus nothwendig sei, ihre Streitigkeiten zu beendigen, und dem Aergerniß abzuhelfen, das ihr Stillschweigen dem ganzen Volke gegeben habe.

Eine so öffentliche Herausforderung ließ keine Verstellung zu; überdies auch war es zu gefährlich, die Erwartung der Katholiken und der Calviner länger zu täuschen, als daß man dieselbe hätte abweisen können. Man nahm also die Conferenz an; kam über den Tag, über die Stunde, über die Gegenstände, die darin zu erörtern, und über Alles überein, was zu einem glücklichen Erfolg derselben führen konnte.

Als aber das Gerücht von dieser Conferenz sich verbreitete, da kamen nach Thonon ganze Schaaren Volkes von Genf, von den benachbarten Städten und von der ganzen Landschaft Chablais. Der heilige Priester Franz von Sales war der Erste, der an dem dazu bestimmten Orte sich einfand; man erwartete, die Wortsdiener würde nicht säumen, sich ebenfalls daselbst einzufinden; und schon weissagten die Calviner öffentlich ihren Sieg. Wer aber nicht kam, das waren sie; die versammelte Menge sah zu ihrem Erstaunen, daß sie, statt zu erscheinen, eine Bothschaft sandten, sich damit zu entschuldigen, daß man nicht die Maßregel angewendet habe, erst bei dem Herzog von Savoyen um die Erlaubniß anzusuchen, diese Versammlung halten zu dürfen. Diese scheinbare Ehrfurcht gegen die Authorität des Landesfürsten, über welche sie, wie man wohl wußte, bei weit wichtigeren Gelegenheiten sich hinausgesetzt hatten, befriedigte keine der beiden Parteien; laut sagte man, dies Hinderniß hätte sich leicht vorhersehen lassen, und man hätte demselben eben so leicht abhelfen können. Es ließe sich nicht bezweifeln, daß der Herzog von Savoyen, auf dessen Befehl, wie Jedermann bewußt war, Franz von Sales die Mission im Chablais hielt, Alles billigen würde, was er innerhalb der Gränzen seines heiligen Dienstes als thunlich erachtete; daß er nicht zuerst zur Conferenz sich begeben hätte, wenn er nicht ganz sicher gewesen wäre, hierin etwas zu thun, das dem Landesfürsten irgend mißfallen, oder sein Ansehen im geringsten gefährden könne; und

endlich wäre die Entschuldigung der Wortsdiener eine bloße Ausflucht, die sowohl der Religion als der calvinischen Partei zu Schimpf und Schande gereiche.

Da indessen dieser Vorwand, wie leer immer er war, dennoch einigen Anschein für sich haben konnte, nahm der sanftmüthige Franz von Sales diese Entschuldigung sehr höflich an und ließ den Wortsdienern sagen, er stehe für Alles; er nehme es auf sich, die Erlaubniß des Herzogs, so wie auch seine Gutheißung für Alles zu erhalten, was man gethan hätte, ehe noch diese Erlaubniß angelangt sei. Die Wortsdiener ließen ihm antworten, seine Bürgschaft genüge ihnen nicht; und in Dingen, die dem Ansehen des Fürsten widerstreben könnten, könne man nie zu behutsam seyn. Auf diese zweite Entschuldigung erwiederte der Heilige, bis die Erlaubniß des Herzogs anlange, könne man sich mit der Erlaubniß des Freiherrn von Hermance begnügen, welchem der Herzog, als dem Statthalter der Provinz, alle Gewalt über Religionssachen übertragen habe; und er nehme es auf sich, diese Erlaubniß zu erlangen.

Es schien, als erübrige nun kein Mittel mehr, auszuweichen; und Alle erwarteten, die Wortsdiener würden sich endlich zur Conferenz begeben. Da sie indessen beschlossen hatten, sich nicht mit dem Gottesmanne einzulassen, und Alles verachteten, was man von einer so schändlichen Ausflucht denken mochte, die wenigstens den Anschein der Wahrheit auf die Seite der Katholiken stellte, antworteten sie, sie erkännten die Autorität des Freiherrn von Hermance

blos in rein bürgerlichen Angelegenheiten; da aber hier die Rede von einer Versammlung wäre, wo es sich um die Religion handle, sei die bestimmte Erlaubniß des Landesfürsten unerläßlich; denn fielen die Dinge nicht nach seiner Absicht aus, so dürfe er dann nur sagen, dieser Eingriff des Statthalters sei gegen seinen Willen geschehen; und man würde nicht unterlassen, ihre Versammlung einen frevelhaften Anschlag auf das höchste Recht des Landesherrn zu nennen.

Dies Betragen, aus welchem einerseits so wenig Redlichkeit, andererseits aber so großes Mißtrauen gegen die Sache des Calvinismus hervorleuchtete, mußte nothwendig dahin wirken, die neuen Katholiken in dem Glauben zu bestärken; und den Calvinern wundersames Aergerniß zu geben. Dies Aergerniß ging in der That so weit, daß selbst Einer der Wortsdiener, welcher der Unredlichkeit seiner Mitbrüder sich schämte, allein zu dem heiligen Missionair kam und ihm sagte, er wolle das Wort halten, das man ihm gegeben, und sich in eine Erörterung mit ihm einlassen. Diese Conferenz machte nicht so viel Aufsehen als diejenige gemacht hätte, von welcher die Rede war; da man aber von beiden Seiten redlich und aufrichtig zu Werke ging, hatte sie einen guten Erfolg; den die andere wohl schwerlich gehabt hätte.

Die Methode, welche der Diener Gottes befolgte, war die nämliche, bei welcher er bereits so wohl gefahren war, und welche die Wortsdiener in so große

Verlegenheit gebracht hatte. Der Calviner gab ihm zu, daß man, ohne bei solchen Dingen sich aufzuhalten, die sie selbst als gleichgültig ansähen, bei den Wesentlichen stehen bleiben müsse, die sie als den Grund ihrer Trennung von der katholischen Kirche angenommen, und von welchen sie erklärt hätten, dies sei die eigentliche Ursache ihres Bruches. Als dieser Punct im Reinen war, kamen sie über die beiden Andern leicht überein; diese waren: erstens, daß man den Katholiken nicht die Folgen ihrer Lehre aneignen müsse, die sie selbst als falsch verwerfen; zweitens, daß man die Gesinnungen der Kirche nicht in den Schriften einiger einzelnen Doctoren, sondern in den Quellen selbst, z. B. in dem Tridentinischen Concilium schöpfen müsse, das ganz eigens versammelt war, die fraglichen Streitigkeiten zu schlichten; und daß man dasselbe nicht beschuldigen könne, es habe die Lehre der katholischen Kirche nicht gewußt, oder dieselbe verfälscht.

Der Wortsdiener konnte nicht umhin, diese drei Puncte zuzugeben; doch nicht leicht war es ihm hernach, den Schlußfolgen derselben auszuweichen. Ja es zeigte ihm auch der erleuchtete Lehrer so klar und deutlich, daß man der Kirche viel Falsches angedichtet, daß man ihre Lehre entstellt habe, daß man ihr Gesinnungen zuschreibe, von welchen sie himmelweit entfernt sei, und Folgen aus ihren wahren Gesinnungen, die sie zu jeder Zeit verworfen habe; kurz daß sie nichts als Wahres, Rechtgläubiges und Apostolisches lehre, wenn anders man sie anhören wolle: daß der Wortsdiener darüber in großes Erstaunen

gerieth, und sich nicht erwehren konnte, der Wahrheit beizustimmen und sich zu ergeben.

Seine Bekehrung konnte indessen nicht so geheim bleiben, daß nicht die Gegenpartei solche erfahren hätte. Sie sah auch augenblicklich ein, daß dieselbe nothwendig schlimme Folgen für sie haben müsse, wenn man nicht dafür sorgte, denselben Einhalt zu thun. Sie nahmen seine Verwandten und Freunde in Anspruch, um ihn dahin zu stimmen, daß er wieder in die Gemeinschaft eintreten möchte, die er verlassen habe. Vergeblich jedoch bot man Verheißungen und Drohungen auf. Endlich ward er ins Gefängniß geworfen. Man stellte falsche Zeugen gegen ihn auf; man überwies ihn solcher Verbrechen, die er nie und nimmer begangen hatte; und wendete abwechselnd Alles an, was nur geeignet war, der Hoffnung zu schmeicheln, oder Furcht zu erwecken. Da dieser Wortsdiener ein Mann von allgemein anerkannter Rechtschaffenheit war, konnte man sich nicht denken, daß man die Sache weiter treiben würde; allein man sah bei dieser Gelegenheit einerseits, was ein falscher Eifer, andererseits, was die Gnade in einem Herzen vermag, an dessen Bekehrung der menschliche Eigennutz keinen Antheil hatte. Die Ungerechtigkeit ward bis aufs Aeußerste getrieben. Der Wortsdiener ward zum Tode verurtheilt, und das Urtheil ward in so großer Eilfertigkeit vollzogen, daß der Heilige nicht Zeit gewann, an den Fürsten sich zu wenden, ihm Gnade zu erwirken; wie er es sich vorgenommen hatte.

Diese Gewaltthätigkeit flößte sowohl den Katholiken als den Calvinern Schauder und Entsetzen ein; ja sie brachte sogar eine ganz umgekehrte Wirkung hervor, als sie erwartet hatten; und vermehrte den Strom der Bekehrungen, statt solchen zu vermindern. Der Advocat Poncet, ein Mann von großem Rufe, der zu Genf so wie in der ganzen Landschaft Chablais in hohem Ansehen stand, und der Freiherr von Awilly, von welchem schon früher die Rede war, konnten es nicht dulden, daß man friedliche Wege ausschlug und dann zu so gewaltthätigen Mitteln griff, die Religion zu erhalten; die calvinische Religion ward ihnen dadurch verdächtig; sie fingen an zu glauben, was man sich so angestrengt bemühe, durch Kabalen und blos menschliche Mittel aufrecht zu erhalten, könne wohl auch auf ähnliche Weise eingeführt worden seyn. Umgekehrt dagegen waren das ganz apostolische Betragen des katholischen Priesters, Franz von Sales, auf den auch nicht der mindeste Verdacht irgend eines zeitlichen Nutzens fiel, seine unvergleichliche Sanftmuth, die unendlich weit von Allem entfernt war, was auch nur den schwächsten Anschein der Gewaltthätigkeit hatte, seine Frömmigkeit, seine Nächstenliebe, seine Geduld, sein unermüdlicher Eifer für das Heil der Seelen, den nichts im Stande war, abzuschrecken, — eben so viele kräftige und wirksame Stimmen, die Gott anwendete, sie zur Rückkehr in den Schooß der katholischen Kirche einzuladen. Doch die Vorurtheile der Geburt, die Bequemlichkeiten einer Religion, die den Sinnen eben

so sehr schmeichelte, als die katholische Kirche dahin strebte, solche zu bekämpfen; die Schande, die, wie sie sich einbildeten, damit verknüpft wäre, zu einer andern Religion überzutreten; die Besorgniß, was man über diesen Uebertritt sagen könnte; die Feinde, die dies erwecken könnte; kurz der Verlust des Credits und Ansehens, die sie bei einer mächtigen Partei sich erworben hatten, welche in ihrer Provinz die herrschende war: dies alles waren eben so viele Fesseln, die sie im Irrthum zurückhielten und verhinderten, den Regungen ihres Gewissens zu folgen.

Der Advocat Poncet war der Erste, der über alle diese Rücksichten sich hinaus setzte. Er gab dem heiligen Gottesmanne einen Besuch, hielt eine lange Erörterung mit ihm, und man kann in Wahrheit sagen, er ergab sich erst dann, als er sich nicht mehr vertheidigen konnte. Indessen wollte er, seine Bekehrung sollte geheim bleiben; und er forderte ausdrücklich, daß nur zwei Zeugen bei der Abschwörung seiner Irrthümer zugegen seyn sollten. Der Heilige jedoch, nachdem er diese Willfährigkeit ihm erzeigt hatte, stellte ihm so nachdrücklich vor, es sei in Dingen des Heiles nicht erlaubt, eine so ängstliche Behutsamkeit anzuwenden; nur falsche Scham könne ihn abhalten, öffentlich die Gnade anzuerkennen, die Gott ihm erzeigt habe; Christus verschmähe jene verborgenen Jünger, die den Muth nicht hätten, ihn öffentlich als ihren Herrn und Meister zu erkennen; und Er würde jene nicht vor seinem himmlischen Vater als die Seinigen bekennen, die aus zeit-

lichen Rücksichten sich hätten abhalten lassen, Ihn vor den Menschen zu bekennen; daß er endlich sich entschloß, ein feierliches Bekenntniß des katholischen Glaubens öffentlich abzulegen.

Sein Beispiel zog die Bekehrung einer großen Anzahl Personen aus allen Ständen nach sich; keine jedoch erregte größeres Aufsehen, als die Bekehrung des Freiherrn von Awilly. Er war gleichsam das Oberhaupt der calvinischen Partei im Chablais; und hatte durch seine glänzenden Eigenschaften einen außerordentlichen Ruf zu Genf und in den benachbarten Provinzen sich erworben. Er hatte ein katholisches Fräulein aus einem großen Hause zur Ehe genommen; das aber mehr noch durch große Tugenden als durch den Adel der Geburt ausgezeichnet war. Die Gefälligkeit, die Sanftmuth, die Nächstenliebe und Frömmigkeit dieser Dame waren die ersten Lockungen, die Gott anwendete, ihren Gemahl dem Irrthum zu entwinden, in welchen nicht sowohl seine Wahl als seine Geburt ihn verflochten hatte. Es war ihm nicht möglich, zu glauben, Gott, dessen Erbarmungen sogar über die größten Sünder unendlich sind, habe eine so tugendhafte Person der Täuschung und Lüge preis gegeben. In dieser Voraussetzung suchte er auf gewandte und freundliche Weise zur Religion der Calviner sie anzuziehen. Doch diese Dame, die der heilige Priester Franz von Sales unterrichtet hatte, zeigte so große Festigkeit in ihrem Glauben, daß er ihr versprach, sie fernerhin nicht mehr zu beunruhigen. Als sie die-

sen Punct erlangt hatte, versuchte sie auch einen andern zu erlangen, und sie erhielt von ihrem Gemahl die Verheißung, daß er mit ihr die Fastenpredigten besuchen würde, welche der Gottesmann Franz von Sales zu Thonon halten sollte. Beide also kamen mit einander dahin, und der Heilige, der dies erfahren hatte, predigte mit so vielem Nachdruck über die Merkmahle der wahren Kirche, daß der Freiherr erschüttert wurde. In dieser nämlichen Zeit ward jener besagte Wortsdiener zum großen Aergerniß beider Parteien hingerichtet. D'Awilly, der sehr edelsinnig war, mißbilligte diese Gewaltthätigkeit öffentlich; man gab ihm sehr seichte Gründe an; und dies benahm ihm vollends alle Achtung, die er bis dahin für die calvinischen Wortsdiener gehabt hatte.

Doch es war noch ein weiter Weg zu machen; der Freiherr war gewandt, und er war bis dahin aufrichtig Calviner gewesen. Die schändliche Weigerung der Wortsdiener, mit dem katholischen Priester Franz von Sales in eine Erörterung sich einzulassen, hatte sie ihm verdächtig gemacht; ihre Gewaltthätigkeit gegen ihren Gefährten hatte sein Mißtrauen noch vermehrt. Da es jedoch nicht billig war, über die Echtheit einer Religion nach dem schlechten Betragen Derjenigen zu urtheilen, die solche lehren oder zu derselben sich bekennen, blieb er in einem Gleichgewichte, das ihm nicht erlaubte, einer der beiden Religionen den Vorzug zum Nachtheil der andern zu geben. Seine Unterredungen indessen mit dem heiligen Manne halfen ihm aus die-

sem gefährlichen Stande und bewirkten, daß er sich auf die Seite der katholischen Religion neigte. Seine Gemahlin unterstützte die Bemühungen des apostoli- Mannes durch Almosen, eifrige Gebete und beständige Thränen vor Gott, die Bekehrung ihres Gemahls von ihm zu erflehen. Es ließ auch der Vater der Erbarmungen sich erbitten; Er erhörte das Gebet voll des Glaubens, das diese tugendhafte Frau an ihn richtete; der Freiherr erkannte, daß nicht sie, sondern er selbst von Irrthum und Täuschung bestrickt war; und es ward endlich, wie der Apostel spricht, der ungläubige Mann durch das gläubige Weib geheiligt.

Diese Bekehrung kostete dem heiligen Franz von Sales weit mehr Mühe als die Bekehrung aller Andern zusammengenommen. Da der Schritt, den der Freiherr von Awilly zu thun hatte, von äußerster Wichtigkeit war und großes Aufsehen in der Welt erregen mußte, wollte er sich nichts vorzuwerfen haben. Er besprach sich oftmals mit dem Diener Gottes, setzte alle seine Zweifel und seine Antworten schriftlich auf, und prüfte sie dann mit der ganzen Aufmerksamkeit eines Mannes, der sich fürchtet, in der Wichtigsten aller Angelegenheiten sich zu irren. Und da dies Alles ihm noch nicht genügte, und er auch zu Thonon selbst nicht in aller Freiheit, noch auch so geheim als er es wünschte, mit ihm sich unterreden konnte, verabredete er mit ihm eine Zusammenkunft in einem Walde, der eine Stunde weit von Thonon entfernt lag. Dorthin begaben sich nun

beide und besprachen sich in voller Freiheit über die Streitpuncte, die zwischen den Katholiken und den Calvinern obwalten. — Als endlich der Freiherr schon nahe daran war, sich zu ergeben, kam es ihm in den Sinn, er müsse noch eine andere Vorsicht anwenden, damit man ihm nicht den Vorwurf machen könne, er habe sich bloß bei sich selbst Raths erholt, wo es der Wahl einer Religion gelte, in welcher er gesonnen sei, zu leben und zu sterben. Er schlug also dem apostolischen Manne vor, die Hauptpuncte ihrer Unterredungen schriftlich zu verfassen, und solche nach Genf und nach Bern zu senden; um zu sehen was die berühmtesten Wortsdiener dieser beiden Städte darauf zu antworten hätten. Der heilige Missionair antwortete ihm, es sei nie seine Absicht gewesen, weder Jemand zu betriegen noch zu überlisten; er billige seinen Vorschlag, versichere ihm aber voraus, man werde ihm entweder gar nicht antworten oder doch nichts erwiedern, das die Sätze, die er vorgetragen, irgend entkräften könne; hernach aber bitte er ihn gegenseitig, wenn er auch diesen letzten Versuch noch gemacht habe, nicht länger zu zögern, und ein öffentliches Bekenntniß der katholischen Religion abzulegen. Der Freiherr verhieß es ihm. Die Conferenzen, die sie mit einander gehalten hatten, wurden zu Papier gebracht, und an die Wortsdiener zu Genf und zu Bern gesandt.

Was der Diener Gottes vorausgesehen hatte, traf richtig ein; Herr von Awilly erhielt keine Antwort. Nun hielt er aber ihr Stillschweigen für ein

Eingeständniß ihres Unvermögens, ihn zu befriedigen; beklagte ihren Starrsinn und ihre Verblendung, entsagte der Spaltung und kehrte in den Schooß der katholischen Kirche zurück.

Dies aber geschah auf eine Weise, die unsern Heiligen reichlich für alle Mühen entschädigte, die diese Bekehrung ihn gekostet hatte. Der Freiherr, der nichts zur Hälfte that, wollte, daß man im ganzen Lande, und sogar zu Genf selbst, den Tag genau wissen sollte, wo er seinen Irrthum abschwüre; ja er lud so viele Leute dazu ein, als es ihm nur möglich war; und als endlich dieser Tag erschien, erklärte er öffentlich die Gründe seiner Bekehrung, ermahnte Alle, seinem Beispiele zu folgen und der Gnade sich würdig zu machen, die Gott ihm erwiesen. Er schwor den Irrthum Calvins ab, und ward in die katholische Gemeinschaft aufgenommen in Gegenwart des ganzen Volkes von Thonon und einer großen Anzahl Calviner aus Genf, die eigens gekommen waren, Zeugen einer Sache zu seyn, die sie nimmermehr geglaubt hätten, wenn sie dieselbe nicht mit eigenen Augen gesehen hätten.

Eine so authentische Bekehrung erfüllte alle Katholiken mit heiliger Freude, die Calviner aber mit um so größerer Beschämung, als eine so große Menge anderer Bekehrungen darauf erfolgte, daß der apostolische Mann nicht mehr dazu genügen konnte; so daß man nothgedrungen war, ihm Hilfe zu senden. Es ergab sich um dieselbe Zeit etwas, das die calvinischen Wortsdiener vollends um das wenige

Ansehen brachte, das ihnen noch geblieben war. Die Geschäfte des Freiherrn von Awilly nöthigten ihn zu oftmaligen Reisen nach Genf. Da er seiner Bekehrung sich rühmte, und übrigens ein zu mächtiger Herr war, um wegen einer Beschimpfung in Sorgen zu seyn, erschien er öffentlich und sprach so freimüthig, als er vor seiner Religionsänderung nur immer hatte sprechen können; das große Ansehen, in welchem er stand, hielt sogar Jeden ab, mit ihm darüber zu reden. Indessen war daselbst ein Wortsdiener, La Faye genannt, für welchen er früherer Zeit einige Achtung gehabt hatte; und dieser versuchte es, ein Wort mit ihm darüber zu wechseln. Herr von Awilly jedoch antwortete ihm, er komme nun zu spät; er hätte auf die Schrift antworten sollen, die er den Wortsdienern von Genf und von Bern übersandt habe; er und seine Mitbrüder wären feige Memmen, die sich nicht getraut hätten, ihre Religion gegen den einzigen Franz von Sales zu vertheidigen, der sie oft und so öffentlich dazu aufgefordert habe. — Der Wortsdiener, der sich hierüber beleidigt fühlte, antwortete ihm, er sei bereit, nach Thonon zu gehen, gegen Franz von Sales zu disputiren; und er mache sich anheischig, ihn in seiner Gegenwart zu besiegen; er habe ihn durch eine falsche Auseinandersetzung der katholischen Lehre betrogen, die wahrlich sehr verschieden von den Wendungen und Erklärungen sei, welche Franz von Sales derselben gebe.

Der Freiherr nahm ihn beim Worte; man kam über den Tag überein, wo er nach Thonon sich begeben würde; und Herr von Awilly reiste ab, und sagte dem Diener Gottes, er werde bald einen Gegner vor sich erscheinen sehen, der seiner würdig wäre. Dieser antwortete, er sollte ihm willkommen seyn; er selbst werde bei der Zusammenkunft nicht ausbleiben; da indessen die Wortsdiener von Thonon sich geweigert hätten, zu einer Conferenz mit ihm zusammen zu treten, glaube er kaum, daß die von Genf dies versuchen möchten. Und also war es auch. La Faye hielt nicht Wort, und ob auch Herr von Awilly drei bis vier Mal nach Genf gekommen war, ihn ernstlich zur Haltung seines Wortes aufzufordern, fand er dennoch immer neue Vorwände, derselben auszuweichen.

Diese starrsinnige Weigerung konnte zu keiner gelegeneren Zeit kommen, den Freiherrn in dem Glauben zu bestärken, den er nun bekannte. Da er jedoch nicht leicht aufgab, was er sich einmal vorgenommen hatte, that er dem heiligen Missionair den Vorschlag, selbst mit ihm nach Genf zu kommen, und diesem Wortsdiener eine Conferenz anzubieten. Der heilige Mann antwortete ihm, dies heiße denn doch sich allzu sehr aussetzen; seine Mission dehne sich nicht bis auf Genf aus, das nicht vom Herzog abhänge; sie sei auf das Herzogthum Chablais und auf die drei Landvogteien beschränkt; dazu auch komme, daß bei einer Conferenz ohne Ordnung und ohne Zeugen die Wortsdiener allen Erfolg sich beimessen könnten; sogar

wenn dieselbe ungünstig für sie ausfiele; und ereignete sich etwa gar der Fall, daß man ihn beschimpfte oder irgend mißhandelte, so würde man mit Recht sagen, er habe sich dies durch seine Unbesonnenheit zugezogen; er kenne das Genfervolk, das von Natur aufrührisch, der katholischen Religion so feind wäre, daß es nicht einmal den geringsten Anschein derselben dulden könne *); und es unfehlbar als eine Beleidigung aufnehmen würde, daß man seine Hirten sogar im Umfang seiner Mauern angreife.

Der Freiherr antwortete, diese Ungelegenheiten wären freilich zu fürchten, wenn die Conferenz, die er ihm vorschlage, mit Aufsehen und mit allen Förmlichkeiten abgehalten würde; oder wenn es auch nur den Anschein hätte, als habe man es förmlich darauf angelegt; er verlange aber nur von ihm, daß er in seinem Beiseyn dem Wortsdiener La Faye einen Höflichkeitsbesuch gebe; er selbst würde dann die Disputation unvermerkt einleiten; mit Einem Worte, er stehe ihm für die Folgen, und er habe zu Genf noch Ansehen und Freunde genug, um zu verhindern, daß die geringste Beleidigung ihm widerfahre.

*) Die Zeiten dieses feindseligen Hasses sind indessen vorübergegangen; die Zwietracht milderte und legte sich größtentheils; die getrennten Brüder lernten die Würde der katholischen Kirche besser kennen; und seit langer Zeit wohnen nun in dieser Stadt Calviner und Katholiken als friedliebende Bürger neben einander. — Letztere haben sogar in unsern Tagen daselbst eine Kirche und einen Pfarrer.

Da der Diener Gottes nichts sehnlicher wünschte, als den Freiherrn von Awilly immer mehr im Glauben zu stärken, und übrigens besorgte, daß man, wenn er auf seiner Weigerung bestände, die nämliche üble Meinung von ihm, wie von den Wortsdienern hegen könne und solche zum Nachtheil der Religion deutete, willigte er endlich in sein Verlangen. Sie reisten also nach Genf ab, von einigen Freunden des Herrn von Awilly begleitet, die im Nothfall Zeugniß von Allem geben könnten, was bei dem Besuche, den sie nun machen wollten, vorgegangen wäre.

Wie sehr erstaunte der Wortsdiener La Faye, als er den berühmten Franz von Sales sich gegenüber sah; den er in der That weit mehr fürchtete, als er vorgegeben hatte, ihn zu fürchten! Die Conferenz dauerte drei volle Stunden. Was immer aber der apostolische Mann thun mochte, den Gegner dahin zu bewegen, früher Eine Streitfrage abzuthun, bevor er zu einer andern überginge, fand dieser seinen Vortheil nur darin, nichts bis auf den Grund zu erörtern; und brachte so viele Streitfragen auf die Bahn, daß man mit keiner fertig werden konnte. Es war also die Rede von der Einheit der Kirche, vom Altarssacramente, von guten Werken und menschlichen Genugthuungen, vom Reinigungsorte, von der Fürbitte und der Anrufung der Heiligen, und von einigen andern streitigen Puncten; lauter Gegenstände von so großer Ausdehnung, daß kaum drei Tage genügt hätten, solche gehörig zu erörtern. Indessen sah er es als unerläßlich an, dem Wortsdie-

ner zu folgen; da aber dieser, wenn er bei einer Streitfrage ins Gedränge kam, sogleich zu einer andern überging, und immer in so großem Nachtheil blieb, daß er die Unzufriedenheit mit seinen Antworten auf dem Angesichte der Anwesenden lesen konnte, brach er endlich die Conferenz ab, und übergoß den heiligen Mann mit einem Strom der niedrigsten und abscheulichsten Schimpfworte.

Die der Conferenz beiwohnten und über die Unverschämtheit des Wortsdieners entrüstet waren, flisterten dem Diener Gottes beissende Antworten zu, die er selbst ihm Anlaß gab, ihm zu erwiedern; er aber antwortete ihnen mit seiner gewöhnlichen Sanftmuth: „Hätte er gute Gründe entgegen zu setzen, so würde er seine Zuflucht nicht zu Schimpfreden nehmen; ein Mensch, der im Begriff ist zu ertrinken, hat das Recht, sich anzuhalten wo er kann; noch niemals habe ich einem Menschen hart geantwortet, ohne es zu bereuen.“

Wie sehr indessen der Erfolg dieser Conferenz unserm Heiligen und der katholischen Kirche zum Vortheil gereichte, mag man aus dem beurtheilen, was in Folge derselben der Freiherr von Awilly that. Er verfaßte nämlich ein Werk über die Gründe seiner Bekehrung, das er zu Lyon im Druck herausgab, und worin er mit so ungemeinen Lobsprüchen von dem Gottesmanne Franz von Sales spricht, daß auch Niemand von fern auf den Gedanken kommen könnte, er habe ihn je als einen Mann betrachtet, der ihn getäuscht, oder der die Lehre der katholischen

Kirche falsch erklärt hätte; dessen aber hätte er sich nicht erwehren können, wenn derselbe bei dieser Conferenz irgend im Schatten gestanden wäre; oder, richtiger zu sprechen, wenn nicht der volle Sieg auf seiner Seite gewesen wäre.

Inhalt des dritten Buches.

Der glänzende Erfolg in der Landschaft Chablais zieht dem heiligen Franz von Sales Glückwünschungsschreiben von allen Seiten zu. — Der Präsident Faure schreibt an ihn im Namen des Herzogs von Savoyen. — Schreiben des Nuntius von Turin und des Papstes an ihn. — Tod des Freiherrn von Hermance. — Hieronymus von Lambert, ein Mann von weit geringeren Eigenschaften, wird sein Nachfolger; was dem heiligen Franz von Sales vielen Verdruß und Verlegenheiten zuzieht. — Er erhält die Weisung von dem Herzog von Savoyen, sich nach Turin zu begeben, über die Angelegenheiten im Chablais sich mit ihm zu besprechen; und zu gleicher Zeit ein Breve des Papstes, wodurch ihm der Auftrag ertheilt wird, sich nach Genf zu begeben, mit Theodor Beza zu conferiren. — Er zieht die Reise nach Turin vor, da er solche dem Wohl der Religion für ersprießlicher hält. — Er geht in der strengsten Winterkälte mit Lebensgefahr über die Alpen. — Seine geheimen und öffentlichen Conferenzen mit dem Herzog von Savoyen. — Er beredet ihn, die katholische Religion in allen seinen Staaten einzuführen. — Große Hindernisse, die dieser Absicht sich widersetzen. — Sein Eifer und seine Uneigennützigkeit bei dieser Gelegenheit. — Er setzt abermal in der strengsten Witterung über die Alpen und begibt sich nach Thonon. — Er theilt den Obrigkeiten und Stadtvögten von Thonon die Befehle des Herzogs von Savoyen mit, die katholische Religion wiederherzustellen. — Die Stadt geräth in Aufruhr und greift zu den Waffen. — Große Gefahr, welcher der heilige Franz von Sales blos gestellt ist. — Er bändigt den Aufruhr durch seine Festigkeit, und stellt die katholische Religion zu Thonon und im ganzen Chablais wieder her. — Er berichtet dem

Herzog von Savoyen Alles, was bei dieser Gelegenheit vorging. — Der entrüstete Herzog sendet das Regiment des Grafen Martinengo ab, die Stadt zu züchtigen. — Der Heilige widersetzt sich und beschützt das Volk vor Mißhandlungen. — Er begibt sich auf Befehl des Papstes nach Genf, mit Beza zu conferiren. — Denkwürdige Unterredung mit demselben, doch ohne Erfolg. — Er berichtet solche dem Papste, der ihm befiehlt, nach Genf zurückzukehren und dem Theodor Beza vortheilhafte Anerbietungen zu thun. — Der Heilige hat noch zwei Unterredungen mit ihm; die jedoch in Beziehung auf seine Bekehrung fruchtlos ablaufen. — Der Bischof von Genf begibt sich mit einer guten Anzahl Missionaire nach Thonon. — Der Herzog von Savoyen begibt sich in eigener Person dahin, die Wiedereinsetzung der katholischen Religion durch seine Gegenwart zu berechtigen. — Der Cardinal Medicis, Legat des Papstes, kommt beinahe zur nämlichen Zeit daselbst an. — Große Beispiele der Frömmigkeit, welche der Herzog und der Legat gleichsam wetteifernd geben. — Abreise des Legaten. — Ankunft der Genfer- und Schweizer-Gesandten. — Was bei dieser Gelegenheit vorging. — Edle That des Herzogs von Savoyen. — Ganz Chablais vereinigt sich wieder mit der katholischen Kirche. — Maßregeln, die der Herzog mit dem heiligen Franz von Sales für die Erhaltung des katholischen Glaubens trifft.

Drittes Buch.

Das Gerücht von dem glänzenden Erfolge der apostolischen Arbeiten unsres Heiligen, und von den Vortheilen, die er über die Partei der Calviner errungen hatte, verbreitete sich bald in ganz Savoyen und der Papst selbst wurde davon benachrichtiget. Je mehr dieser wahrhaft apostolische Mann sich bemühte, solche, so zu sagen, vor sich selbst zu verbergen; und alle Ehre derselben dem Vater der Lichter und Urheber alles Guten allein anzueignen, von dem, wie von ihrem Quell, alle jene vortrefflichen Gaben kommen, welche die Menschen oft bewundern, ohne bis zu dem Ursprung derselben sich zu erheben; um so mehr fand dieser nämliche Gott, dem er auf so geläuterte Weise diente, Wohlgefallen daran, den Ruhm eines getreuen Dieners, der einzig seine Ehre suchte, im schönsten Lichte zu zeigen. Man sprach von nichts als von seinem Eifer, von seiner Festigkeit, von seiner Sanftmuth, von seinen großen Fähigkeiten, von seiner Gewandtheit in die Gemüther einzudringen, und von seiner Standhaftigkeit in seinen apostolischen Arbeiten. Dies auch war der Grund, daß von allen Seiten ihm Glückwünschungsschreiben zukamen. Der Bischof von Genf, dem er immer genaue Rechenschaft von Allem gegeben hatte, was im

Chablais vorgegangen war, und ohne dessen Rath er nichts gethan hatte, war der Erste der ihm schrieb. Seinem Schreiben folgte eine Zuschrift des Präsidenten Faure, der sowohl in seinem eigenen als im Namen des Herzogs ihm Glück wünschte. Eben dasselbe thaten auch der Freiherr von Hermance, der berühmte Jesuit, Pater Possevin und der Erzbischof von Bary, Nuntius des Papstes zu Turin. Der Präsident Faure that noch etwas mehr; denn um diese Zeit geschah's, daß er sein zwölftes Buch der Muthmaßungen über das bürgerliche Recht ihm widmete. Es ist kaum möglich, den Lobsprüchen etwas beizufügen, die er in der Zueignungsschrift ihm ertheilt; und sie gereichen dem heiligen Franz von Sales zu um so größerer Ehre, als er solche seinem Verdienst allein verdankte; denn dieser große Mann war eben nicht verschwenderisch mit Lobsprüchen. Endlich schrieb der Papst selbst ihm einen Brief, worin die größte Hochachtung sich ausspricht, und er ermahnet ihn darin, seine apostolischen Arbeiten fortzusetzen und die Bekehrung der Landschaft Chablais zu vollenden, die er so glücklich begonnen habe.

Nichts jedoch gewährte ihm größeres Vergnügen als ein sehr achtungsvolles Breve, das der Papst für den Freiherr von Awilly ihm zusandte. Aus diesem Breve wird ersichtlich, wie mächtig die fromme Gemahlin dieses Herrn zu seiner Bekehrung gewirkt hatte. Auch sieht man darin das große Ansehen, in welchem er bei dem Herzog von Savoyen

und im ganzen Lande stand; denn nachdem Clemens VIII. zu seiner Rückkehr in den Schooß der katholischen Kirche ihm Glück gewünscht, ermahnt er ihn, die aufsprossende Kirche im Chablais zu beschützen, und den Apostel der Heiden nachzuahmen, der, nachdem er früher Einer der heftigsten Verfolger des Glaubens gewesen, durch seine Treue gegen die Gnade Einer der eifrigsten Beschützer desselben geworden war.

Nichts ist so sehr geeignet zu verführen, als die Schmeichelei des Lobes; und wie groß auch die Sittsamkeit sei, die man äußerlich zeigen mag, ist es doch etwas sehr Seltenes, daß man nicht innerlich der Versuchung unterliege, wenigstens einen Theil dessen sich anzueignen, das Gott gänzlich angehört. Doch unser Heiliger war weit von diesem Fehler entfernt; die Art und Weise, wie er diese Zuschriften aufnahm, läßt hierüber nicht den mindesten Zweifel zu. Er antwortete den Einen, wie der Apostel: da wir nichts hätten, das wir nicht von Gott empfingen, hätten wir kein Recht uns zu rühmen; — den Andern aber: wer da pflanze oder genieße, sei nichts; der ganze Erfolg gebühre Gott allein, der das Wachsthum verleiht; die Menschen redeten vergeblich von Außen, wenn Gott nicht im Herzen spreche; und Er, der Alles aus Nichts gemacht habe, könne wohl auch mit den schlechtesten Werkzeugen Etwas ausrichten. Und sein Betragen entsprach seinen Gesinnungen; nicht dulden konnte er es, daß man ihm mehr Achtung erwiese als ge-

wöhnlich; er war darum weder weniger zugängig, noch minder vertraulich gegen die Armen; er überließ Andern die glänzendsten Verrichtungen des heiligen Dienstes, und behielt sich immer die niedrigsten und mühsamsten vor. Seine Sanftmuth und seine Geduld nahmen, statt sich zu vermindern, mit jedem Tage zu; niemals machte er die Vorzüge seiner Geburt, seines Ansehens, noch der allgemeinen Hochachtung worin er stand, noch des Vertrauens seines Landesherrn geltend; immer konnte man ihn ungestraft beleidigen; und er schien gänzlich fühllos für alles Andere, als für Gottes Ehre und den Vortheil der Kirche.

Also setzte er seine Mission mit einem Erfolge fort, der beinahe nichts zu wünschen übrig ließ. Doch es gibt keinen so glücklichen Stand der Dinge, der nicht zuweilen durch unvorgesehene Widerwärtigkeiten getrübt würde. Der Freiherr von Hermance, der so große Weisheit und so großen Eifer für die katholische Religion besaß, ward um dieselbe Zeit krank und starb nach wenigen Tagen, als man eben seines Rathes, und des Ansehens, das er sich erworben hatte, am meisten bedurfte. Er liebte den heiligen Franz von Sales als seinen Freund, und ehrte ihn als seinen Vater; immer war er bereit, seine guten Absichten zu fördern; überdies auch hatte er so großes Ansehen in der Provinz; daß er Dinge zu Stande brachte, die beinahe unausführbar schienen. Der Heilige stand ihm während seiner Krankheit und in seinem Tode bei; und man möchte

es als eine voraus empfangene Belohnung seiner Tugend betrachten, daß er so lange Zeit mit einem so heiligen Manne lebte, und in seinen Armen verschied.

Sein Verlust fiel um so schmerzlicher, als sein Nachfolger ihm nichts weniger als ähnlich war. Es war dies Hieronymus von Lambert, ein Mann zwar von Verdienst, doch besaß er bei weitem die großen Eigenschaften des Freiherrn von Hermance nicht; er war nämlich hart, that Alles mit Stolz, und machte unter dem Vorwand, das Ansehen des Fürsten zu behaupten, alle Welt mißvergnügt, und sich selbst eben so verhaßt, als sein Vorgänger sich beliebt gemacht hatte. Der edle Missionair, der sich in Alles fügte, hatte von diesem Statthalter Vieles zu leiden, ohne daß er jedoch irgend klagte; nicht etwa weil er es an Achtung gegen ihn fehlen ließ; denn dies hatte der Herzog von Savoyen ihm zu ernstlich empfohlen; aber seine harte und strenge Weise stimmte nicht zu der außerordentlichen Sanftmuth des Gottesmannes; und oft zog dieser es lieber vor, daß Manches gar nicht, als daß es auf eine Weise geschehen sollte, welche die Abneigung des Volkes ihm zuzöge.

Dies auch war der Grund, warum er, da er es noch nicht wagen durfte, die heilige Messe zu Thonon zu lesen, alle Tage in eine Capelle sich begab, die ziemlich weit von der Stadt entfernt war, dieselbe dort zu lesen. Der Winter war einer der strengsten; und der Gießbach, über den er desfalls gehen mußte, war überdies außerordentlich durch das Schmelzen des vielen Schnees angelaufen, der

alle Brücken abgerissen hatte. Nichts desto minder ging er jeden Tag hinüber und herüber auf einem Brete, das ganz mit Eis bedeckt war, und schlüpfte über dasselbe mit den Händen und auf den Knien; wobei er immer in großer Lebensgefahr schwebte. Diese schwere Gefahr erschreckte Alle, die Zeugen derselben waren; nichts jedoch war im Stande, den Eifer dieses katholischen Mannes aufzuhalten; und er schöpfte so großen Trost und so große Stärke in dem Empfang des Brotes der Starken, daß auch noch größere Gefahren ihn nicht abgeschreckt hätten. Er hatte sogar Gefallen daran, zu bekennen, er habe die Bekehrung der Landschaft mehr durch eifriges und anhaltendes Gebet, als durch alle andern Talente gefördert, die es Gott wohlgefällig gewesen sei, ihm zu verleihen. „Die Apostel," sprach er, „vereinten das Gebet immer mit dem Predigtamte; und das Volk Gottes überwand seine Feinde nicht minder durch das Gebet Moyses als durch die Kämpfe Josue's. Man ist im Irrthum, wenn man die Völker durch andere Mittel zu bekehren gedenkt, als Christus und seine Apostel anwendeten; die Aenderung des Herzens kann nur von Gott kommen; und nie kann man Ihn genug darum bitten."

Der Freiherr von Hermance, von der Gefahr ergriffen, in welcher er täglich schwebte, in einen der reißendsten Gießbäche zu fallen, der ihn rettungslos fortgerissen hätte, hatte bei seinen Lebzeiten die Wiedereinführung der Messe zu Thonon mit vieler Klugheit eingeleitet; und sehr wahrscheinlich

auch hätte er dieselbe ohne Gewaltthätigkeit und selbst mit Einwilligung Derjenigen zu Stande gebracht, denen am meisten daran gelegen war, solche zu verhindern. Da jedoch sein Nachfolger weder seine Klugheit noch auch seinen Credit besaß, wollte der große Diener Gottes lieber täglich der Gefahr sich aussetzen, das Leben einzubüßen, als durch ein Betragen, das dem entgegen gesetzt war, das man bisher beobachtet hatte, ein Werk zerstört zu sehen, das ihn so viele Mühe gekostet hatte.

Da indessen der glückliche Erfolg seiner Arbeiten täglich zunahm, erachtete der Herzog von Savoyen, dem ungemein an der Bekehrung der Landschaft Chablais gelegen war, er müsse mit ihm darüber sich berathen. Er erließ also an ihn ein Schreiben voll der Hochachtung und Dankbarkeit, und fügte demselben einen ausdrücklichen Befehl bei, sich unverzüglich nach Turin zu begeben, um sich mit ihm über die Mittel zu besprechen, die geeignet wären, ein so großes Werk zu fördern, wie er begonnen habe; und das für den Staat und die Kirche von gleicher Wichtigkeit wäre.

Der apostolische Mann, der überzeugt war, dieser Fürst habe bis jetzt seinen Vortheil ein wenig zu sehr vernachlässigt; und die Mitwirkung der Autorität des Landesfürsten, wenn solche durch Sanftmuth gemäßigt wäre, werde unfehlbar von trefflicher Wirkung seyn, dankte Gott, daß er endlich die Augen ihm geöffnet und sein Herz gerührt habe. Schon schickte er sich zur Abreise an, als der Pater

Spirito, ein Prediger aus dem Kapuziner-Orden zu Thonon ankam. Dieser überbrachte ihm ein päpstliches Breve, und war beauftragt, ihm eine wichtige Unterhandlung von Seiten seiner Heiligkeit vorzuschlagen. Dies Breve, das vom ersten October (1596) datirt war, war eigentlich nur ein Beglaubigungsschreiben, durch welches Clemens VIII., nachdem er früher ihm die große Achtung bezeugt hatte, die er für seine Klugheit und Fähigkeit hege, so wie nicht minder das Vertrauen, das er auf seinen Eifer für den heiligen Stuhl setze, ihn an den Pater Spirito verwies, der in seinem Namen ihm eine delicate Unterhandlung, als einem Manne vorzuschlagen habe, der fähig wäre, dieselbe zu Stande zu bringen. — Er wendete sich also an Pater Spirito und fragte ihn um die Befehle Seiner Heiligkeit. Dieser antwortete, es liege dem Papste sehr am Herzen, daß er eine Conferenz mit Theodor von Beza ermitteln, und Alles aufbieten möchte, ihn zur Rückkehr in die katholische Kirche zu bewegen. Könne er ihn gewinnen, so sollte er von Seiten Seiner Heiligkeit ihn aller Vortheile versichern, die er irgend wünschen könnte, geistliche Würden ausgenommen, die man nach dem Willen des Papstes, ihm nicht anbieten sollte; auch würde man ihm alle Sicherheit und alle Bürgschaft geben, die er selbst fordern könnte.

Es ist eine weltbekannte Sache, daß Beza Einer der berühmtesten Wortsdiener der calvinischen Partei war. So lange Calvin lebte, hatte er das

Ansehen desselben getheilt; nach seinem Tode fiel dasselbe gänzlich auf ihn zurück. Er war unstreitig Einer der schönsten Geister seines Jahrhunderts; er sprach und schrieb mit vollendeter Feinheit in Prosa und in Versen; und war er nicht so gelehrt als Calvin, so ragte er andererseits von so vielen Seiten über ihn hervor, daß er mehr als einmal seine Eifersucht gereizt hatte. Die Calviner betrachteten ihn als einen außerordentlichen Mann; sein Ruf bei ihnen war zu einer Größe gekommen, die sich nicht mehr vermehren ließ. Er war bereits hohen Alters; doch hatte er nichts von seiner frohen Laune verloren; und die Sanftmuth seiner Sitten so wie die Annehmlichkeit seiner Unterredung hatten ihm Freunde in sehr großer Anzahl gewonnen; so daß er bei der ganzen Partei gleich geehrt und geliebt ward. Er war in der katholischen Religion geboren, und hatte selbst längere Zeit darin gelebt; und vielleicht war es dies, was den Papst auf den Gedanken gebracht hatte, es würde nicht schwer halten, ihn dahin zurück zu führen.

Die Geschichtschreiber, bei denen wir uns umsehen konnten, geben wenigstens keinen andern Grund an. Indessen ist es doch nicht wahrscheinlich, daß ein so umsichtiger Papst wie Clemens VIII. auf eine so schwache Vermuthung sich gestützt, und derselben zufolge eigens Befehl gegeben hätte, an seiner Bekehrung zu arbeiten. Wie immer jedoch dem seyn mag, konnte kein Auftrag für den apostolischen Mann ehrenvoller seyn, und es läßt sich kein sprechenderer

Beweis des hohen Rufes geben, worin er bei dem römischen Hofe stand; der ohne Widerspruch der Erleuchtetste aller Höfe in Europa ist; und wo man das Verdienst der Menschen am richtigsten beurtheilt.

Diese beiden entgegen gesetzten Befehle: des Papstes, der ihm auftrug, nach Genf abzugehen; und des Herzogs von Savoyen, der ihn nach Turin berief, brachten den Gottesmann in die äußerste Verlegenheit. Der Pater Spirito war der Meinung, er sollte die Weisung des Papstes befolgen. Seine Gründe waren, die Jahreszeit sei nun nicht geeignet, über die Gebirge zu reisen; er selbst sei beinahe vor Kälte umgekommen, die Wege seien durch den Schnee, der dies Jahr (1596) in ungeheurer Menge gefallen ganz grundlos geworden; der Monat December, der bereits im Anzuge sei, mache dieselben noch schlechter; und der Herzog von Savoyen könne nicht umhin, eine so rechtmäßige Ursache zu billigen. Diese Ursache aber finde in Beziehung auf Genf nicht Statt, das ganz in der Nähe liege, und wohin man längs des See's auf dem schönsten Wege gelangen könne, der sich nur denken ließe; der Papst, der ein sehr erleuchteter Mann sei, habe sonder Zweifel seine Ursachen, so bestimmte Befehle zu ertheilen, daß man an der Bekehrung Beza's arbeiten sollte; es träfen oft günstige Umstände zusammen, welche die Zeit auflöse, wenn man solche nicht im rechten Augenblicke benütze; oft könne man späterhin ein solches Versäumniß nie mehr einholen; Beza sei alt; er könne während der Reise, die er nach Turin mache, sterben;

durch seinen Tod aber würde man ein mächtiges Beispiel verlieren, das wirksam zur Bekehrung Vieler beitragen könne; wäre aber auch dies nicht der Fall, so wäre doch der Wille der Menschen veränderlich; und er wäre vielleicht jetzt eben in einer Stimmung, in welcher man ihn nicht mehr finden würde, wofern man auch nur kurze Zeit zögerte.

Ein Mann von geringerem Eifer als unser Heiliger, hätte nicht einen Augenblick Anstand genommen, den Gründen des Pater Spirito sich zu ergeben. Dieser Ordensmann war nichts weniger als auf der Eilpost gekommen; und seit seiner Abreise von Rom war die Jahreszeit so schlimm geworden, daß er ohne offenbare Lebensgefahr die Reise über die Gebirge nicht wagen konnte. Uebrigens waren auch die Schlüsse des Paters dringend, und es ließ sich nicht läugnen, daß, wofern es ihm gelänge, Beza zur katholischen Kirche zurückzuführen, diese Rückkehr nicht eben so heilsame Folgen nach sich zöge, als Alles, was er mit Seiner Königlichen Hoheit verhandeln konnte. Doch dieser apostolische Mann wendete sich immer dem größten Guten zu, und achtete als nichts Alles was es ihm selbst kosten konnte, sogar sein eigenes Leben, sobald es dem Heile der Seelen galt.

Dies also bewog ihn, dem Ordensmanne zu antworten: er gebe es allerdings zu, die Bekehrung Beza's könne für ihn selbst nicht anders als höchst rühmlich, für die katholische Kirche aber von großem Gewinne seyn, wofern solche wirklich erfolge; was indessen sehr ungewiß sei. Unterdessen aber sehe

er das Herzogthum Chablais und die drei Landvogteien reif zu ihrer Bekehrung; wofern anders dieselbe durch die Autorität des Landesherrn gefördert werde. Bei der Rückkehr Beza's zur katholischen Kirche gelte es eigentlich nur dem Heile einer einzigen Seele; weil es sehr dahin stehe, ob sein Beispiel würde befolgt werden; bei der Bekehrung des Chablais hingegen und der drei Landvogteien gelte es dem Heile einer sehr großen Anzahl; von welchen selbst die Letzte den göttlichen Heiland nicht weniger gekostet habe, als die Seele Beza's; troß alles Verdienstes, den er in den Augen der Menschen habe. Er könne nicht glauben, daß der Papst, wofern er solche Maßregeln ergriffen hätte, die durch irgend eine Zögerung vereitelt würden, diese Maßregeln ihnen nicht mitgetheilt hätte, um sie dadurch zur Benützung derselben anzuspornen; hieraus aber ergebe sich, daß es mit dieser Sache noch Zeit genug habe, wenn er von Turin zurück sei. Es wäre allerdings wahr, daß die Willen der Menschen sich änderten; aber die Willen der Fürsten seien veränderlicher, als die der übrigen Menschen; weil sie nothgedrungen wären, nach den verschiedenen Interessen ihrer Staaten sich zu richten, die sich oft wider ihren Willen änderten; es sei von äußerster Wichtigkeit, den Herzog, sobald nur möglich, dahin zu bewegen, daß er im Chablais die Bekehrung auf ausgezeichnete Weise begünstige; weil er, wenn er einmal den ersten Schritt gethan hätte, dann nicht mehr zurückgehen könne. Endlich wären auch nun die Dinge in einem solchen Stande, daß

sie der Autorität des Fürsten nicht länger entbehren könnten; die große Anzahl der Neubekehrten bedürfte der Kirchen, sich zu versammeln; Hirten, sie zu unterrichten; Collegien, die Jugend zu bilden, und einer großen Menge anderer Dinge; zu welchen die Mitwirkung des Landesherrn unumgänglich nothwendig sei. „Freilich, fügte er bei, ist die Jahreszeit nicht sonderlich günstig; allein wie viele Soldaten und Kaufleute übersteigen täglich diese furchtbaren Gebirge, eines Nutzens wegen, der unendlich geringer als derjenige ist, den wir beabsichtigen."

Nichts war wohl überwiegender als was der apostolische Mann sagte; und jeder Andere als Pater Spirito hätte sich auch ergeben; aber es gibt gewisse Gemüther, die nichts mehr anhören, wenn sie einmal eine Sache sich fest vorgenommen haben. Der Pater hatte von der Bekehrung Beza's sich ein schönes Bild ausgemalt; er hatte sogar dieser wichtigen Unterhandlung sich gleichsam beigesellt; und er nahm keinen Antheil an der wichtigen Angelegenheit, die mit dem Herzog von Savoyen zu verhandeln war. Man mag immerhin thun was man will, immer findet man sich selbst wieder, und selten ist der Eifer so geläutert, daß er nicht von einem Rückblick auf uns selbst begleitet wäre. Der Pater Spirito konnte also in die Gründe des heiligen Mannes nicht eingehen; er erhob, so sehr es es nur vermochte, das Ansehen des Papstes, und die unerläßliche Verpflichtung, zumal der Geistlichen, ihm zu gehorchen, besonders wo es dem Wohl der Kirche gilt.

Doch unser Heiliger, dessen Festigkeit nicht minder groß als seine Sanftmuth war, antwortete ihm, er sei überzeugt, die Absichten Seiner Heiligkeit bezweckten immer das größte Gute; und wenn Sie an Ort und Stelle wären, würden Sie ihm gewiß befehlen, das zu thun was er zu thun beschlossen habe; er werde Seiner Heiligkeit Rechenschaft von seinem Betragen geben; und er zweifle nicht, er selbst werde dazu mitwirken, dasselbe zu rechtfertigen.

Der Ordensmann indessen ergab sich nicht, was immer der Heilige thun mochte, ihn dahin zu bewegen, daß er in seine Gesinnungen einstimmte, als er plötzlich ein zweites und zwar noch dringenderes Schreiben als das erste von dem Herzog erhielt, kraft dessen dieser Fürst, ohne Rücksicht auf alle andern Gründe, ihm befahl, sich nach Turin zu begeben, um mit ihm und dem päpstlichen Nuntius über die Angelegenheiten im Chablais sich zu besprechen. Dies Schreiben machte dem Streit ein Ende; und der Ordensmann, dessen Absichten im Grunde gut waren, sah nun selbst ein, daß er die Reise nicht länger verschieben könne. Es ward also die Unterhandlung mit Beza auf eine andere Zeit verlegt; wie wir in der Folge dieser Geschichte sehen werden.

Es war gegen Ende Novembers; die ungeheure Menge Schnee, die gefallen war, und ein furchtbarer Nordwind, der schneidend wehete, machte die Kälte unerträglich. Die überschneiten Wege waren nicht mehr zu erkennen; und die Abgründe, von welchen sie umgeben waren, flößten selbst den Be-

wohnern dieser wilden Länder, die am meisten daran gewohnt waren, Entsetzen ein. Täglich kamen Nachrichten von Menschen, die erfroren waren und die man auf den Wegen todt gefunden hatte. Diese Hindernisse erschreckten selbst die Entschlossensten; und Niemand war, der nicht überzeugt gewesen wäre, es sei keineswegs die Absicht seiner königlichen Hoheit, daß der apostolische Mann in so entsetzlicher Jahreszeit sich auf den Weg begeben sollte. Dieser jedoch kannte keine Gefahren, sobald es der Ehre Gottes und dem Heil der Seelen galt. Die wenigen Freunde, denen er seine Reise mitgetheilt hatte, widersetzten sich vergeblich; er reiste ab, als man dessen am wenigsten sich versah; nur von einem einzigen Diener begleitet, den er mehr bedauerte als sich selbst, dessen er jedoch durchaus nicht entbehren konnte.

Leicht ist es zu erachten, was der eifrige Diener Gottes auf dieser schrecklichen Reise zu leiden hatte. Meist ging er ohne Wegweiser; was immer er ihnen anbieten mochte, konnte sie nicht bewegen, in einer so entsetzlichen Witterung zu gehen; und er war beinahe immer nothgedrungen, an die allgemeine Kenntniß sich zu halten, die er und sein Diener von diesem schauderhaften Lande hatten. Endlich kam er nach unsäglichen Mühsalen, mitten unter einem wüthenden Sturm im Kloster des St. Bernhardsberges an; und sowohl er selbst als sein Diener und ihre Rosse waren halb vor Kälte erstarrt. Die Ordensleute des Klosters waren ganz wundersam über die Ankunft eines Mannes von solchen

Charakter überrascht, der noch dazu bei einem so schrecklichen Wetter ankam, daß selbst die Bären, deren dies Land voll ist, kaum ihre Höhlen verließen. Er hatte seinem Diener empfohlen, seinen Namen nicht zu nennen; den Aufwartungen und der Achtung auszuweichen, die seine Geburt ihm zuziehen konnten; dieser Diener jedoch, der sich nicht immer für verpflichtet hielt, ihm zu gehorchen, und der bei den Grundsätzen sich nicht wohl befand, welche die tiefe Demuth seines Herrn ihm gewöhnlich einflößte, fing sogleich damit an, daß er seinen Namen und die Gründe angab, die ihn nöthigten, in einem so gräulichen Wetter zu reisen.

Mehr bedurfte es nicht, diese guten Ordensleute zu bewegen, ihn mit aller Hochachtung aufzunehmen, die er verdiente; und ihn so trefflich zu bewirthen, als es nur in ihrem Vermögen stand. Sein Ruf war bis zu ihnen gedrungen; und was er im Chablais geleistet hatte, war so offenkundig, daß es Niemand unbewußt war. Sie betrachteten ihn wie einen Heiligen aus den ersten Jahrhunderten der Kirche; und schätzten sich ungemein glücklich, einen Gast von so großen Verdiensten zu besitzen. Der Reisende nahm ihre Güte und ihre Gefälligkeiten mit jener Freundlichkeit und Sanftmuth auf, die ihm alle Herzen gewann. Man bildet sich gewöhnlich ein, die Heiligen seien strenge gegen Andere, wie sie es gegen sich selbst zu seyn pflegen; doch nicht von dieser Art war unser Heiliger; sein Umgang war liebreich; seine Art und Weise sanft und

ungezwungen; und in gleichgültigen und erlaubten Dingen hatte er gegen Andere so große Nachgiebigkeit als er wenig gegen sich selbst hatte.

Indessen war es diesen Ordensleuten nicht möglich, ihn so lange zurückzuhalten, als es ihr Wunsch gewesen wäre. Sobald der Sturm, von welchem die Rede war, sich ein wenig gelegt hatte, begab er sich wieder auf den Weg; und kam endlich zu Turin an, nachdem er alles Ungemach ausgestanden hatte, womit nur die entsetzlichsten Wege und die furchtbarste Witterung einen Reisenden zu bedrängen vermögen.

Der Herzog von Savoyen empfing ihn mit aller Hochachtung, die ein Landesfürst einem Unterthan erweisen kann; er ertheilte ihm vor seinem ganzen Hofe alles Lob, das er verdiente und stellte dem Nuntius des Papstes ihn als einen außerordentlichen Mann vor, welcher der Kirche die wichtigsten Dienste geleistet hätte; er entschuldigte sich sogar einiger Maßen, daß er ihn genöthiget habe, in einer so entsetzlichen Witterung abzureisen; sagte ihm aber ins besondere und in geheim: weil er voraussähe, daß er bald selbst persönlich in das Herzogthum Chablais kommen werde, habe er nicht geglaubt, diese Reise machen zu sollen, ohne früher mit ihm gesprochen und alle nothwendigen Maßregeln für die gänzliche Bekehrung des Landes getroffen zu haben; die er beschlossen habe, mit seinem ganzen Ansehen zu unterstützen.

Der öffentlichen Audienz folgten mehrere Privat audienzen, wo der Herzog von Savoyen, der ein sehr aufgeklärter Fürst war, lange mit ihm allein über den Zustand der Provinzen jenseits der Gebirge sich besprach. Der heilige Priester zeigte in dem Bericht, den er ihm darüber abstattete, daß er in der Politik nicht geringere Kenntnisse hätte als er in der Wissenschaft der Heiligen Erfahrung besaß. Hinsichtlich der Orte ins besondere, wohin seine Mission sich erstreckte, sagte er ihm: das gemeine Volk hänge der calvinischen Religion nur darum an, weil es keine andere kenne; die aus dem Mittelstande, wie Kaufleute und Handwerker, hätten dieselbe ziemlich aufrichtig angenommen; doch hätten sie weit mehr Abneigung gegen die katholische, als Anhänglichkeit an die calvinische Religion; und zwar rühre diese Abneigung von den entsetzlichen Schilderungen her, die man ihnen von der Lehre der katholischen Kirche gegeben habe; und von den Irrlehren, die man ihr fälschlich beimesse. Man könne beide gewinnen, wenn man ihnen eifrige Hirten und Prediger sendete, die im Stande wären, ihre übel gegründeten Vorurtheile ihnen zu benehmen, und die Verleumdungen zu widerlegen, mit welchen man alle Tage sich bemühe, sie zu entstellen.

Doch nicht eben so verhalte es sich mit den Wortsdienern und den Vornehmsten der calvinischen Partei; diese hielten ein ausschweifendes Leben, Unabhängigkeit und menschlicher Nutzen allein fest an ihrer Religion; es bedürfe dessen keines andern Be-

weises als des Starrsinnes, mit welchen sie geläugnet hätten, die katholische Lehre sei so, wie er solche erklärt hätte; ob er auch diese Erklärung aus dem Tridentinischen Concilium genommen habe, das die Regel des Glaubens über die streitigen Puncte wäre. Diesem könne man noch beifügen: ihre beständigen Streitigkeiten über ihr Glaubensbekenntniß, über das sie noch nicht hätten übereinkommen können; die Gewaltthätigkeiten, durch welche sie die Menschen in ihrer Secte zurückhielten, wie man dies bei der Hinrichtung jenes Wortsdieners gesehen habe, den sie auf falsche Anklagen hin zum Tode verurtheilt hätten, weil er aufrichtig in die katholische Kirche zurückgekehrt war; die Verleumdungssucht wider die Katholiken; ihre Verbindungen mit den Feinden des Staates, und den Meuchelmord, der zu Genf wider ihn beschlossen, und so oft versucht worden sei. Er erinnere keineswegs hieran, um etwa Rache zu begehren; denn er habe ihnen von Herzen verziehen; und sei überzeugt, man müsse diesen verbrecherischen Anschlag übersehen; aber es lasse sich nicht läugnen, daß Leute, die nur zu solchen Mitteln griffen, wenn man ihnen Wege der Sanftmuth anbiete, der Falschheit über einen Punct sich verdächtig machten, der so hochwichtig sei und so große Redlichkeit fordere als die Religion. Der Haß, den sie wider die katholische Religion hegten, zeige sich sogar in ihrer politischen Regierung; die Calviner wären von Natur aus Republikaner und Feinde der monarchischen Regierung; die Nähe

Genfs und der Schweizer, und ihr beständiger Umgang mit ihnen, ja selbst die Gleichförmigkeit der Religion, nähre diesen Haß; sie betrachteten solche als ein Band, das den Schutz ihrer Nachbarn ihnen sichere; und sie hätten keine mächtigeren Gründe, die Völker darin zurückzuhalten, als die Aufrechterhaltung ihrer Freiheiten und ihrer Vorrechte, die, nach ihrer Meinung, von der Aufrechterhaltung der calvinischen Religion abhänge; sie verkündigten laut, man wolle die katholische Religion nur darum wiederherstellen, ihnen solche hinweg zu nehmen. Wendeten die Calviner nur Predigt und Unterricht an, die Völker an sich zu fesseln, so glaubte er, man sollte selbst keine andern Wege einschlagen; da sie aber ihre Zuflucht zu menschlichen Mitteln nähmen, den Irrthum aufrecht zu erhalten, könne man derselben sich wohl auch bedienen, die Wahrheit wiederherzustellen.

Der Herzog, welcher erachtete, er wolle ihn bereden, Gewalt anzuwenden, um seine calvinischen Unterthanen zu verpflichten, in die katholische Kirche zurückzukehren, unterbrach ihn und sagte ihm: diese Saite dürfe man nicht berühren; sie sei zu gefährlich, und würde unfehlbar die Waffen der Genfer und der Schweizer in die Landschaft Chablais anziehen; was nicht zu dem jetzigen Stande der Angelegenheiten stimme. Es herrschte nämlich nach vielfältigen Revolutionen, Heinrich der Vierte, der katholisch geworden war, friedlich in Frankreich, und forderte nun das Marquisat Saluzzo zurück, das

ein Lehen des Delphinats war, und dessen der Herzog während des Krieges mit Frankreich sich bemächtiget hatte. Da er nun entschlossen war, dasselbe zu behalten, sah er leicht voraus, daß er es bald würde mit den Franzosen zu thun bekommen; kämen aber dazu noch Händel mit den Schweizern, so sah er deutlich ein, daß er nicht im Stande wäre, diesen beiden Mächten zu widerstehen; und Gefahr liefe, seiner Staaten beraubt zu werden; wie es seinem Vater ergangen war. Das Beispiel war noch ganz frischen Angedenkens und machte um so tiefern Eindruck auf diesen Fürsten, als die Franzosen, wenn sie unter einem Oberhaupte eines so großen Rufes, wie der große Heinrich es war, wider ihn sich vereinten, mehr als vermögend waren, dasselbe auch ohne den Beistand der Schweizer zu erneuern.

Franz von Sales jedoch, der auch nicht den entferntesten Gedanken hatte, ihm einen solchen Vorschlag zu thun, faßte seine Rede in Kürze zusammen und sagte ihm: ob auch die Schweizer und die Genfer Gewalt angewendet hätten, die katholische Religion aus ihren, ja sogar aus seinen Staaten zu verbannen, noch bevor er dem Herzog, seinem Vater in der Regierung nachgefolgt wäre, so sei er doch weit entfernt, ihm solchen Rath zu ertheilen. Ein großer Fürst wie er, wisse, wie er den Degen gebrauchen soll, den Gott ihm in die Hand gegeben; er aber habe unter menschlichen Mitteln nichts anderes verstanden, als Ehrenstellen, Aemter, Schutz,

Belohnungen und Geschenke, die man den Katholiken zuwenden sollte. Ein christlicher Fürst könne nicht nur, sondern er sei auch verpflichtet, solche Mittel anzuwenden, die wahre Religion, zu welcher er sich selbst bekenne, in seinen Staaten zu befestigen und aufrecht zu erhalten; und die neuen Katholiken erlitten in der That so schwere Verfolgungen von den Häretikern, daß sie des Schutzes und der Großmuth ihres Landesherrn gar sehr bedürften. Alles wohl überlegt, sei er überdies so frei, ihm zu sagen, daß die Genfer und Schweitzer bei weitem nicht so sehr zu fürchten wären, als man wohl meinen möchte; eine kleine Republik, wie Genf, habe eben nicht nothwendig, einen Krieg mit einem so mächtigen Fürsten wie er, sich auf den Hals zu ziehen; ganz mit ihrem Handel beschäftigt, wünsche sie nur den Frieden; und so lange man sie nicht angriffe, würde sie es sich nicht in den Sinn kommen lassen, Händel mit ihren Nachbarn anzufangen; sie werde zwar frech und übermüthig, weil sie unter französischem Schutze stehe; doch gerade dieser nämliche Schutz, der nicht sowohl offensiv als defensiv wäre, und den sie nie sparsam genug gebrauchen könne, würde sie in den Schranken ihrer Pflichten erhalten. Der König von Frankreich, der seit Kurzem in die katholische Kirche eingegangen sei, und den man jetzt schon über die Gebühr im Verdacht habe, daß er die Häretiker begünstige, wäre ein zu großer Staatsmann, als daß er es gut heiße, wenn einfache Bürger wie die Genfer, sich unterfingen, das Benehmen zu meistern, das ein katholischer Fürst in seinen

Staaten beobachte. Zur Zeit des Krieges ziehe man Vortheil aus Allem; sei aber einmal der Friede geschlossen, dann kehrten die Fürsten zu ihren wahren Grundsätzen zurück; und sähen nur allzu wohl, welche Folgen es nach sich ziehe, Unterthanen wider ihre rechtmäßigen Landesherren zu unterstützen; Republiken aber, welche dies nämliche Interesse hätten, hätten oder sollten wenigstens die nämlichen Gesinnungen haben.

Die Schweizer ins besondere, fuhr er fort, die durch den wüthenden Bürgerkrieg erschöpft wären, den die Religionsveränderung unter ihnen herbeigeführt habe, sehnten sich einzig nur nach dem Frieden; Alles, was sie an guten Truppen hätten, stände im Dienste der Könige von Frankreich und von Spanien, und zwar unter Bedingungen, die für die Republik viel zu vortheilhaft wären, als daß sie dieselben, ohne eine so dringende Noth als die eigene Selbstwehr, zurückberiefen, im Falle sie angegriffen würden. Ein Fürst, wie er, der nur Gott allein Rechenschaft von seinen Handlungen schuldig sei, müsse also bei solcher Gelegenheit nach seinem wahren Interesse handlen, das darin bestehe, die katholische Religion in seinen Staaten wiederherzustellen; und hierüber habe er nur seine eigenen Einsichten, seine Ehre und sein Gewissen um Rath zu fragen.

Der Herzog war um so vergnügter über diese Rede, als er solche nicht von einem Manne dieses Alters erwartet hatte; denn der Heilige schien sehr jung, und war auch wirklich nur etwa dreißig Jahre

alt. Er hielt ihn für sehr gewandt in der Theologie und in der Polemik; doch hätte er so große Kenntnisse in Staatsangelegenheiten nimmermehr bei ihm erwartet. Hätte er indessen diese Kenntnisse sich nicht angeeignet, so wäre er minder zu dem Wirkungskreise tauglich gewesen, den Gott ihm bestimmt hatte. Staat und Religion sind so innig mit einander vereint, daß man keinen Eingriff in das Eine thun kann, ohne das Andere zu beeinträchtigen; man kann also großen Fehlern nicht ausweichen, wenn man sich nur um Kenntnisse bewirbt, die dem Einen zukommen, und dabei Jenes vernachläßigt, was die Ruhe des Andern fördern kann. Uebrigens sind auch diese Kenntnisse nicht so unvereinbar als man etwa glauben möchte. Als Gott dem Volke Israel Gesetze gab und einen Staat begründete, wo die geordnetste Polizei herrschte, die nur irgend in einem Staate herrschen kann, legte Er die heilige, so wie die politische Gewalt in die Hände der Priester; und selbst in der christlichen Religion hebt die Eigenschaft des Geistlichen und Seelenhirten, die Eigenschaft des Bürgers, des Staatsmitgliedes und des Unterthans nicht auf. Entweder soll man sich zu keinem öffentlichen Amt herbeilassen, wobei das Wohl des Publikums im Spiele ist; oder aber man muß sich sorgfältig über die Dinge belehren, die demselben nutzen oder schaden können; und es ist immer gefährlich, sogar die Angelegenheiten der Religion Männern anzuvertrauen, die nicht genugsam über den Antheil unterrichtet sind, den

der Staat daran nehmen kann; oder aber, die solchen sich nicht angelegen seyn lassen.

Der heilige Franz von Sales war um so mehr verpflichtet, in diese Erwägungen sich einzulassen, als er es mit einem Volke zu thun hatte, das erst seit Kurzem unter den Gehorsam seines Landesherrn zurückgekehrt war, eine von der seinigen verschiedene Religion bekannte, und sogar große Verbindungen mit seinen Feinden unterhielt; es bedurfte vieler Vorsicht und Klugheit, bei der Wiedereinführung der früheren Religion, das Ansehen des Fürsten nicht auf das Spiel zu setzen, und die öffentliche Ruhe nicht zu stören.

Auch faßte der Herzog von Savoyen neues Vertrauen zu ihm; und begnügte sich nicht mit den allgemeinen Winken, die er ihm so eben gegeben hatte; sondern er verlangte von ihm, er möchte ihm ins Besondere Alles angeben, was zur Förderung und Vollendung des großen Werkes beitragen könne, das er angefangen habe. Dies that denn auch der eben so weise als heilige Priester; und der Herzog war mit seinen Aeußerungen so wohl zufrieden, daß er ihn ersuchte, solche schriftlich aufzusetzen und sie dem Staatsrathe vorzulegen, den er am folgenden Tage versammeln würde, damit solche in seiner Gegenwart darin geprüft würden.

Als nun Franz von Sales in den Staatsrath eingetreten war, wohin man auch den Erzbischof von Bary, päpstlichen Nuntius, eingeladen hatte, trug er ungefähr das Nämliche vor, was er dem Herzog von Savoyen ins besondere gesagt hatte, und über-

reichte dann den Aufsatz, den er auf dessen Geheiß verfaßt hatte. Der wesentliche Inhalt desselben war: *)

Es sollten die calvinischen Wortsdiener, zumal der von Thonon, dessen Gemüthsart heftiger und aufrührischer denn die der übrigen sei, verpflichtet werden, die Staaten des Herzogs zu räumen; nicht der Religion wegen, noch auch blos darum, weil sie die Bekehrung des Volkes verhinderten; sondern weil sie dasselbe zum Ungehorsam aufhetzten, und geheime Verbindungen mit den Feinden des Staates unterhielten. So lange sie im Chablais und in den Landvogteien blieben, die zu seiner Mission gehörten, könne

*) Manche dieser Vorschläge, von welchen späterhin abermal die Rede seyn wird, dürften auf den ersten Anblick allerdings etwas strenge scheinen. Indessen dürfen wir dabei nicht vergessen, daß gerade damals die calvinische Häresie noch in ihrem Entstehen war, und sogar gerade zur nämlichen Zeit in Frankreich und in den angränzenden Ländern die furchtbarsten Rebellionen, Bürgerkriege und Verheerungen anrichtete; die Niederlande von dem Gehorsam des Königs von Spanien losriß, die königliche Macht in Schottland vernichtete; u. s. w. u. s. w. Dazu kommt auch noch, daß die meisten dieser Neureformirten früher katholisch gewesen waren; ja es lebte noch Beza, der Gefährte Calvins, von dem bald die Rede seyn wird. Man wollte also die Bewohner des Bisthums nicht sowohl verhalten, eine neue Religion anzunehmen, als vielmehr zu der Religion zurückzukehren, in welcher die Meisten aus ihnen selbst, oder doch gewiß ihre Aeltern waren getauft worden; und die sie als die wahre erkannt hatten.

man nie etwas Ständiges ausrichten; nach großen Mühen, die man daran gewendet, Diejenigen zu unterrichten, die gutgesinnt schienen, zerstöre ein schlechter Grund oder eine Drohung eines Wortsdieners Alles, und verflechte sie mit mehr Starrsinn in ihren ersten Irrthum als je zuvor. Nachdem man ihnen seit länger als zwei Jahren, im Namen ihres Landesfürsten, die Wege der Conferenz und der Sanftmuth angeboten, die sie fortwährend mit unüberwindlicher Hartnäckigkeit abgeschlagen, hätten sie kein Recht über diese Strenge zu klagen, die sie selbst nothwendig gemacht hätten; ein katholischer Fürst sei verpflichtet, für das Seelenheil seiner Unterthanen zu sorgen, und er dürfe es sich nicht erlassen, Diejenigen unter ihnen zu entfernen, die nur dahin arbeiteten, sie zu verderben, und für eine ganze Ewigkeit unglückselig zu machen.

Aus dem nämlichen Grunde müsse man eine genaue Aufsuchung der häretischen Bücher anordnen, und die Lesung derselben gänzlich verbieten; weil sie ungefähr die nämlichen Wirkungen wie die Predigten der Wortsdiener hervorbrächten, und das Volk im Irrthum und im Ungehorsam unterhielten; wären dann diese Bücher abgeschafft und verbannt, so müsse man statt derselben andere einführen, die geeignet wären, das Volk in der katholischen Wahrheit zu unterrichten, und zu guten Sitten und zur Tugend zu bilden. Je getreuer ein Volk gegen Gott sei, um so pünctlicher auch sei dasselbe, seinem Fürsten zu erweisen was es ihm schuldig sei; immer habe man

bemerkt, die tugendhaftesten Menschen seien zugleich auch die besten Bürger und Unterthanen. Uebrigens würde die Verbreitung dieser Bücher leicht und wohlfeil seyn, wenn es dem Herzog gefällig wäre, einem katholischen Buchdrucker eine Niederlassung zu Annecy zu gestatten und ihm einige besondere Privilegien und Vorzüge zu verleihen, die in seiner Handthierung ihn unterstützten.

Aus eben demselben Grunde sollte man Aemter, Ehrenstellen und Würden nur den Katholiken verleihen; weil die Calviner derselben sich nur bedienten, den Irrthum zu unterstützen und die Fortschritte des Glaubens zu verhindern; sie machten sich eine Pflicht daraus, ihre Partei zu vertheidigen; sie erweckten heimlich den Katholiken und Denjenigen, die es zu werden verlangten, schlimme Händel und Verdrießlichkeiten, schwache Gemüther zu erschüttern und abzuschrecken; und die Erfahrung zeige nur zu sehr, daß sie die gegenwärtigen Uebel mehr zu Herzen nähmen als die Uebel der Ewigkeit; da sie also ihr Ansehen mißbrauchten, sei es billig, daß man solches ihnen entzöge.

Wäre nun, was den Irrthum begünstigen könne, entfernt, dann müsse man wiederherstellen, was geeignet sei, die Religion und die guten Sitten aufrecht zu erhalten; nämlich die alten Pfarreien und die Seelenhirten. In dieser Absicht dürfe man nur eine genaue Nachsuchung der Erträgnisse jener Pfründen anordnen, welche die Häretiker widerrechtlich an sich gerissen hätten, oder die im ungerechten Besitz Solcher wären, die dieselben ohne Rechtsgrund so wie ohne Cha-

rakter besäßen; die Zurückstellung der Erträgnisse, die sie ungerechter Weise eingezogen, sollte zur Wiedererbauung der niedergerissenen Kirchen bestimmt werden; und die laufenden Einkünfte genügten zum Unterhalt der Seelensorger.

Außer den gewöhnlichen Hirten bedürfe es einiger Jahre hindurch wenigstens acht auserwählter Prediger, die an keinen besondern Ort gebunden seyn, sondern in der ganzen Provinz umhergehen und predigen sollten. Der Unterhalt derselben würde dem Staate nicht zur Last fallen; da man solche aus dem Fond nehmen könne, der bestimmt sei, die Jahrgehalte der calvinischen Wortsdiener zu bezahlen.

Da die Stadt Thonon die Hauptstadt der Provinz sei, und in derselben bereits eine sehr große Anzahl Katholiken sich befinde, ohne Diejenigen mitzurechnen, deren Bekehrung zu hoffen stehe, glaube er nicht, daß man es sich erlassen dürfe, den Katholiken die Kirche zum heiligen Hyppolitus zurück zu stellen; und daselbst den Gottesdienst und die heilige Messe ungesäumt wieder einzuführen.

Zum Schlusse fügte er noch bei: da nichts so sehr zur Erhaltung der Religion und der guten Sitten beitragen könne als die gute Erziehung der Jugend, halte er es für umumgänglich nothwendig, zu Thonon ein Collegium der Jesuiten zu stiften; dies wäre eine Art Schanze gegen die Unternehmungen der Genfer und ein immerwährendes Mittel gegen die Häresie; die zu tiefe Wurzeln gefaßt habe, als daß die Rückkehr derselben nicht zu besorgen wäre.

Dies Collegium würde eine Art Pflanzschule seyn, wo von Zeit zu Zeit gebildete und wohl unterrichtete Leute ausgehen würden, die im Stande wären, ihre Brüder im Glauben zu bekräftigen; er kenne Niemand, der geeigneter wäre, den Häretikern entgegen zu stehen als diese Ordensmänner, die gewohnt wären, sie zu widerlegen; und deren wohlgeordneter und tadelloser Wandel vor den Verleumdungen sie schützen würde, mit welchen jene gewohnt wären Diejenigen zu beflecken, die ihren Irrsalen sich widersetzten. Würde dieser Plan genehm befunden, so würde es keine sonderliche Mühe kosten, die Mittel zur Ausführung zu finden.

Als der Heilige diesen Aufsatz abgelesen hatte, begnügte der päpstliche Nuntius sich nicht damit, denselben gut zu heißen; sondern er verhieß auch im Namen Seiner Heiligkeit Alles, was von seiner Autorität abhinge, die schnelle Ausführung desselben zu fördern. Mehrere Staatsräthe indessen billigten zwar wohl im Allgemeinen den Inhalt der Denkschrift; doch waren sie der Meinung, man sollte nichts übereilen, und die Ausführung, wenigstens eines Theiles der Artikel, auf eine andere Zeit verschieben. Ihre Meinung zu unterstützen, sagten sie: es verhalte sich mit dem politischen Körper, ungefähr wie mit dem menschlichen Leibe; eine zerstörte Gesundheit lasse sich nicht plötzlich und auf Einmal wiederherstellen; man müsse den Heilmitteln die nothwendige Zeit lassen, zu wirken; man dürfe den Magen nicht damit überladen; Vieles müsse man der Natur und der Zeit anheim-

stellen; je es gebe sogar Zeiten und Umstände, wo es nicht rathsam sei, irgend Arzenei anzuwenden; wäre man mit der Heilung voreilig, so zerstöre man oft die Gesundheit; man könne bei den Gränzprovinzen nicht eben so zu Werke gehen, wie bei den Provinzen, die mitten im Staate lägen und fern von feindlicher Hilfe wären; Genf und die Schweizer, als Nachbarn vom Chablais, würden nicht ruhig ansehen was man sich vornehme auszuführen; das Geringste was sich ergeben könne, sei, daß ein Theil der Unterthanen Seiner Königlichen Hoheit ausreißen, ins Ausland sich begeben, und dadurch die Provinzen vollends veröden und dem Staate unnütz machen würde; ehe man die Dinge mit solchem Ernst angriffe, müsse man wenigstens abwarten, bis der Streit mit Frankreich über das Marquisat Saluzzo geschlichtet wäre.

Der sanftmüthige Heilige, der wohl vorgesehen hatte, daß sein Entwurf nicht ohne Widerspruch würde aufgenommen werden, begehrte von dem Herzog die Erlaubniß, auf diese Einwendungen zu antworten und seinen Vortrag zu rechtfertigen. Als er nun solche erhalten hatte, stellte er mit seiner gewöhnlichen Sanftmuth vor: wenn es Uebel gebe, die man nicht reizen dürfe, so gebe es hinwieder auch andere, deren man nicht schonen dürfe; wolle man der Natur allzu viel überlassen, so unterliege sie nicht selten unter der Heftigkeit des Uebels; es ergebe sich sehr oft, daß die Zeit, statt das Uebel zu heilen, nur dahin wirke, dasselbe unheilbar zu

machen. Um aber von diesen allgemeinen Grundsätzen zu Jenem überzugehen, was Chablais und die drei Landvogteien betreffe, könne man nicht sagen, daß man irgend etwas voreilig gethan, oder nicht der Zeit und der Umstände genau wahrgenommen habe, die zu den vorgeschlagenen Heilmitteln geeignet wäre; er sei nun seit länger als zwei Jahren auf ausdrücklichen Befehl des Fürsten im Chablais; es gebe kein Mittel der Sanftmuth und des friedlichen Vergleiches, das man nicht vorgeschlagen, und das nicht mit unüberwindlichem Starrsinne wäre verworfen worden; nie und nimmer werde er dahin rathen, daß man Gewaltthätigkeit anwende; aber man irre ganz gewiß, wenn man glaube, die katholische Religion im Chablais wiederherzustellen, ohne andere Mittel als solche anzuwenden, die man bisher versucht habe. Genf und die Schweizer würden sich mehr als Einmal besinnen, ehe sie es bis zu einem öffentlichen Bruche mit dem Herzog ankommen ließen; und ließen sie es auch darauf ankommen, so habe man nicht Ursache, sie zu fürchten. Sie hätten so wenig ein Recht, in die Art und Weise sich zu mengen, wie er seine Völker regiere, als der Herzog, in das sich zu mischen, was in ihren Staaten vorgehe; und gleichwie sie es übel nehmen würden, wenn er bei ihnen einen so wichtigen Gegenstand, wie die Religion, ordnen wollte, also könnten auch sie nicht Anspruch darauf machen, daß man in einem ähnlichen Falle sich bei ihnen anfragte; sie könnten wohl sich beklagen, Fürbitte einlegen, unterhandeln,

ja sogar drohen; es sei aber kein Anschein da, daß sie es weiter treiben würden. Es könne sich allerdings ergeben, daß die verstocktesten, die aufrührischesten Calviner das Land verließen; doch würde dadurch der Staat mehr gewinnen als verlieren; und selbst diese Leute, wenn sie die Härte und die Eifersucht der Ausländer erst aus bitterer Erfahrung kännten und Alles ausgestanden hätten, was mit einer, ob auch freiwilligen Verbannung, Hartes und Verdrießliches verknüpft ist, würden dann sehr froh seyn, in ihr Vaterland unter Bedingungen zurückzukehren, die es ihrem Landesherrn gefällig wäre, ihnen vorzuschreiben.

Und hierauf wendete er sich an die Staatsräthe, die nicht der Meinung waren, daß man seine Denkschrift in allen Puncten ausführen sollte, und fragte sie, welche Zeit je geeigneter zur Ausführung seyn könne, als die gegenwärtige? Sie lebten nun in tiefem Frieden, unter einem mächtigen, hoch geachteten, von seinen Nachbarn gefürchteten Fürsten, der sogar jene Völker als Ueberwinder bezwungen habe, vor deren Vereinigung man ihm nun bange machen wolle; unter einem Fürsten, der von seinen Unterthanen verehrt und geliebt werde, und der im Stande sei, Alles zu unternehmen, was er seinen Völkern für nützlich halte; er selbst wisse besser als jeder Andere, ob die Angelegenheit wegen Saluzzo den Dingen ein Hinderniß lege, die man im Chablais vorzunehmen gedenke; aber die Welt wisse auch, daß der König von Frankreich seine Einwilli-

gung gegeben habe, daß diese Angelegenheit der Entscheidung des heiligen Vaters anheim gestellt werde; und daß es von dem Herzog abhänge, solche auf dem Wege der Sanftmuth zu beendigen.

Als nun der heilige Priester zu Ende war, stand der Herzog auf, und bewilligte ihm auf der Stelle Alles, was er verlangt hatte, mit Ausnahme zweier Artikel; verhieß ihm aber zugleich, daß die Ausführung derselben nicht auf lange werde verschoben bleiben. Ins besondere erlaubte er ihm, Besitz von der Kirche zum heiligen Hippolytus zu nehmen, den Gottesdienst und die heilige Messe darin zu feiern, und verhieß ihm Schreiben an die Stadtobrigkeiten, die seinen Willen ihnen kund geben sollten, und eben so an den Statthalter der Provinz Chablais, damit er die Ausführung seiner Befehle nachdrücklich unterstütze; und empfahl ihm, so bald er an Ort und Stelle zurück seyn würde, ihm oftmals Bericht über Alles zu geben.

Der Heilige hatte dann noch mehrere Unterredungen mit dem päpstlichen Nuntius. Er besprach sich mit ihm über den Auftrag, den er von Seiner Heiligkeit hinsichtlich Theodors von Beza erhalten habe; und über die Ursachen, die ihn bewogen hätten, die Ausführung desselben bis zu seiner Rückkehr zu verschieben. Der Nuntius billigte sein Benehmen, verhieß ihm die Billigung Seiner Heiligkeit, versicherte ihn auch der besondern Hochachtung des heiligen Vaters gegen ihn, und des Vertrauens, das er auf ihn gesetzt habe; und versprach ihm end=

lich, sowohl den Papst als den Herzog von Savoyen, wegen der Ausführung jener Dinge zu drängen, die man ihm verheißen habe. „Sie werden dessen bedürfen, fügte er bei; der Fürst hat die besten Absichten; aber er ist von Räthen umgeben, die entweder furchtsam sind, oder von den Häretikern gewonnen wurden; Alles flößt ihnen Angst ein; und sie lassen nichts unversucht, von seinen guten Absichten ihn abzubringen. Indessen hat er Ihnen sein Wort gegeben; und ich werde Alles anwenden, um ihn zu bewegen, daß er Ihnen dasselbe halte.“

Der apostolische Mann bereitete sich nun zu seiner Rückreise, und hatte seine letzte Audienz bei dem Herzog. Dieser Fürst gab ihm die verheißenen Schreiben, und fügte noch ein anderes bei, damit man von seinen Gütern die Gelder anwiese, die sowohl für den Unterhalt der Missionaire als auch für seinen Eigenen nothwendig wären. Er erwartete, der Heilige würde um eine besondere Gnade für sich selbst ansprechen, oder ihn wenigstens um die Rückzahlung seiner Vorschüsse bitten; da er aber sah, daß er hierüber kein Wort verlor, that er selbst ihm diesen Antrag und zwar mit einem Wohlwollen, das mancher Andere gewiß zu seinem Vortheile benützt hätte.

Der Heilige nahm davon Veranlassung, nicht für sein eigenes, wohl aber für das Interesse des Capitels von Genf zu sprechen, an dessen Spitze er sich als Propst befand. Er stellte also dem Herzog die äußersten Bedürfnisse dieser ehrwürdigen

Versammlung vor, seit die Genfer ihre Güter widerrechtlich an sich gerissen; und das Unvermögen, worin sie sich befände, den Gottesdienst mit dem Anstande zu feiern, wie es in der ersten Kirche eines Bisthums sich geziemt; die Päpste Pius IV. und Gregorius XIII. hätten hierauf Rücksicht genommen, und sie von der Entrichtung des Zehnten in was immer für Fällen frei gesprochen; seine Verwalter aber forderten solchen dessen ungeachtet ein; er bitte ihn ehrfurchtsvoll, das Capitel dieser Immunität genießen zu lassen, und ihm den Besitz jener Güter zurückzustellen, die ihm wären entrissen worden, und die in seinen Staaten sich befänden; namentlich das Priorat von Armoy, auf welches sie die unbestreitbarsten Rechtsansprüche hätten.

Von seiner Uneigennützigkeit gerührt, bewilligte der Herzog ihm auf der Stelle, um was er ihn ersucht hatte; ließ ihm die Patente darüber ausfertigen, und versicherte ihm aufs neue, er werde nächstens kommen und seine guten Absichten in eigener Person fördern; ja er erklärte ihm, er habe nur bis zu dieser Zeit die beiden Artikel seiner Denkschrift verschoben, welche die Wortsdiener und die calvinischen Obrigkeiten beträfen; und hierauf entließ er ihn mit Zeichen der ausgezeichnetesten Huld und Verehrung.

Unterdessen wüthete der Winter fort und ließ nicht von seiner Strenge nach. Die Alpen, von neuen Schneemassen bedeckt, die seit seiner Ankunft zu Turin gefallen waren, schienen seiner Rückkehr sich zu widersetzen. Der Herzog von Savoyen, der Nuntius

des Papstes und alle Freunde, die er bei Hofe sich erworben hatte, waren der Meinung, er sollte eine bequemere Jahreszeit abwarten; der heilige Missionair jedoch, der nicht gewohnt war, seiner zu schonen, sobald es der Ehre Gottes galt; und der überdies überzeugt war, seine Gegenwart sei zu Thonon nothwendig, ließ durch keine Rücksicht sich zurückhalten. Alle Vorsicht, die er traf, bestand darin, daß er über den kleinen St. Bernard reiste; wo er in der That den Weg etwas minder beschwerlich fand. Bei seiner Ankunft zu Thonon besuchte er alle Katholiken und fand zu seiner großen Freude, daß ihr Eifer während seiner Abwesenheit nicht abgenommen hatte. Er empfahl ihrem Gebet die Wiederherstellung der katholischen Religion zu Thonon und in der ganzen Landschaft Chablais; auch zeigte er ihnen den Befehl des Herzogs, und brachte selbst mehrere Tage im Gebet und strengen Fasten zu, Gott anzuflehen, daß die Wiederherstellung friedlich vor sich gehen möge, und daß Er es sich wohlgefallen lasse, die schweren Drangsale abzuwenden, welche der Herzog von Savoyen sich nothgedrungen sähe zu verhängen, wenn man der Ausführung seiner Anordnungen sich widersetzte.

Weihnachten nahte heran; und da sowohl der heilige Franz von Sales selbst, als alle Katholiken sehnlichst wünschten, die Kirche zum heiligen Hyppolitus, in deren Besitz er die Erlaubniß hatte, sich zu setzen, möchte ausgebessert werden, damit an dem hohen Feste die heilige Messe darin gefeiert werden

könne, beeilte er sich, dem Statthalter der Landschaft Chablais und den bevollmächtigten Stadtvögten die Schreiben zu übergeben, die der Herzog desfalls an sie erlassen hatte. Der Statthalter versicherte ihn seines ganzen Schutzes, dessen er in dieser Sache benöthiget sei; und bat ihn, ihm genau anzuzeigen, was zu Thonon vorgehen würde.

Doch die Stadtvögte hatten nicht sobald die Zuschriften empfangen, kraft welcher ihnen befohlen ward, den Katholiken die St. Hyppolit-Kirche zurück zu stellen, und den Gottesdienst nicht zu stören, der darin auf seinen Befehl sollte abgehalten werden, als sie selbst Aufruhr erweckten. Gleich hierauf wurden die Stadtthore gesperrt, damit der Statthalter und die Katholiken vom Lande, denen in der Stadt nicht zu Hilfe kommen könnten; hierauf griffen die Calviner eilig zu den Waffen; ein Theil aus ihnen umzingelte die St. Hyppolit-Kirche; der andere aber lief durch die Stadt und drohte unter lautem Geschrei, alle Katholiken niederzumachen und Franz von Sales mitten in der Stadt lebendig zu verbrennen. Die Katholiken, aufgeschreckt über ihre eigene, und mehr noch über die Lebensgefahr ihres Hirten, griffen nun gegenseitig zu den Waffen, und da sie kein anderes Oberhaupt als ihn, und in seiner Person den Herzog, ihren Landesherrn, erkannten, dessen Befehle er ausführte, drohten sie hinwieder, ihr Leben theuer zu verkaufen, und sagten: das Haupt der Stadtvögte selbst werde ihnen das Haupt ihres geistlichen Vaters verbürgen. Sie waren in ziemlich

großer Anzahl und so gut bewaffnet, daß sie Respect einflößten; das Ansehen des Fürsten, das auf ihrer Seite war, erhöhte ihren Muth; und die Verzweiflung, zu welcher die Calviner sie brachten, und die ihnen nichts mehr zu hoffen übrig ließ, gab Ursache, Alles von ihrer Rache zu fürchten. Es schien sogar, als habe ein Krieger von Ansehen ihnen unter der Hand Befehle gegeben; denn sie bemächtigren sich mit großer Ordnung der vortheilhaftesten Posten, wo eine kleine Anzahl einer weit größern die Spitze bieten konnte. Die Sicherheit ihres geistlichen Hirten war eine ihrer ersten Sorgen; sie umgaben sein Haus; und was immer er sagen mochte, ihnen zu bedeuten, er sei nicht gesonnen, der Gewalt Gewalt entgegen zu setzen, und es könne ihm keine größere Glückseligkeit widerfahren, als für eine so gerechte Sache zu sterben, wie Diejenige die er verfechte; es stand nicht in seiner Macht, sie von dort zu vertreiben.

Unterdessen nahte sich die Nacht heran; und da die Calviner, welche die Kirche zum heiligen Hyppolitus umzingelt gehalten, sich entfernt hatten, einiger Ruhe zu genießen, bemächtigten sich die Katholiken derselben nun ihrerseits; und die Arbeiter, die der heilige Franz von Sales in Bereitschaft hatte, fingen ohne Zeitverlust an, solche auszubessern. Die Calviner hatten aber dies kaum erfahren, als sie abermal zu den Waffen griffen; und schon waren beide Parteien, nachdem sie einander lange bedroht hatten, im Begriff, Feuer auf einander zu geben, als der friedfertige Heili-

ge, dessen äußerste Sanftmuth nicht die geringste Gewaltthätigkeit dulden konnte, mit größter Lebensgefahr zwischen beide Parteien sich warf. Seine Gegenwart hielt die Katholiken in Schranken und dämpfte die Wuth der Feinde für den Augenblick. Er verlangte nach den Stadtvögten, und sprach zu ihnen mit starker Stimme; so daß Jedermann ihn verstehen konnte. Er stellte ihnen sehr nachdrücklich vor: wenn er aus eigener Gewalt es unternehmen wollte, die St. Hyppolit-Kirche den Katholiken zurückzustellen, so hätten sie allerdings einiges Recht, sich zu widersetzen; aber selbst dies müßte in gerichtlicher Form geschehen, und nicht mit den Waffen in der Hand; die es nur erlaubt sei, mit Genehmigung des Landesfürsten, und für seinen Dienst, nicht aber gegen seine Absichten zu ergreifen. Sie selbst wüßten es besser als jeder Andere, daß er nichts thue, außer auf Befehl des Landesfürsten; er selbst habe diese Befehle ihnen eigenhändig überreicht; sie hingegen hätten dieselben nicht nur nicht vollzogen, wie ihr Amt es erfordere, sondern man sähe sogar, daß auf ihren Befehl oder doch wenigstens mit ihrer Einwilligung, die Bürger sich wider einander bewaffnet hätten; daß eine förmliche Empörung sich gebildet habe; und die Befehle des Fürsten mit Füßen getreten würden. Man sei schon zu weit gegangen; und triebe man die Empörung noch weiter, so könne ein solches Vergehen nur durch den gänzlichen Untergang ihrer Stadt gebüßt werden. Er habe nicht im Sinne, ihr Ankläger zu

seyn; da er aber mit den Befehlen des Fürsten beauftragt sei, könne er nicht umhin, ihm zu wissen zu thun, auf welche Weise man solche vollzogen habe. Die Absicht des Fürsten sei keineswegs, ihnen die Gewissensfreiheit zu benehmen, die ihnen wäre zugestanden worden; allein es sei billig, daß, nachdem sie so viele andere Orte hätten, sich zu versammeln, die Katholiken, die in großer Anzahl wären, wenigstens Einen Ort hätten, ihren Religionsübungen abzuwarten. Man nehme ihnen nichts von dem Ihrigen; die Kirche, von welcher die Rede sei, habe den Katholiken viele Jahrhunderte hindurch angehört, und sie kehrten nur zu einem Gute zurück, das man ihnen gewaltthätig entrissen; und worüber sie selbst gewiß sich beklagen würden, wenn man Aehnliches gegen sie verübte. Es sei unerhört, daß ein Landesherr in seinen eigenen Staaten, jenen seiner Unterthanen, welche sich zu seiner Religion bekennen, nicht eine Stätte sollte geben dürfen, wo sie sich zum Gebet versammeln könnten; er beschwöre sie also bei der Liebe, die sie ihrem eigenen Vaterlande schuldig wären; und bei der Sorge, die sie für ihre eigene Erhaltung tragen sollten, die Augen zu der Gefahr zu öffnen, welcher sie sich aussetzten, wenn sie länger fortführen, gegen den Fürsten sich ungehorsam zu erzeigen. Er erbiete sich, ihr Vermittler bei ihm zu seyn, wenn sie zu ihrer Pflicht zurückkehren wollten; dagegen aber hätten sie Alles von seiner Gerechtigkeit zu fürchten, wenn sie fortführen, der Vollziehung seines Willens sich zu widersetzen.

Diese Anrede wurde von Seite der Katholiken mit großem Beifall aufgenommen; von Seite der Calviner dagegen antwortete man darauf nur durch Schimpfreden; und allenthalben hörte man verworrene Stimmen, die ihn einen Papisten, einen Götzendiener, einen Zauberer, einen Störer der öffentlichen Ruhe, einen erklärten Feind des Vaterlandes nannten; und schon war man in Begriff, aufs Aeußerste zu kommen, als Diejenigen aus dem Rathe, die etwas minder heftig waren, es für rathsam erachteten, einen Vergleich vorzuschlagen. Diese Eröffnung that der Wuth des Volkes Einhalt; sie traten in der Wohnung des Heiligen zusammen, die in der Nähe war. Dort thaten sie ihm allerlei Vorschläge; da aber alle dahin zielten, die Vollziehung der Befehle des Fürsten so lange aufzuschieben, bis sie ihm Vorstellungen gemacht, und seine Antworten erhalten hätten, verwarf der Heilige sie mit einer Festigkeit, über die sie erstaunten. Er dagegen verlangte, man söllte vorläufig den Willen des Souverains vollziehen; und fügte bei, wenn sie eine günstige Antwort erhielten, werde man nicht zu den Waffen zu greifen nöthig haben, um ihn zum Gehorsam zu bewegen. In Verzweiflung darüber, daß sie nichts erwirken konnten, drohten sie ihm, durch irgend einen Calviner ihn meucheln zu lassen, der sich anstellen werde, als wollte er den katholischen Glauben annehmen; aber der Gottesmann antwortete ihnen mit einer Festigkeit, die sie vollends zu Boden schlug: sie hätten bereits erkennen können, daß er den Tod

nicht fürchte; und das ganze Leid, das er empfinden würde, wenn er für eine so gute Sache sterbe, wäre über die schreckliche Rache, die über sie ergehen würde; denn keiner aus ihnen würde der Rache entkommen; dies möchten sie wohl bedenken, und statt auf ihrem Starrsinn zu beharren, vielmehr trachten, das Volk zu seiner Pflicht zurückzuführen. Die Räthe bestanden noch einige Zeit auf ihrer Forderung; da sie aber sahen, daß sie nichts ausrichteten, gingen sie endlich fort und sagten ihm: sie verwahrten sich feierlich, da sie für nichts gut stehen könnten, was da geschehen würde, wenn er so eigensinnig wäre, weiter zu gehen.

Da sie jedoch über die unglückseligen Folgen nachdachten, die dieser Handel nach sich ziehen konnte, sagten sie dem Volke, man wäre überein gekommen, von beiden Seiten an den Fürsten zu schreiben; sie zweifelten auch keineswegs, der Landesherr werde, wenn er besser unterrichtet seyn werde, ihnen Gerechtigkeit erweisen; um ihm jedoch die schuldige Ehrerbietung zu erzeigen, die man seinen Befehlen schuldig sei, habe man beschlossen, solche zu vollziehen; doch ohne Nachtheil ihres Widerstandes. Also setzte sich der heilige Franz von Sales in den Besitz der Kirche zum heiligen Hyppolitus; ließ dieselbe mit unglaublichem Fleiße und in größter Eile ausbessern und verzieren; so daß bis zum hohen Weihnachtsfeste Alles bereit war.

Als nun in der Nacht dieses Festes die Katholiken nicht nur der Stadt, sondern auch der benachbar-

ten Flecken herbei geeilt waren, feierte er in ihrer Gegenwart die heiligen Geheimnisse, welche beinahe ein Jahrhundert daraus verbannt gewesen waren; acht hundert Personen empfingen die heilige Communion aus seiner Hand. Er predigte mit seinem gewöhnlichen feurigen Eifer; und man brachte die ganze Nacht damit zu, Gott zu loben; der, nachdem Er den Begierden ihres Herzens sie so lange überlassen, sie endlich in sein wunderbares Licht berufen hatte. An den folgenden Festtagen setzte er die nämlichen Andachtsübungen fort, und der Himmel ergoß einen so reichlichen Segen über seine Arbeiten, daß die Inwohner dreier Flecken in Körperschaften kamen, der Häresie öffentlich abzuschwören.

Es läßt sich kaum begreifen, wie ein einziger Mann zu so vielen mühsamen Arbeiten hinreichen konnte. In dem Maße als die Katholiken sich vermehrten, vermehrte er auch seine Conferenzen und seine Unterweisungen. Er nahm jeden Menschen ohne Unterschied auf, sowohl öffentlich als im Besondern, ohne vor den Drohungen der Häretiker sich zu fürchten, welche selbst über seinen Muth und seine Festigkeit erstaunten. Er wohnte den Leichenbegängnissen bei, kam den Kranken zu Hilfe, ging selbst in arme Dörfer und in die Strohhütten, verlassene Personen heimzusuchen; nichts entging seiner Sorgfalt; seine Nächstenliebe erstreckte sich überall hin; man sah ihn eben so oft Menschen aus dem niedrigsten Stande als Personen aus den höchsten Ständen dienen; Allen ward er Alles; und da er nur Gott in allen Dingen

sah, und wußte, daß alle Seelen Ihm gleich theuer sind, trug er so große Sorge für den Armen als für den Reichen, und bemaß seine Nächstenliebe nach den Bedürfnissen, und nicht nach dem Stande der Personen.

Hatte er nun den Tag unter so mühsamen Verrichtungen zugebracht, dann war die Nacht für ihn keine Zeit der Ruhe; er verwendete einen Theil derselben, die Kranken mit den heiligen Sacramenten zu versehen. Er fürchtete, die Calviner möchten bei Tage denselben unehrerbietig begegnen, und ihn dadurch nöthigen, sie bei dem Herzog zu verklagen; der ausdrücklich verboten hatte, die Katholiken in der Ausübung ihrer Religion zu stören. Dies aber wollte er vermeiden; da er besorgte, diese Klagen, die er zu thun genöthiget wäre, möchten nachtheilig auf die katholische Kirche zurückwirken, und den Fortgang des Glaubens verhindern. Also war er immer voll liebreicher Rücksichten für Leute, die so fern waren, seiner zu schonen, daß sie nicht einmal ihrer selbst schonten. Hatte er dann, und zwar, wie es meist geschah, ganz angekleidet, einige Ruhe genommen, dann brachte er den noch übrigen Theil der Nacht im Gebet, oder damit zu, zu dem Unterricht sich vorzubereiten, den er am folgenden Tage ertheilen sollte. Seine rüstige Natur widerstand zwar damals dem Druck einer Arbeit, welchem jeder Andere unterlegen wäre; gewiß ist es jedoch, daß diese Last sein Leben um viele Jahre abkürzte; und das höhere Alter, zu welchem er nicht gelangte, fühlt

immer die Folgen angestrengter Arbeiten der Jugend. Oft ermahnten ihn seine Freunde, seiner zu schonen; er aber antwortete ihnen: „Es ist nicht nothwendig, daß ich lebe; nothwendig aber ist es, daß der Kirche gedient werde."

Indessen hielten dennoch die Beschäftigungen, von welchen so eben die Rede war, ihn nicht ab, dem Herzog von Savoyen Alles zu berichten was zu Thonon vorgegangen war. Auch schrieb er zu gleicher Zeit dem Nuntius darüber; und ersuchte ihn, ihm eine günstige Antwort zu erwirken. Es war jedoch keineswegs nothwendig, den Herzog zur Unterstützung des apostolischen Mannes bei einer Gelegenheit aufzufordern, wo man sein Ansehen so sichtbar verachtet hatte. Das erste Merkmahl seiner Entrüstung wider die Stadt Thonon war, daß er den Stadvögten keine Antwort ertheilte; da hingegen die Antwort an den heiligen Priester nicht schöner seyn konnte. Er lobte darin seinen Eifer und seine Klugheit; genehmigte Alles was er gethan hatte, und was er in der Zukunft für die Wiederherstellung der katholischen Religion zu thun befinden würde, und er trug ihm auf, dies Schreiben den Stadtvögten und dem Stadtrathe zu zeigen. Er zeigte ihnen dasselbe; und sie fühlten sich darüber so tief gekränkt, als ob sie nicht Ursache gehabt hätten, sich gefaßt zu halten, daß ihr Betragen würde scharf gerügt werden.

Aber noch weit höher stieg ihr Erstaunen, als sie sahen, daß, — ohne daß man sie davon benachrichtiget hatte, — das Regiment des Grafen Marti=

nengo, Generallieutenants des Herzogs, zu Thonon einrückte; und in Erwartung weiterer Hofbefehle, in der Stadt einquartirt wurde. Der apostolische Priester hielt eben damals Fastenpredigten in verschiedenen Orten der Landschaft Chablais; wo er beschäftiget war, die Maßregeln der Widersacher zu vereiteln, die neuen Katholiken zu stärken, die großen Verfolgungen ausgesetzt waren, und jeden Tag der katholischen Kirche irgend eine neue Eroberung zu gewinnen.

Er war aber kaum nach Thonon zurückgekehrt, als das ganze Officiercorps des Regimentes Martinengo sich zu ihm verfügte. Sie sagten ihm, sie hätten Befehl, nichts ohne sein Vorwissen zu thun, und sogar in den Gelegenheiten selbst nur so zu handeln, wie er es für gut fände. Der Gottesmann jedoch, der, wo es den Verrichtungen seines heiligen Amtes galt, nur in äußersten Nothfällen Gebrauch von zeitlichen Vorzügen machte, benützte ihren ehrerbietigen Vortrag nur dazu, sie zu verpflichten, daß sie sich ruhig verhalten und den Inwohnern von Thonon so wenig als möglich zur Last fallen möchten. Da er sah, daß sie fleißig bei seinen Predigten sich einfanden, änderte er seine Methode ab; und statt die Glaubenswahrheiten zu beweisen und die Irrlehrer zu widerlegen, wie er gewöhnlich zu thun pflegte, erachtete er nun eine Sittenlehre predigen zu müssen, die den alten sowohl als den neuen Katholiken auf gleiche Weise heilsam seyn könne. Er sprach über die Hauptwahrheiten der christlichen Religion; über

jene nämlich, die allen Ständen des Christenthums gemein sind; und behauptete solche mit so großem Nachdruck und zugleich auf so allgemein verständliche Weise, daß alles Volk schaarweise dahin strömte.

Gott segnete seine besondere Absicht an der Bekehrung der Officiere und der Soldaten zu arbeiten; man sah in kurzer Zeit eine Umänderung, ähnlich jener, die man einst bei der Besatzung von Allingues gesehen hatte. Es war beinahe weder ein Officier noch ein Soldat, der nicht eine allgemeine Lebensbeicht ablegte, und die Communion aus seinen Händen empfing. Es geschieht wohl ziemlich oft, daß derlei Besserungen nicht von langer Dauer sind; Gewohnheiten gewinnen allmälig wieder neue Kräfte, weil man nicht Sorgfalt genug anwendet, sie zu bekämpfen; und dann sind auch böse Beispiele und Gelegenheiten im Soldatenstande so häufig, daß es sehr schwer ist, nicht davon hingerissen zu werden. Der apostolische Mann sah diese Unfälle voraus, und gab ihnen hierüber so heilsamen Rath, daß sie ihn baten, diese Belehrungen schriftlich aufzusetzen, damit sie solche von einer Zeit zur andern lesen könnten; dies that er denn auch, und gab ihnen zugleich so christliche und ihrem Stande so angemessene Lebensregeln, daß keiner aus ihnen es unterließ, dieselben zu befolgen.

Da nun Alles im Chablais friedlich ablief, und die katholische Religion daselbst täglich neue Fortschritte machte, beschloß nun der Heilige, den Auf-

trag Seiner Heiligkeit in Beziehung auf Theodor Beza auszuführen.

Diese Aufgabe jedoch war nicht so leicht zu lösen. Beza, der damals siebenzig Jahre alt war, verließ die Stadt Genf nicht mehr; und wurde gleichsam strenge bewacht. Sei es nun, daß die Genfer ihm nicht wohl trauten; oder daß sie eine ungemeine Verehrung für ihn hatten; oder aber daß sie so großes Vergnügen an seiner Unterredung fanden, sein Haus war beinahe immer voll Besucher; und es wäre um so schwieriger geworden, ihn allein anzutreffen, als der Gottesmann es nicht für rathsam hielt, den Besuch ihm anmelden zu lassen, den er die Absicht hatte, ihm zu geben. Dazu kam auch noch, daß der heilige Missionair zu Genf sehr bekannt war, und daß die Vorgänge im Chablais den Genfern ihn so verhaßt gemacht hatten, daß es für ihn sehr gefährlich wurde, dort zu erscheinen. Die Ursache seiner Reise vergrößerte diese Gefahr noch mehr; eine so mißliche Unterhandlung wie die, welche hier sollte abgethan werden, ließ sich nicht in Einem Besuche beendigen; er konnte nicht umhin, mehrmals in diese Stadt zu kommen; und es war menschlicher Weise unmöglich, daß die Genfer nicht zuletzt etwas von seiner Absicht erführen. Unfehlbar aber hätten sie dies als ein Verbrechen angesehen, das die schwerste Strafe verdiente; und nicht schwer war es ihnen auch, ihn auf so geheime Weise aus dem Wege zu räumen, daß kein Mensch jemals erfahren hätte, wo er hingekommen wäre. In einem Volks-

staate wie Genf, wo die Subordination nie so fest gegründet ist als in monarchischen Staaten, fehlt es nie an kecken und unternehmenden Menschen; und Niemand ist es unbewußt, was blinder Eifer, durch den mächtigsten aller Antriebe, nämlich durch die Religion geleitet, zu wagen im Stande ist.

Die wenigen Freunde, welchen der Diener Gottes seine Absicht mittheilte, stellten ihm dies Alles vor; und gaben sich alle Mühe, ihn von diesem Vorhaben abzubringen; er jedoch kannte keine Gefahren, wo es der Ehre Gottes galt. Er beschränkte sich darauf, an den Bischof, an das Capitel und an Alle zu schreiben, die er als Gottesfürchtig und verschwiegen kannte, und sie zu bitten, den glücklichen Ausgang dieser Sache Gott in ihrem Gebet zu empfehlen. Er selbst auch verdoppelte sein Fasten und sein Gebet; und da er wohl wußte, daß die Bekehrung eines erhärteten Sünders nur von dem Vater der Erbarmungen kommen kann, der, wenn es Ihm wohlgefällig ist, sogar aus Steinen Kinder Abrahams erweckt, brachte er mehrere Tage damit zu, Ihn um jenen Geist der Stärke und Weisheit anzuflehen, durch den selbst die schwierigsten Angelegenheiten zu Stande gebracht werden. Voll des Eifers also und des Vertrauens, überließ er Gott die Sorge für sein Leben, das er nun für seinen Dienst aussetzte und reiste mit seinem Segen nach Genf ab.

Glücklicher Weise war bei seinem Eintritt Beza allein zu Hause. Dies war eine kostbare Gelegenheit, die nicht versäumt werden durfte. Nach den

ersten Begrüßungen also nahm der Heilige das Wort und sprach zu Beza: da er er nicht die Ehre habe, ihm persönlich bekannt zu seyn, bitte er ihn, nicht nach den schändlichen Beschreibungen ihn zu beurtheilen, die man ihm habe von ihm entwerfen können; er liebe mehr als jeder Andere Biedersinn und Aufrichtigkeit; er komme nicht in der Absicht, ihn zu überlisten, noch etwa um öffentlich zu verbreiten, was zwischen ihnen beiden würde vorgegangen seyn; wenn es ihm gefällig wäre, ihn nur ein wenig ins Auge zu fassen, und seine Mienen und sein Benehmen zu prüfen, so wäre er sicher, er würde darin nichts als Geradheit und Offenheit finden; Gott habe dem Angesichte den Charakter des Herzens und des Geistes aufgeprägt; und wenn er auch im Sinne hätte Jemand zu täuschen, was er aber nimmermehr fähig wäre zu thun, so würde er dessen sich doch gewiß nicht bei einem Manne von seinen Verdiensten und seinem Rufe unterfangen.

Wirklich hatte der heilige Franz von Sales ein so edles Angesicht, und es leuchtete darauf eine so herzliche Geradheit und Rechtschaffenheit, daß er nicht Gefahr lief, der Lüge geziehen zu werden, wenn er sich auf das Urtheil berief, das man bei seinem Anblick über ihn fällen konnte. Es erlaubten aber die Schilderungen, die man in ganz Genf von ihm entworfen hatte, ihm nicht, auf das Vertrauen Beza's Anspruch zu machen, das ihm doch so nothwendig war, sein Vorhaben auszurichten, ohne früher die bösen Einwirkungen zu zerstören, welche die

üble Nachrede bei ihm konnte hervorgebracht haben. — Aber auch Beza rühmte sich großer Freimüthigkeit; und beinahe immer gewinnen wir Menschen lieb, die gleicher Gemüthsart mit uns sind; denn der sicherste Weg zum Herzen ist Gleichförmigkeit der Gemüther. Dieser Eingang des Heiligen mißfiel also dem Beza keineswegs. Er antwortete ihm sehr höflich: er habe ihn immer als einen Mann von ausgezeichneten Eigenschaften und Verdiensten gekannt, seine Feinde selbst geständen ihm große Fähigkeiten und Wissenschaften zu; und er ins besondere schätze dies, und zwar um so mehr, als es etwas Seltenes sei, bei einem Manne von so jungen Jahren so große Kenntnisse und Einsichten zu finden; nur bedauerte er, daß er so viele Talente auf die Vertheidigung einer so schlimmen Sache verwende, wie die Sache der römischen Kirche sei.

Der Heilige, der keine Zeit zu verlieren hatte, nahm von diesen letzten Worten Anlaß, alsogleich zu Werke zu gehen; und dies that er dadurch, daß er ihn dringend bat, ihm zu sagen, ob er wirklich glaube, daß man in der katholischen Kirche nicht selig werden könne. Diese Frage war eine natürliche Folge dessen, was Beza so eben gesagt hatte; dennoch aber gerieth er darüber in so große Verlegenheit, daß er, nachdem er einige Zeit geschwiegen, den Heiligen um die Erlaubniß bat, einen Augenblick in sein Kabinet zu treten, um ernstlich über die Antwort nachzudenken, die auf diese Frage zu geben wäre. Er blieb etwa eine Viertelstunde darin, ging mit großen

Schritten auf und nieder, und sein Angesicht war voll einer Verwirrung, die ein unzweideutiges Zeugniß von der heftigen Bewegung seines Herzens und von der Unruhe seines Gewissens gab. Diese nämliche Zeit verwendete der Heilige darauf, Gott mit der feurigsten Inbrunst zu bitten, Barmherzigkeit an diesem Manne zu thun, dem Er bereits so viele Gnaden erzeigt hatte; und der durch sein hohes Alter so nahe daran war, seiner Gerechtigkeit in die Hände zu fallen.

Doch es gibt Sünden, von welchen der Mensch beinahe niemals zurück kommt; dies empfanden die Stifter der Häresien und Spaltungen leider nur allzusehr; man sah derselben wenige, die wieder aufrichtig zur Kirche zurückkehrten, wenn sie dieselbe einmal verließen; Beza ist ein Beispiel, das man so vielen andern beizählen kann. Endlich kam er, von den Rügen seines Gewissens ganz verwirrt, heraus, wendete sich an den Gottesmann und sprach: „Sie haben mich gefragt, ob man in der katholischen Kirche selig werden könne? Wir sind allein; Ihnen kann ich meine wahrhaften Gesinnungen sagen: Ja, ich glaube, daß man darin selig werden kann!"

Der Heilige benützte sogleich eine Antwort, die ihm einen so großen Vortheil über Beza gab, und sagte ihm: er glaube also, die katholische Kirche sei die wahre Kirche; denn wäre sie es nicht, so wäre es eben so wenig möglich, das Heil darin zu erlangen, als es zur Zeit der Sündfluth möglich gewesen wäre, gerettet zu werden, ohne in der Arche zu seyn. Da

Beza hierauf nicht antwortete, fuhr er weiter fort in ihn zu dringen, und fragte ihn, da man in der katholischen Kirche selig werden könne: warum er denn dieselbe verlassen habe? warum er ihrer Gemeinschaft entsagt, und so viele Völker aufgefordert und fortgerissen habe, seinem Beispiele nachzufolgen? Nur die Unmöglichkeit, darin selig zu werden, habe zu einer Trennung berechtigen können, die so viele unglückseligen Folgen gehabt habe, und noch fortwährend habe.

Beza antwortete: nicht sie wären die Urheber der Spaltung; man müsse dessen die katholische Kirche beschuldigen, die sie in den Bann gethan, aus ihrem Schooße verworfen und als Häretiker verdammt habe, mit welchen sie keine Gemeinschaft haben wolle.

Der Heilige antwortete ihm: die katholische Kirche habe nur gethan, was sie, durch die Calviner, in die unerläßliche Nothwendigkeit versetzt war, thun zu müssen. In allen geordneten Gesellschaften gebe es einen obersten Richter über alle Streitigkeiten, die darin sich erheben könnten; ob dieselben über die Lehre oder über was immer Anderes entständen. Die Calviner selbst erkännten diese höchste Gewalt an, und setzten dieselbe in die National-Synode, so wie die Katholiken in die allgemeine Kirchenversammlung. Alle einzelnen Menschen, aus welchen die Gesellschaft bestehe, wären verpflichtet, dem Ausspruch des obersten Richters sich zu fügen; habe er einmal gesprochen, dann müsse man sich an seine Entscheidung halten; sonst dauerten die Zänkereien ewig; und es

wäre nicht möglich, den mindesten Streit zu Ende zu bringen. Ergäbe es sich aber dennoch, daß einige starrsinnige Privatpersonen auf ihren ersten Meinungen beharrten, dem Urtheil des höchsten Richters nicht nachgeben wollten, und hierauf von der übrigen Gesellschaft sich trennten, um gesonderte Gesellschaften für sich zu bilden, so könne man dieser Trennung den Körper der Gesellschaft nicht beschuldigen, die nur ihr Recht geübt, und die bestehenden und anerkannten Gesetze befolgt habe; sondern der Fehler sei gänzlich auf der Seite der Privatpersonen, die den Gesetzen des ganzen Körpers der Gesellschaft sich nicht hätten unterwerfen wollen.

Diese allgemeinen Grundsätze, fügte er bei, müsse man auf die Thatsache anwenden, von der nun die Rede sei. Als Calvin und Einige seiner Jünger, die nur Privatpersonen waren, welche im Schooße der katholischen Kirche geboren und erzogen, ihren Gesetzen unterworfen, und verpflichtet waren, ihr Ansehen zu erkennen, sich wider sie erhoben, hätten sie dieselbe beschuldigt, sie habe mehrere grundfalsche Irrthümer gelehrt, und das Wort Gottes verfälscht; nun sei es aber nicht gerecht, daß sie selbst sich zu Richtern des Streites aufgeworfen hätten, wie sie dies wirklich gethan; sondern sie hätten sich an das höchste Richteramt wenden sollen; die Katholiken hätten dies gethan; man habe eine Kirchenversammlung zu Trident gehalten; sie habe gesprochen, geordnet, entschieden; die Katholiken hätten, der festgesetzten Ordnung gemäß, ihren Entscheidun-

gen sich unterworfen; die Calviner hätten das Nämliche thun sollen; dies wäre in der Regel gewesen; die Streitigkeiten wären dann beendiget, und man würde noch jetzt in der nämlichen Gemeinschaft im Frieden leben. Doch sie wären so weit entfernt gewesen, hierin die, von Jesu Christo selbst aufgestellte Regel zu befolgen, welcher der Kirche die Entscheidung über alle Streitigkeiten zuspricht, daß sie selbst zu Richtern in ihrer eigenen Sache sich aufgeworfen hätten; ja sie hätten sogar weit Aergeres gethan; sie hätten die Tempel umgestürzt, die dem Gott geheiliget waren, den sie selbst anbeteten; oder aber sie hätten derselben sich gewaltsam bemächtiget und die alten Priester, die im Besitze derselben waren, verjagt; sie hätten andere erbaut; Altar gegen Altar errichtet; hätten das heilige Amt der Kirche an sich gerissen; und, nachdem sie einen Theil von Europa seinen bestellten und rechtmäßigen Seelenhirten entrissen, hätten sie sich selbst zu Hirten der Völker, ungeachtet des Widerstandes dieser nämlichen Kirche eingesetzt, die er selbst als die wahre erkenne, und von welcher er eingestehe, daß man darin könne selig werden. Mit welchem Anschein von Wahrheit also könne man die katholische Kirche beschuldigen, sie sei die Ursache der Spaltung und habe durch ungerechte und übereilte Bannbullen die Calviner gezwungen aus ihrem Schooße auszutreten?

Als er sah, daß Beza ihn nicht unterbrach, fragte er ihn, wie sie in ihrer Gemeinschaft gegen Privatpersonen vorgehen würden, die sich unterfin-

gen, wider sie zu thun, was die Calviner sich unterfangen hätten, wider die katholische Kirche zu thun?

Beza antwortete: man würde sie nicht verdammen ohne sie anzuhören, wie die katholische Kirche dies in Ansehung der Calviner gethan habe; und wäre man nothgedrungen, ein Verdammungsurtheil auszusprechen, so würde man darin der wahren Glaubensregel folgen; was das Tridentinische Concilium nicht gethan habe.

Der Heilige, der auf diese Antwort sich gefaßt gehalten hatte, erwiederte: es sei, wenn es sich um die Verdammung der Dogmen handle, nicht absolut nothwendig, die Urheber derselben anzuhören; denn sonst könnte ein Buch, das ohne Namen des Verfassers erschiene, niemals verdammt werden, wie gottlos immer dasselbe wäre. Es sei aber in Ansehung der Protestanten etwas mehr geschehen; man habe sie zu der Tridentinischen Kirchenversammlung eingeladen; habe sie lange Zeit erwartet; und es sei nur bei ihnen gestanden, sich dahin zu begeben und daselbst angehört zu werden; man habe ihnen in dieser Hinsicht die allersichersten Geleitsbriefe angeboten, und was immer sie nur für ihre Sicherheit hätten wünschen können; weil sie aber nicht erschienen, habe man an ihrer Statt ihre Werke befragt, die in öffentlichem Drucke erschienen waren, und deren wahrer Sinn deutlich ausgesprochen war; und man habe nicht geglaubt, daß ihre Weigerung zu erscheinen, um solche zu vertheidigen, die Verdammung derselben verhindern dürfe; dies geschehe bei allen geord-

neten Gerichtshöfen; und sie selbst würden bei ähnlicher Gelegenheit genau dasselbe thun.

Beza erwiederte: die Protestanten hätten bei ihrer Weigerung auf dem Concilium zu erscheinen, trifftige Gründe gehabt. Es sei freilich wahr, man habe ihnen Geleitsbriefe angeboten; allein es sei eine weltbekannte Sache, daß bei den Katholiken der Grundsatz bestehe, man sei nicht verpflichtet, den Ketzern Wort zu halten; die Verletzung des Geleitsbriefes, der den Hussiten wäre ertheilt worden, und dessen das Concilium zu Constanz nicht geachtet habe, sei dessen ein so öffentlicher Beweis, daß man denselben auf keine Weise sich läugnen könne.. Nach einem solchen Beispiele könnten Diejenigen, welche von den Katholiken als Ketzer angesehen würden, den Sicherheiten, die man ihnen anböte, nicht mehr trauen; da niemals ein Geleitsbrief ausgedehnter und in besserer Form sei ausgestellt gewesen als der, den Kaiser Sigmund dem Johann Huß bewilligt habe, und das Concilium zu Constanz nichts desto minder solchen in der Person des nämlichen Johann Huß und seines Jüngers Hieronymus von Prag verletzt hätte.

Der Heilige antwortete hierauf: der Vorwurf den man den Katholiken mache, als glaubten sie, man sei nicht verpflichtet, den Häretikern Wort zu halten, sei eine alte, und zwar schon so oft widerlegte Verleumdung, daß er nicht begreife, wie man je wieder auf solche zurückkommen könne. Die Leidenschaft der Feinde der Kirche habe mit zu großer Erbitterung heraus gehoben, was zu Constanz geschehen

wäre; und ihnen nicht einmal gestattet, diese Thatsache mit genugsamer Billigkeit zu untersuchen. Es sei allerdings wahr, der Geleitbrief, den der Kaiser bewilligt, sei verletzt worden; aber Constanz sei damals eine freie Reichsstadt, und ihr Magistrat eine souveraine Obrigkeit gewesen. Nur diese Obrigkeit habe ein gültiges Geleitschreiben für ihre Stadt und den Bezirk derselben ausstellen können; auch habe Johann Huß selbst von diesem Magistrat einen, jedoch bedingten Geleitsbrief bekommen; da er aber die Bedingungen nicht gehalten, die ausdrücklich darin angegeben gewesen, habe auch das Concilium erachtet, es sei nicht verpflichtet, darauf zu achten; und es fehle nicht gegen die öffentliche Treue, wenn es Johann Huß und Hieronymus von Prag verdamme, die dasselbe im Vorhinein als Richter anerkannt, und seinem Ausspruch sich unterworfen hatten. — Da Beza nichts erwiederte, fragte der Heilige, welches die Glaubensregel sei, von welcher er behaupte, das Tridentinische Concilium habe dieselbe nicht befolgt? — Beza antwortete, die heilige Schrift allein sei die wahre Glaubensregel; das Concilium aber habe in mehreren seiner Entscheidungen eine andere Regel befolgt.

Der Heilige wollte sich in keine Erörterung hierüber einlassen, sondern er hielt sich an das Recht und antwortete: da die heilige Schrift mehr als Einen Sinn habe, und sich selbst nicht erklären könne, müßte in der Kirche doch eine höchste Gewalt

seyn, der das Recht zustände, solche zu erklären, und den eigentlichen Sinn derselben zu bestimmen.

Beza erwiederte, diese Gewalt sei nicht nothwendig; jeder Gläubige habe dieselbe; die heilige Schrift sei nicht dunkel; und der heilige Geist erleuchte alle Gläubigen genugsam, das Verständniß derselben zu haben.

Der Heilige, der diese Erwiederung vorgesehen, hatte auch die Antwort bereit. Der Punct war wesentlich; es war um die Regel des Glaubens zu thun; das heißt, um die Grundveste aller Streitigkeiten in Glaubenssachen; worauf, im Fall sie nicht fest stand, Alles von selbst zerfiel, was man baute. Er fragte ihn also, woher es komme, da doch die heilige Schrift so deutlich sei, daß die Protestanten selbst so viele, so verschiedene, ja einander oft geradezu widersprechende Erklärungen derselben gegeben hätten? Warum Luther, der bei ihnen als ein von Gott begeisterter Mann angesehen werde, die Einsetzungsworte des Sacramentes im wirklichen Sinne, Calvin dagegen im bildlichen Sinne verstanden habe, die doch beide einander so sehr entgegengesetzt sind? Welche Beweise er von diesen Einflößungen des heiligen Geistes angeben könne, die allen Gläubigen verliehen seien? welche Wahrscheinlichkeit es gebe, daß er diese Einflößungen eher dem Calvin, als der Kirche gegeben habe, die doch die heilige Schrift die Säule und Grundfeste der Wahrheit nenne? Welche Sicherheit man haben könne, daß diese vorgeblichen Einflößungen vom heiligen Geiste und

nicht vielmehr von dem Geiste des Irrthums seien, welcher, der nämlichen Schrift zufolge, oft in einen Engel des Lichts sich umwandle, die Gläubigen zu verführen? — Ueber alle diese Fragen gerieth Beza in Verlegenheit, da sie eben so viele überzeugende Beweise der Falschheit seiner Behauptungen waren. Da man jedoch in der Hitze des Streites lieber eine schlechte, als gar keine Antwort zu geben pflegt, behauptete er: weil das Verständniß der heiligen Schrift, der Kirche, das heißt, den Gläubigen, aus welchen dieselbe besteht, unumgänglich nothwendig sei, dürfe man nicht zweifeln, daß der heilige Geist, der dieselbe unsichtbar regiere, solche ihnen durch geheime Einflößungen verständlich mache; sintemal dies die Weise sei, wie er die Geister zu erleuchten und die Herzen zu rühren pflege.

Da dies im Grunde die nämliche Antwort geben hieß, fuhr der heilige Mann fort, ihn weiter zu fragen, ob der heilige Geist diese Einflößungen Allen verleihe, welche die heilige Schrift mit dem aufrichtigen Verlangen lesen, solche richtig zu verstehen; oder ob Er sie nur Einigen verleihe? — Verleiht Er sie Allen, fügte er bei, wie kommt es denn, daß die Katholiken solche nicht haben und genöthiget sind, bei der Kirche, als bei der Säule der Wahrheit, sich anzufragen, das wahre Verständniß derselben zu erlangen? — Soll man etwa sagen, mittels dieser Einflößungen erkenne jeder Einzelne die Wahrheit; wären sie aber alle zu Einem Körper vereint, dann erkännten sie dieselbe nicht

mehr? — Hätten dagegen nicht Alle, sondern nur Einige diese Einflößungen, so müsse man sichere und unbezweifelbare Merkmale haben, dieselbe zu erkennen; denn wer immer solche ins besondere hätte, möchte er dies auch versichern, so hoch und theuer er wollte, so wäre man darum nicht verpflichtet, ihm aufs Wort zu glauben.

Diese Mißlichkeiten waren mehr als genug, die vorgeblichen Einflößungen Beza's in Nichts aufzulösen. Der Heilige jedoch, der ihn vollends überzeugen wollte, die Calviner könnten sich nicht nur nicht rühmen, die Reformatoren des Glaubens zu seyn, sondern sie wüßten nicht einmal, welches die wahre Regel desselben sei, fuhr fort ihn zu drängen, und bewies ihm, daß man, sogar im Falle man diese vorgeblichen Einflößungen annähme, nicht umhin könne, zu bekennen, der heilige Geist gebe auch ganz entgegengesetzte. Hierüber führte er Luthern an, der gewisse Bücher der Schrift verwerfe, welche Calvin als canonisch anerkenne; und der in der Schrift die Wirklichkeit des Altarssacramentes findet, indeß der heilige Geist dem Calvin nur das Sinnbild entdeckt. Dann behauptete er auch, es sei nicht einmal wahrscheinlich, daß Gott so viele Jahrhunderte hindurch alle Gläubigen dem Irrthum überlassen, und seine Einflößungen einigen Privatpersonen des letzten Jahrhunderts aufbewahrt habe; daß Er so vielen demüthigen und gelehrten Doctoren sich verborgen habe, die einzig mit der Erforschung der Wahrheit sich beschäftiget hätten; um dem einzigen Calvin

sich zu entdecken und die Wahrheit unsres Glaubens ihm zu entwickeln.

Aus allen diesen Bemerkungen nun schloß der heilige Mann, die Calviner seien nicht nur sehr weit von dem Rechte entfernt, der katholischen Kirche das Urtheil wegen ihrer Lehre zu sprechen, und die Tridentinische Kirchenversammlung zu beschuldigen, sie habe die wahre Glaubensregel nicht befolgt; sondern sie selbst hätten keine Kenntniß von dieser Regel; voraussetzen, die heilige Schrift sei so deutlich, daß Jedermann solche ohne allen außerordentlichen Beistand verstehen könne, und allen einzelnen Gläubigen das Recht ertheilen, solche auszulegen, sei das wahre Mittel, nie über etwas überein zu kommen, und so viele Religionen einzuführen, als man derselben ersinnen könne; ließe man hingegen diese besondern Einflößungen ohne allen Grund zu, so eröffne man, abgesehen von allen Mißlichkeiten, deren er bereits gedacht habe, einen Weg, der geradezu zum Fanatismus führe.

Bis dahin ging Alles gut; und Beza, der einer großen Mäßigung sich rühmte, und bei Streitigkeiten über Religionsgegenstände die Ereiferung und Hitze wirklich immer tadelte, hatte mit dem heiligen Manne bis dahin immer sehr freundlich und höflich conferirt, als dieser, um ihn vollends von den angeführten Mißlichkeiten, und zwar durch ein Beispiel zu überzeugen, das von den Calvinern selbst hergenommen war, beizufügen erachtete, was mehrere Privatpersonen, die noch am Leben waren, den Herzog von

Savoyen, Emmanuel Philibert, mehrmals hatten erzählen hören. Dieser Fürst also, fuhr unser Heiliger fort, erzählte, er habe dem Religionsgespräch von Cormasse (im Jahre 1527) beigewohnt; es hätte sich eine große Anzahl Wortsdiener daselbst eingefunden, und Keiner der Berühmteren habe dabei gefehlt. Nun sei vor allen Dingen die Rede davon gewesen, ihr Glaubensbekenntniß vorzuzeigen; da sie aber darüber nicht hätten einig werden können, habe Einer um den Andern die Versammlung verlassen; da Keiner habe nachgeben wollen, und Jeder sehr von dem Andern verschiedene Meinungen über einen so wichtigen Gegenstand gehabt habe. Es habe also das Religionsgespräch auf solche Weise geendiget, ohne eine andere Frucht hervorzubringen, als daß es die Calviner dem Gelächter der Katholiken blos gestellt habe. Der Herzog, fügte er bei, der sehr geistreich war, schloß hieraus selbst, daß unter den Calvinern nicht nur nicht Alle die heilige Schrift verständen, sondern daß sogar nicht einmal ihre Doctoren über ihren Sinn überein kämen, und daß ihre Einflößungen einander nicht wenig widerstreben müßten; da sie solche nicht mit einander vereinigen könnten. Er fügte noch bei, niemals habe man die Protestanten einig gesehen, ausgenommen über den Haß, den sie Alle wider die katholische Kirche hätten, indeß sie friedsam mit allen Secten zusammen lebten, die sie selbst des Irrthums und der Gottlosigkeit beschuldigten.

Dieser geschichtliche Zug erbitterte Beza mehr als Alles, was der Heilige bis dahin gesagt hatte. Er

war im Begriff, den Herzog von Savoyen der Lüge zu zeihen; da aber diese Thatsache so weltbekannt war, daß es nicht möglich war, solche zu läugnen, fiel seine ganze Erbitterung auf den heiligen Mann zurück, den er ziemlich unglimpflich behandelte. Doch dieser wahrhaft demüthige Diener Gottes, der sich nicht mit dem eitlen Vorzug brüstete, einen Mann von dem Rufe Beza's zu besiegen, und der nur bedacht war, ihn Christo zu gewinnen, antwortete ihm mit so großer Sanftmuth, daß Beza seiner Ereiferung sich schämte, und ihn um Vergebung bat. Die Conferenz ward geschlossen; und Beza, der große Hochachtung für ihn bekommen hatte, bat ihn, ihn öfters zu besuchen, und versicherte ihn, er könne dies immer mit voller Sicherheit thun.

Sobald der apostolische Mann zu Thonon zurück war, schrieb er an den Papst, ihm Bericht über den Stand der katholischen Religion im Chablais und über die Conferenz zu geben, die er auf seinen Befehl mit Theodor von Beza gehalten habe. In diesem Schreiben versicherte er den Papst, Beza sei nicht fern von katholischen Gesinnungen; das Geständniß, das er ihm gethan, man könne in der römischen Kirche selig werden, lasse hierüber keinen Zweifel übrig; aber der große Ruf, den er bei den Calvinern erworben habe, und die bedeutende Versorgung unter ihnen, hielten ihn fester in der Trennung zurück, als alle Gründe, die er angebe, dieselbe zu vertheidigen; er bitte Seine Heiligkeit inständig, Ihre Gesinnungen ihm hierüber kund zu geben; die Bekehrung Beza's

sei ein Werk, das Ihres Pontificates und Ihrer Sorgfalt würdig wäre; und mit wie großen Anerbietungen man immer diesem berühmten Manne entgegen komme, könne der Vortheil, den die katholische Kirche durch seine Rückkehr erhielte, nie hoch genug geachtet werden.

Der Papst antwortete auf diese Zuschrift durch ein Breve, datirt vom 29. Mai 1597 und dem sechsten Jahre seines Pontificates. Er erfreut sich mit dem Heiligen über die Fortschritte der katholischen Religion im Chablais; erkennt, daß man solche seinem Eifer verdankt; ermahnt ihn, seine apostolischen Arbeiten und seine Bemühungen für die Bekehrung Beza's fortzusetzen; und ertheilt ihm Vollmacht, mit ihm zu unterhandeln, und ihm die Anerbietungen zu thun, von welchen in der Folge die Rede seyn wird.

Den Befehlen Seiner Heiligkeit nachzukommen, kehrte der heilige Priester noch zweimal nach Genf zurück, wo er zwei Conferenzen mit Beza hatte; die erste ohne Zeugen; die andere in Gegenwart des Präsidenten Faure, der ihn dahin begleiten wollte. Es war bei diesen Conferenzen die Rede von der Nothwendigkeit der guten Werke für das Heil, von der Mitwirkung des freien Willens mit der Gnade, und von mehreren andern der wichtigsten Puncte. Zwar ergab Beza sich nicht; aber er ward so sehr erschüttert, daß er bei seinem Abschiede von dem Diener Gottes, dessen Sanftmuth ihn bezwungen hatte, ihm die Hand drückte, die Augen zum Himmel erhob und unter tiefen Seufzern sprach: „Bin ich nicht auf dem

guten Wege, so bitte ich Gott jeden Tag, daß Er durch seine unendliche Barmherzigkeit es sich gefallen lasse, auf denselben mich zu versetzen!"

Diese letzten Worte Beza's bestimmten unsern Heiligen, noch ein viertes Mal nach Genf zurück zu kehren, um sich ohne Zeugen mit ihm zu besprechen. Er sagte ihm sogleich bei seinem Eintritt, er käme nicht, mit ihm zu disputiren, sondern offenherzig mit ihm über die wichtigste Angelegenheit sich zu besprechen, die er auf dieser Welt habe; dies aber sei seine Rückkehr zur katholischen Kirche. Er bitte ihn, daß er ihm erlaube, ihm ganz freimüthig Alles zu sagen was er denke; und seiner Hochachtung für ihn und der äußersten Sehnsucht, mit welcher er verlange, ihn zum Heile zu führen, Alles beizumessen, was sein Eifer ihm einflößen könne, um ihn auf den Punct zu bringen, von welchem seine ewige Glückseligkeit oder Unglückseligkeit unbedingt abhänge.

Beza, der für den heiligen Franz von Sales eine wahre Hochachtung gehegt hatte, und der zarten Liebe sich nicht hatte erwehren können, deren man sich wirklich nur sehr schwer erwehren konnte, wenn er einmal sich vorgenommen hatte, ein Herz zu gewinnen, antwortete ihm, es würde ihm Vergnügen gewähren, ihn anzuhören; er sei von der Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen überzeugt; es sei Niemand in der Welt, den er lieber anhöre als ihn; er habe weder seine Hochachtung noch sein Vertrauen ihm versagen können, und was er für ihn nicht

thun würde, das würde er für Niemand auf der Welt thun.

Da nun der sanftmüthige Gottesmann von den guten Gesinnungen Beza's gegen sich überzeugt war, beschloß er, solche zu benützen; holte etwas weit aus, und sagte ihm: wie groß auch seine eigene besondere Sehnsucht sei, ihn zur katholischen Gemeinschaft zurückkehren zu sehen, so habe er dennoch bis jetzt nichts, außer auf ausdrücklichen Befehl des Papstes gethan. Er habe die päpstlichen Breve's bei sich, die dies bezeugen könnten; ja er habe seitdem noch ein anderes bekommen, und habe dasselbe mitgebracht, um es ihm zu zeigen. Durch dies Breve biete Seine Heiligkeit ihm einen ehrenvollen Ruhesitz überall an, wohin es ihm gefällig wäre sich zu begeben, einen Jahrgehalt von vier tausend Goldthalern, eine Entschädigung für seine Bücher und seine Mobilien, so hoch er dieselben anschlagen wolle, und überdies alle Sicherheit, die er nur selbst verlangen könne.

Ein solcher Eingang versetzte Beza in nicht geringes Erstaunen, und da er sehr aufmerksam ward, fuhr der Heilige fort und sagte ihm: der Papst habe nicht geglaubt, daß es billig sei, ihm den Antrag zu thun, die Vortheile aufzugeben, die er in der calvinischen Gemeinde besitze, ohne ihm andere anzubieten, die seine Verhältnisse noch besser stellen könnten als sie es wären. Der Antrag, den er ihm in seinem Namen thue, ziele nicht dahin, ihn zu bestechen; man sei überzeugt, ein einsichtsvoller Mann,

wie er, lasse sich nicht durch Eigennutz in einer Angelegenheit leiten, wo man das Gewissen allein anhören müsse; es wäre nur eine Entschädigung, die er berechtiget wäre, zu fordern, wenn man solche ihm nicht angeboten hätte; nachdem man aber auf so redliche Weise für seinen Unterhalt gesorgt habe, sollten auch menschliche Rücksichten ihn nicht länger zurückhalten; er sei in einem Alter, wo es Zeit sei, seines Heiles ernstlich zu gedenken; die Zeit der Erbarmungen gehe vorüber, um der Zeit der Gerechtigkeit die Stelle einzuräumen; Gott spreche zu ihm durch seinen Mund; vielleicht zum letzten Male; und er würde es einst, aber zu spät und vergeblich bereuen, ihn nicht angehört zu haben. Schlage man ihm vor, er sollte zur katholischen Kirche zurückkehren, so schlage man ihm eben nichts außerordentliches vor; es sei nicht die Rede davon, die Religion zu verlassen, die er von seinen Vätern ererbt, und mit der Muttermilch eingesogen habe; sondern jene Religion wieder anzunehmen, in welcher Gott ihn habe lassen geboren werden; in welcher er sei erzogen worden; und die er so lange Zeit hindurch bekannt habe. Besser als jedem Andern seien die Absichten ihm bewußt, die ihn bewogen hätten, dieselbe zu verlassen; er möchte aber solche wie immer bemänteln, so könne er wohl die Menschen bethören und vielleicht sich selbst täuschen; nimmermehr aber könne man Gott betriegen; nichts entfliehe seinem Lichte, so wenig als seiner Gerechtigkeit; und es sei schrecklich in seine Hände zu fallen, nachdem man

die Anerbietungen seiner Gnade verworfen habe. Er bitte ihn, sich zu erinnern, daß er ihm gesagt habe, man könne in der katholischen Kirche selig werden; dies aber sollte ihn um so mehr bestimmen, dahin zurückzukehren, als die Katholiken, die in so großer Anzahl wären, und so viele gelehrte und tugendhafte Männer unter sich zählten, nicht das Nämliche von der calvinischen Gemeinschaft sagten; in einer so höchst wichtigen Angelegenheit, wie die Angelegenheit des Heiles müsse man immer das Sichere ergreifen; und habe man einen falschen Schritt gethan, so gereiche es zur Ehre, zurückzukehren.

Während der apostolische Mann diese Rede hielt, beobachtete Beza, der um so mehr zu bejammern war, als er die Wahrheit kannte, und sich nicht entschließen konnte, derselben zu folgen, ein finsteres Stillschweigen; und fühlte sein Herz durch alle Rügen gefoltert, die ein aufgeschrecktes Gewissen bei solcher Gelegenheit dem Menschen vorwerfen kann. Andererseits jedoch hielten Menschenfurcht, Gewohnheit, die Schande des Widerrufes, und geheime Verbindungen, die man bei einem Manne seines Alters nie vermuthet hätte, ihn ab, sich zu entschließen, und fesselten ihn an eine Partei, deren Schwächen ihm besser als jedem Andern bekannt waren.

Der Heilige wartete, wohin diese Unentschlossenheit führen würde, und da er auf das Herz Beza's nach dem seinigen schloß, hoffte er, er würde endlich seinen eigenen Ei nsichten sich ergeben. Doch was

vermag die menschliche Vernunft wider einen verführten, seinen Leidenschaften überlassenen, unter dem Gewicht einer veralteten Gewohnheit niedergedrückten und unter dem Gesetz der Sünde gefangenen Willen! Solche Hindernisse zu überwinden, werden Gnaden der ersten Größe, gleich jenen erfordert, die einen heiligen Paulus, einen heiligen Augustinus bekehrten; selten jedoch verleiht Gott dieselben den Urhebern der Häresien und Spaltungen. Dies erfuhr Beza gleich vielen Andern. Statt der Antwort also, die der Gottesmann erwartete, sagte er ihm: er sei zwar überzeugt, man könne sein Heil in der katholischen Kirche wirken; doch verzweifle er nicht daran, dies auch in der calvinischen Gemeinschaft thun zu können. Der Heilige hielt es nicht für rathsam, weiter in ihn zu dringen; er glaubte, man müsse ihm Zeit lassen, über die Anträge nachzudenken, die ihm waren gethan worden; und hoffte, bei einem andern Besuche zu vollenden, was er glaubte, so glücklich begonnen zu haben. Doch dieser Besuch fand nicht mehr Statt; seine so oft wiederholten Besuche hatten den Genfern wüthenden Argwohn eingeflößt; er erfuhr, wenn er dahin zurückkehre, sei bereits der Anschlag auf sein Leben gefaßt, und Beza werde in so strengem Gewahrsam gehalten, daß der Zutritt zu ihm unmöglich sei.

Einige Jahre hernach ward Beza krank; und als er dem Tode sich nahe fühlte, wünschte er mit dem heiligen Franz von Sales zu sprechen. Da ihm aber dies Verlangen versagt wurde, bereute er es,

wie versichert wird, daß er die katholische Kirche verlassen habe; und widerrief seine Irrlehren. Da er jedoch von Calvinern umgeben war, als er sein Leben schloß, ist es schwer, über eine Thatsache von solcher Wichtigkeit etwas Gewisses zu sagen.

Höchst wahrscheinlich trug ein ausschweifendes Leben nicht wenig zum Abfall Beza's von der katholischen Religion bei. Gewisse Werke, die er seit dieser Zeit im Druck herausgab, gestatten hierüber keinen Zweifel. Hier folgt eine Thatsache, die der anonyme Herausgeber der Lebensgeschichte des heiligen Franz von Sales anführt, und die dessen ein nicht minder überzeugender Beweis ist. „Heinrich IV. spricht er, hatte Herrn Deshayes, den Gouverneur von Montargis, in geheimen Angelegenheiten nach Genf abgesandt. Dort machte derselbe Bekanntschaft mit Theodor von Beza; und da beide Menschen von froher Laune waren, wurden sie bald Freunde, und hatten kein Geheimniß mehr vor einander. Als nun Deshayes einst in einer sehr zutraulichen Unterredung mit Beza begriffen war, kam es ihm in den Sinn, ihn zu fragen, was ihn eigentlich am meisten an der Secte der Calviner fest halte. Beza gab hierauf keine Antwort; ließ aber eine sehr schöne, junge Person kommen, die bei ihm wohnte und sprach dann: Sehen sie, dies ist der Grund, der mich am meisten von meiner Religion überzeugt! Deshayes war um so mehr über diese Antwort erstaunt, als Beza damals schon so hohen Alters war, daß er von solchen Schwachheiten längst hätte ge-

heilt seyn sollen." — Diesem zufolge hätte die christliche Religion seit Calvins Ankunft ihren Charakter ganz erstaunlich ändern müssen, wenn Gott Leute dieser Art gewählt hätte, seine Kirche zu reformiren, und ihnen Wahrheiten zu entdecken, die Er vor so vielen, so erleuchteten, so demüthigen, von der Welt so gänzlich entfesselten, und einzig mit Ihm und mit der Hoffnung des künftigen Lebens beschäftigten Heiligen verborgen hätte.

Unser Heiliger ward über Beza's Tod um so lebendiger ergriffen, als er niemals an seiner Rückkehr zur katholischen Kirche verzweifelt hatte. Doch Gott belohnte ihn bald für diesen Verlust durch den reichen Segen, den es Ihm wohlgefiel, seinen apostolischen Arbeiten zu ertheilen. Drei Wortsdiener und der erste Stadtvogt von Thonon wurden in die katholische Gemeinschaft aufgenommen; ihrem Beispiele aber folgten die Inwohner von Thonon um die Wette; so zwar, daß endlich die Anzahl der Katholiken größer denn die der Calviner war; was die Folge hatte, daß der erste Stadtvogt behauptete, die Stadt müsse als katholisch angesehen werden. Hiernach schrieb er im Namen der Stadt an den Papst, um ihn zu bitten, die Inwohner derselben als seine Kinder zu betrachten; und auch um ihm selbst, als dem allgemeinen Vater, die Pflicht kindlicher Liebe und Folgsamkeit zu erweisen.

Nicht geringer auch war der Erfolg in der übrigen Landschaft Chablais und in den Landvogteien; ganze Pfarreien kamen in Körperschaften, der Häresie

abzuschwören; und es zeigten sich so viele Voranstalten zu einer allgemeinen Bekehrung, daß der Bischof von Genf es als seine Pflicht erachtete, durch seine Gegenwart und seine Bemühungen persönlich dazu mitzuwirken. Er begab sich also nach Thonon in Begleitung einer ziemlichen Anzahl gelehrter Männer aus den Orden der Gesellschaft Jesu und der Kapuziner und anderer Geistlichen, die für die Leitung der Pfarreien bestimmt waren, mit deren Wiederherstellung man nicht länger säumen konnte.

Dieser Beistand kam gerade zur rechten Zeit; denn da der heilige Diener Gottes, der sich nicht hatte der Pflicht überheben können, seinen Bischof bei seiner Rückkehr zu begleiten, nach Annecy gekommen war, verfiel er daselbst in Folge seiner unaufhörlichen Anstrengungen für die Bekehrung des Chablais in eine schwere Krankheit. So heftig solche indessen war, dauerte sie dennoch nicht sehr lange; und schon erwartete man seine Rückkehr im Chablais, als plötzlich die Nachricht sich verbreitete, die Pest sei in Savoyen ausgebrochen; sie verheere das Land, und die Stadt Annecy selbst sei nicht von derselben frei. Mehr bedurfte es nicht, um ihn zu dem Entschluß zu bestimmen, dem Dienste der Pestkranken sich zu weihen. Er sagte hierüber, man müsse dorthin eilen, wo die Noth am größten sei; es gebe nun im Chablais Leute, die fähiger seien als er; sie könnten seines Beistandes entbehren; doch nicht also verhalte es sich mit den Pestkranken; diese liefen Gefahr, von allen Menschen verlassen zu werden; die Furcht vor dieser ent-

setzlichen Geißel wirke unglückselig auf die Gemüther ein; oft sehe man Aeltern, die ihre Kinder, Kinder, die ihre Aeltern, Weiber, die ihre Männer, und was noch ärger denn dies Alles sei, Hirten, die ihre Schafe im Stiche ließen; welche ohne Sacramente, und ohne die Hilfe stürben, welche Gott eingesetzt habe, den Uebergang von der Zeit in die Ewigkeit zu erleichtern; es gebe wenig Gelegenheiten, wo die Nächstenliebe auf eine Weise sich üben lasse, die freier von menschlichen Absichten und von Eigennutz wäre; diese also müßten um so schätzbarer seyn; und es sei eben nicht wichtig, zu leben; wohl aber sei es unendlich wichtig, gut zu sterben.

Der Bischof von Genf, welcher wußte, wie höchst nothwendig die Gegenwart des apostolischen Mannes im Chablais war, vernahm seinen Entschluß nicht ohne Erstaunen und Kummer; auch bedurfte es nicht weniger als seiner bischöflichen Gewalt, ihn von der Ausführung desselben abzubringen. Der Heilige jedoch gehörte keineswegs zur Anzahl jener eigensinnigen Köpfe, die sich einer Sache nicht entschlagen können, wenn sie solche einmal sich eingebildet haben; welche mit Starrsinn auf Wegen fortwandeln, die sie selbst sich vorgeschrieben; und die weder Vorgesetzte noch Gehorsam mehr kennen, wenn sie sich mit Gewalt beredet haben, Gott berufe sie zu Dingen, zu welchen sie wirklich keinen andern Beruf haben als ihren Eigenwillen; eine gefährliche Täuschung, welche die Frucht der heiligsten Unternehmungen verdirbt!

Der heilige Franz von Sales war zu sehr von dem Verdienste des Gehorsams überzeugt, als daß er seinem Bischof nicht in einer Gelegenheit nachgegeben hätte, wo er nicht hoffen konnte, ohne besondern göttlichen Beruf etwas auszurichten. Er stellte ihm zwar mit seiner gewöhnlichen Bescheidenheit die Gründe vor, die ihn bewogen, dem Dienste der Pestkranken sich zu weihen; kaum aber hatte dieser Prälat ihm bezeugt, er billige dies Vorhaben nicht; und er glaube, Gott fordere von ihm, er sollte in das Herzogthum Chablais zurückkehren, so schickte er sich auch alsbald an, dahin abzureisen, die Arbeiten wieder zu übernehmen, die seine Krankheit ihn genöthiget hatte, zu unterbrechen.

Zur nämlichen Zeit langte eine Nachricht an, die den Bischof von Genf nöthigte, selbst nach der Landschaft Chablais zurückzukehren. Es war nämlich der Herzog von Savoyen über das Gebirge gereist, und sollte sich nach Thonon begeben, daselbst den Cardinal von Medicis zu erwarten, der von Frankreich zurückkehrte, wohin er als Legat war gesandt worden.

Nach einem zehnjährigen Bürgerkriege und andern auswärtigen Kriegen hatte er endlich den Frieden von Vervins abgeschlossen. In diesem Frieden war der Herzog von Savoyen und die Streitigkeit über das Marquisat Saluzzo mit begriffen, deren Entscheidung dem Ausspruch des Papstes anheim gestellt war, der dieselbe innerhalb Jahresfrist beendigen sollte. Der Cardinal von Medicis, der von dieser Angelegen-

heit gründlich unterrichtet war, konnte mehr als jeder andere beitragen, solche zum Vortheile des Herzogs wenden zu lassen; und man zweifelte nicht, Seine Heiligkeit würden Ihr Urtheil nach der Meinung dieses Legaten bestimmen. Es war also für den Herzog von äußerster Wichtigkeit, ihn zu gewinnen; und in dieser Absicht war er auch von Turin abgereist, ihn an den Gränzen seiner Staaten zu empfangen. Größere Ehre hätte er selbst dem Kaiser oder dem Könige von Frankreich nicht erzeigen können, wenn sie in Person gekommen wären, ihn zu besuchen.

Bei dieser Gelegenheit zeigte sich Gottes Vorsehung über die Landschaft Chablais auf sichtbare Weise. Der Weg von Frankreich nach Italien führte nicht über Thonon; noch Niemand war es eingefallen, durch diese Stadt zu reisen, um dahin zu kommen; denn dies war ein sehr weiter Umweg. Die Pest jedoch, von welcher die Rede war, und welche in den andern Orten herrschte, durch die man hätte reisen können, nöthigte den Legaten, diesen Umweg zu nehmen; und den Herzog von Savoyen, in diese Stadt sich zu begeben, ihn daselbst zu empfangen. Nichts konnte gelegener kommen, die allgemeine Bekehrung des Herzogthums Chablais und der drei Landvogteien zu begünstigen; und es ward nicht weniger als die Gegenwart des Herzogs und des Legaten erfordert, dies große Werk zu vollenden; was auf folgende Weise geschah.

Der Herzog, der seine Reise nach der Reise des Legaten berechnete, kam wie er, in kleinen Tagreisen an, und hielt sich sogar öfters auf, um ihn nicht allzu lange zu Thonon zu erwarten. Dieser Aufenthalt gab dem Bischof von Genf Gelegenheit, das vierzigstündige Gebet abhalten zu lassen, was mit großer Frömmigkeit und feierlicher Pracht geschah. Die Nachricht von der Ankunft des Herzogs und des Legaten hatte eine ungeheure Menge Menschen beider Religionen nach Thonon angezogen. Sowohl die einen als die andern zu erbauen wurde das besagte feierliche Gebet abgehalten. Zu allen Stunden des Tages und der Nacht, war entweder eine Predigt, oder eine Rede über die streitigen Religionspuncte, oder eine Katechese, oder eine Betrachtung, oder ein besonderer Unterricht, oder öffentliche Gebete. Die Katholiken erschienen dabei in großer Menge, der Bischof und der apostolische heilige Franz von Sales an ihrer Spitze; und sie flehten zu Gott, das Herz dieses Volkes zu rühren, und endlich Diejenigen, die noch von denen erübrigten, welche eine traurige Spaltung von der katholischen Kirche getrennt hatte, in dieselbe zurückzuführen. In dieser Absicht hatte man in französischer Sprache Gebete verfaßt, die sehr rührend waren. Während ein Priester dieselben mit lauter Stimme betete, lagen der Bischof und der Klerus mit zur Erde gebeugtem Angesicht auf den Knien, und das Volk, das ebenfalls kniete, antwortete auf jeden Vers: „Herr, höre uns! Herr, erhöre uns!" Also betete man Tag und Nacht, wäh-

rend gewählte Personen bedeutende Almosen austheilten, die Kranken und die Gefangenen besuchten, daran arbeiteten, Streitigkeiten zu schlichten, und Diejenigen mit einander zu versöhnen, welche Haß und Zwietracht getrennt hatte. Dies geschah ohne auf den Unterschied der Religion zu sehen; und die Nächstenliebe ergoß sich auf gleiche Weise über Katholiken und über Calviner.

So viele demüthige und eifrige Gebete, so viele und große Werke der Liebe konnten nicht ohne Erfolg bleiben; der Vater der Erbarmungen hörte und erhörte sie; und neun hundert Personen, die während dieser drei Tage zum katholischen Glauben sich bekehrten, erfüllten diese neue Kirche mit heiliger Freude, und den Gottesmann Franz von Sales mit dem einzigen Troste, den er in dieser Welt erwartete.

Das vierzigstündige Gebet war kaum vorüber, als der Herzog von Savoyen zu Thonon ankam. Dies war ein Donnerschlag für die Häretiker. Bis dahin hatten sie immer die Hoffnung genährt, irgend ein Zufall würde die Reise unterbrechen; als sie ihn aber an Ort und Stelle sahen, zweifelten sie nicht mehr an dem, was in der Folge geschah. Der hohe Ton und die Kälte, mit welcher er auf ihre Complimente antwortete; und die Freundlichkeit, die er gegen die Katholiken zeigte, welchen Standes immer sie waren, überzeugte sie vollends davon.

Die erste Fürsorge indessen, die der Herzog traf, war, daß er Befehle ertheilte, das Rathhaus

prächtig einzurichten, das zur Wohnung des Legaten bestimmt war; Triumpfbogen zu errichten, durch die er hindurchziehen sollte; die Stadtthore und öffentlichen Plätze zu schmücken, und Alles für eine prachtvolle Aufnahme zu bereiten. Das Erbaulichste jedoch war, daß er diese nämliche Fürsorge auch für die beiden Kirchen zum heiligen Hyppolitus und zum heiligen Augustinus traf. Die ausgezeichnetsten Maler Italiens, die er mitgebracht hatte, wurden verwendet, sie zu malen, und die kostbarsten Stoffe und Gefäße, sie zu schmücken.

Hierauf verlangte er, man sollte bis zur Ankunft des Legaten das vierzigstündige Gebet wiederholen; er unterließ nichts, was diese Ceremonie zum höchsten Glanze erheben konnte; doch vergaß er dabei auch nicht, daß sein eigenes Beispiel kräftiger zur Bekehrung seiner Unterthanen wirken würde, als Alles, was er sonst thun und anordnen könnte, wenn er nicht selbst auf dem Wege wandelte, auf welchem er wollte, daß sie wandeln sollten. Nichts war je erbaulicher als sein Betragen bei dieser Gelegenheit. Er und sein ganzer Hof wohnten den Predigten und öffentlichen Gebeten mit einer Sittsamkeit und einer Ehrfurcht bei, von welchen Jedermann ergriffen ward; und hatte er einen Theil des Tages dabei zugebracht, so kehrte er bei der Nacht abermal dahin zurück. Er selbst spendete große Almosen; hörte die Klagen seiner Unterthanen an, und sprach ihnen auf der Stelle das Recht, das sie seit langer Zeit erwarteten, und von den Richtern nicht erhalten konnten,

die er eingesetzt hatte. Er behandelte die Priester und die mindesten Diener der Kirche mit besonderer Auszeichnung; ganz vorzüglich aber den Gottesmann Franz von Sales, den er beinahe nie von seiner Seite ließ; da er überzeugt war, daß die Ehre, die er ihm erzeigte, auf die Religion zurückstrahlen würde. Gott verlieh der Frömmigkeit dieses Fürsten, was er mit so großer Sehnsucht wünschte; er selbst war Zeuge, wie die Inwohner mehrerer Marktflecken aus der Landschaft Focigny in Menge herbeiströmten, den Calvinismus abzuschwören; auch kamen die Pfarreien Bellevaux und St. Sergius, jede in einer Anzahl von drei hundert Personen. Da der Bischof von Genf nicht mehr ausreichen konnte, so viele Leute aufzunehmen, mußte man eine große Menge Priester und Ordensleute berufen, in der Arbeit ihn zu unterstützen. Der Herzog war um so mehr über die Umänderung dieser Völker erstaunt, als man, zur Kirche sie zurück zu führen, keinen andern als den Weg der Belehrung und des guten Beispiels angewendet hatte. Die Hofleute bewunderten ihren Eifer; selbst Jene aus ihnen, die sonst minder fromm waren, wurden davon ergriffen; und nach dem Anschein zu schließen, machte die Frömmigkeit so große Fortschritte an diesem Hofe, daß Alle, durch Almosen, Zurückstellungen fremden Gutes, Aussöhnungen, und durch eine Umbildung der Sitten, Merkmahle derselben gaben, die wenigstens so lange dauerten, als der Herzog zu Thonon war. So wahr ist es, daß nichts so mächtig wirkt als das Beispiel des Fürsten, selbst

Denjenigen frommen Sinn einzuflößen, die sich am wenigsten dazu geneigt fühlen. Indessen muß man doch auch bekennen, daß das Beispiel des Herzogs nicht der einzige Grund dieser großen Umänderung war; die eifervollen Predigten des Heiligen trugen dazu nicht wenig bei; Jeder verlangte, ihn zum geistlichen Führer zu haben; und seine wundersame Sanftmuth, die auf seine erhabene Frömmigkeit gestützt war, bekehrte eben so viele Katholiken, als sie getrennte Brüder in den Schooß der Kirche zurück rief.

Dies war der Verlauf der Dinge, als der Herzog Nachricht erhielt, der Legat sei im Begriff, an den Gränzen Frankreichs anzukommen. Nun brach er sogleich mit seinem ganzen Hofe auf, ihn bei dem Eintritt in seine Staaten zu empfangen. Der Legat traf beinahe zur nämlichen Zeit mit ihm ein. Nachdem er ihn jedoch begrüßt hatte, kehrte der Herzog auf einem andern Wege, als dem, den der Legat einschlug, nach Thonon zurück, um dadurch sich in den Stand zu setzen, ihm noch einmal entgegen zu fahren, wenn er dieser Stadt sich nähern würde.

Als am folgenden Tage, dem letzten September (1598) der Legat eine Stunde weit von Thonon angekommen war, ging der Bischof von Genf in Begleitung mehrerer Bischöfe von Savoyen und dem Delphinat, die sich dahin begeben hatten, den Legaten zu begrüßen, ihm entgegen; vor ihnen her ging der Klerus. Einige Zeit hernach fuhr auch der Herzog ab, und traf den Legaten eine halbe Stunde vor Thonon. Er begleitete ihn bis in die Kirche zum hei-

ligen Hyppolitus, wo er abstieg und ziemlich lange im Gebet verblieb. Der Herzog wollte ihn durch die Gassen und über die Plätze, wo Musik und Triumphbogen waren, in seine Wohnung führen; der Legat aber, der ein sehr frommer Mann war, bat ihn, zu genehmigen, daß er nur im Gefolge des heiligsten Sacramentes dahin ginge. Er fügte bei, man könne es sich nicht erlassen, dem göttlichen Sacramente diese Art öffentlicher Ehrenrettung zu geben, und dasselbe wie im Triumph in eine Stadt zurück zu führen, aus welcher es seit mehr als siebenzig Jahren auf so schimpfliche Weise verbannt gewesen sei. Sonach also mußte man sich durch abgelegene Gassen in das Rathhaus begeben.

Der Legat empfing daselbst die Aufwartung aller Körperschaften. Als aber der Herzog, der nicht von ihm wich, den heiligen Franz von Sales wahrnahm; der, weit entfernt, sich hervorzudrängen, unter der Menge stand, ging er selbst hin, zog ihn hervor, stellte ihn dem Legaten vor und sprach zu ihm: „Sehen Sie, dies ist der Apostel meiner Staaten; ihm verdanken wir, nach Gott, allen glücklichen Erfolg, über welchen ich bereits mit Eurer Eminenz mich besprochen habe." Der Legat ging einige Schritte vorwärts, ihn zu empfangen; als aber der Heilige ein Knie zur Erde beugte und das Gewand ihm küssen wollte, duldete er dies durchaus nicht, sondern er hob ihn auf, umarmte ihn, wendete sich an den Herzog und sagte ihm: noch ehe er mit ihm von demselben gesprochen, habe er be-

reits von seinen Verdiensten gehört; er sei ihm insbesondere für die namenlosen Mühen verpflichtet, die er sich gegeben habe, diese Völker in die katholische Kirche zurückzuführen; er werde mit dem heiligen Vater mit gebührendem Lobe von ihm sprechen; und ob auch nur Gott seine Belohnung seyn könne, dürfe er dennoch Alles von der Dankbarkeit Seiner Heiligkeit erwarten.

Am Tage nach der Ankunft des Legaten wurde das vierzigstündige Gebet abermal erneuert, wie es war verlangt worden. Die Eröffnung desselben geschah durch eine Procession mit dem göttlichen Sacramente; das durch alle Triumpfbogen feierlich hindurch getragen wurde, die man für den Legaten errichtet hatte; der wirklich nur zu Fuße und in seinem Gefolge ging. Der Bischof von Genf hielt die Ceremonie. Der Legat folgte dem Traghimmel, welchen der Herzog, Don Amadäus, legitimirter Prinz von Savoyen und die beiden Gesandten von Freiburg trugen. Die Calviner, welche die Cardinäle und Bischöfe nur aus den beißenden Satyren und den gräulichen Schilderungen kannten, die man ihnen von denselben gegeben hatte, konnten nicht müde werden, die Sittsamkeit und Frömmigkeit des Cardinals und der Prälaten zu bewundern, die ihn begleiteten. Eine große Anzahl aus ihnen ward davon bis ins Innerste gerührt; und da die Predigt, die der apostolische Franz von Sales über die wirkliche Gegenwart des Leibes und Blutes Jesu Christi im Altarssacramente hielt, sie vollends überzeugt hatte,

verlangten sie den calvinischen Irrthum in die Hände des Legaten abzuschwören. Es war bereits spät geworden, und die Ceremonie hatte sehr lange gedauert; nichts desto minder nahm er sie auf, und umarmte sie mit einer Güte, die sie innig erfreute.

Die Wortsdiener hatten in ihren Predigten vorhergesagt, man würde an der Pracht, an dem Luxus und an der Weichlichkeit des Legaten und seines Gefolges erkennen, daß er ein wahrer Diener des Antichrists sei. Doch nicht wenig erstaunte man bei dem Anblick des nämlichen Legaten, der, ob auch von einer langen Reise ermüdet, Tag und Nacht den Predigten und öffentlichen Gebeten beiwohnte; thätig an der Aussöhnung der Häretiker arbeitete; derselben selbst eine große Anzahl aufnahm, so lange das vierzigstündige Gebet dauerte, gründliche und eindringliche Anreden an sie hielt; große Almosen an die Armen der Stadt und der Provinz austheilte, die nach Thonon herbeigeeilt waren; mit dem Herzog zu Gunsten Aller sprach, welche seinen Credit bei demselben in Anspruch nehmen wollten; und den Alle, die ihn in der Nähe betrachteten, immer mit etwas Nützlichem beschäftiget fanden, ohne daß er nur Einen Augenblick der unschuldigsten Ergetzung sich gegönnt hätte.

Die Bosheit der Feinde der Kirche bemühte sich vergebens, allen Handlungen des Legaten einen argen Sinn zu unterlegen; man ließ ihm Gerechtigkeit widerfahren; und nur eine geringe Anzahl hartsinniger Calviner beharreten eigensinnig auf der Be-

hauptung, in seinem Betragen sowohl als in dem Betragen des Herzogs herrsche mehr Politik als wahrer Eifer für die Religion vor.

Indessen erfuhr der heilige Diener Gottes, Franz von Sales, der auf einen längeren Aufenthalt des Legaten gerechnet hatte, mit schwerem Herzen, daß er beschlossen habe, abzureisen, sobald das vierzigstündige Gebet zu Ende seyn werde. Er hielt seine Gegenwart und seine Vermittlung für die Wiederherstellung der katholischen Religion für so nothwendig, daß er den Entschluß faßte, ihn im Namen der neuen Kirche von Chablais zu bitten, seine Abreise wenigstens um einige Tage zu verschieben. In dieser Absicht suchte er nun eine besondere Audienz bei ihm an; und da solche ihm auf der Stelle bewilliget wurde, sagte er ihm Alles, was irgend vermögend war, ihn noch einige Zeit aufzuhalten. Der Legat antwortete ihm mit vieler Güte, er habe so bestimmte Befehle vom Papste, sich unverzüglich nach Rom zu begeben, daß es nicht bei ihm stehe, solche nicht zu vollziehen; überdies auch nöthige ihn der herannahende Winter, über die Alpen zu ziehen, bevor die Schneemassen ihm den Rückweg verschlössen. Er fügte noch bei, der Herzog sei, wie er sähe, für die Wiederherstellung der katholischen Religion so gut gesinnt, daß es sich nicht bezweifeln lasse, er werde sein ganzes Ansehen daran wenden, damit zu Stande zu kommen; ohne daß es nothwendig wäre, ihn desfalls dringend zu bitten.

Der Heilige antwortete, es sei wohl wahr, der Herzog habe die besten Absichten von der Welt, doch verhalte dies sich nicht also mit seinem Rathe. Während seines Aufenthaltes zu Turin habe er befunden, daß solcher einigen Vorschlägen entgegen gewesen wäre, die er gethan habe, und deren Ausführung unumgänglich nothwendig wäre; er sei aufmerksam gemacht worden, daß die protestantischen Schweizer und die Abgeordneten von Genf nächster Tage ankommen würden; sie hätten Befehl, mit aller Zudringlichkeit zu fordern, daß die Gewissensfreiheit im Chablais und in den Landvogteien aufrecht erhalten werde; und da die übel Gesinnten im Rathe sich mit ihnen vereinigten, stehe zu befürchten, daß sie über die guten Absichten des Herzogs den Sieg erringen würden.

Der Legat forderte von ihm schriftlich die Vorschläge, von welchen er so eben mit ihm gesprochen habe. Es waren die nämlichen, die er zu Turin gemacht hatte. Der Heilige, der solche mitgebracht hatte, überreichte sie ihm. Der Legat las dieselben durch, und als er sie mit Aufmerksamkeit geprüft hatte, sprach er zuletzt: sie seien in der That etwas stark; doch sei er mit ihm einverstanden, man könne nicht umhin, sie auszuführen; er werde mit dem Herzog also darüber sprechen, als ob der Gedanke von ihm selbst ausginge; auch würde er diese Angelegenheit dem Nuntius Seiner Heiligkeit empfehlen; und er sähe so viele Dinge, wobei man der Mitwirkung des päpstlichen Ansehens bedürfe, daß er zur

Ausführung seiner guten Absichten nützlicher zu Rom als zu Thonon seyn werde.

Der Legat reiste am folgenden Tage ab, und ward mit den nämlichen Ehren zurück begleitet. Er unterließ jedoch nicht, vor seiner Abreise mit dem Herzog und mit dem Nuntius zu sprechen, wie er dem Gottesmanne es verheißen hatte; und der Erfolg zeigte, daß diese Behutsamkeit nothwendig war.

Nach der Abreise des Legaten wurden die Gesandten von Freiburg, welche zuerst angekommen waren, zur Audienz bei dem Herzoge eingeführt. Sie becomplimentirten ihn im Namen ihres Cantons über die Wiederherstellung der katholischen Religion im Herzogthum Chablais; und ermahnten ihn, ein so heiliges und eines großen Fürsten, wie er, so würdiges Werk zu vollenden.

Hierauf erhielten die Gesandten des Cantons Bern und die Abgeordneten von Genf, die so eben angekommen waren, Audienz. Diese sprachen mit gewaltiger Kraft für die Gewissensfreiheit, und baten den Herzog, ihnen eine bestimmte Antwort zu geben, weil sie von ihren Vorgesetzten Befehl hätten, von seinen Absichten sie zu unterrichten. Der Herzog antwortete ihnen, er werde nicht von Thonon abreisen, ohne früher die Angelegenheiten geordnet zu haben; er werde auch ungesäumt seinen Rath versammeln, um darüber zu berathschlagen, und werde ihnen dann zu wissen thun lassen, was man beschlossen habe. Als nun die Audienz zu Ende

war, versammelte der Herzog den Rath, und unser Heiliger mußte demselben beiwohnen.

Er erklärte in wenig Worten den betreffenden Gegenstand; zeigte die hohe Wichtigkeit desselben; äußerte sich, er werde es mit Vergnügen sehen, wenn man mit aller Freiheit seine Meinung ausspreche; er habe noch keinen Entschluß gefaßt, und er werde sich einzig nach dem richten, was man ihm als Solches werde zu erkennen geben, das am meisten zu Gottes Ehre und zum Vortheile der Religion gereiche.

Die Meinungen waren Anfangs getheilt; doch erachtete zuletzt die größere Anzahl, man sollte die Gewissensfreiheit erlauben, und hinsichtlich der Religion die Dinge ungefähr in dem Stande lassen, in welchem sie damals waren. Diese Meinung zu unterstützen, sagte man, der Herzog könne im Chablais und in den Landvogteien das öffentliche Bekenntniß des Calvinismus nicht verbieten, ohne dem Tractat von Nion zuwider zu handeln; es sei höchst wichtig, den Schweizern und der Republik Genf nicht das Beispiel zu geben, solchen zu verletzen; sie würden es unfehlbar auf das Aeußerste ankommen lassen, den Artikel des Tractates aufrecht zu erhalten, der die Gewissensfreiheit verhieße; sie wären um so mehr zu fürchten, als man, wofern es dazu käme, daß man die Waffen ergriffe, nicht zweifeln dürfe, sie würden von den Calvinern Frankreichs unterstützt werden; die an den Krieg gewohnt, und des Friedens bereits überdrüßig wären; Heinrich, ihr Souverain, der allein sie hieran verhindern könne, sei zu einsichtsvoll, um

die Gelegenheit nicht zu benützen, einer zahllosen Menge unruhigen und aufrührigen Gesindels los zu werden; das, weil es keine andern Mittel als den Krieg zu seinem Unterhalt habe, die Ruhe des Staates früher oder später stören würde; und dadurch auch würde er den Herzog in die Nothwendigkeit versetzen, die Stadt Berre in der Provence und das Marquisat von Saluzzo, dem Tractate von Vervins gemäß, zurück zu stellen. Man müsse des Innern sehr gesichert seyn, ehe man von Außen Aenderungen von solcher Wichtigkeit unternehme; der Friede von Vervins, der hinsichtlich des Herzogs noch nicht vollzogen sei, gebe Anlaß, Alles von den vereinten Kräften Frankreichs, unter einem so großen Fürsten wie Heinrich IV. zu fürchten. Wolle man auf alle Fälle ausführen, wovon die Rede sei, so müsse man wenigstens damit bis zu einer andern Zeit warten; indessen könne man die Rückkehr der Calviner zur katholischen Kirche durch die nämlichen Mittel fördern, deren man bis dahin sich bedient habe, und Niemand habe das Recht dawider zu klagen; zwar käme man so nur langsamer, aber dafür auch sicherer zu dem Ziele, das man sich vorsetze.

Diese Meinung war der Ansicht des heiligen Franz von Sales geradezu entgegen gesetzt; es hatte also der Herzog ihm nicht sobald das Zeichen gegeben, zu sprechen, als er sich erhob, das Gegentheil zu verfechten und vorstellte:

Die festeste Stütze der Staaten sei Einförmigkeit des Glaubens. Eine Secte, wie die der Calviner,

welche alle Einzelnen zu höchsten Richtern darüber aufstellte, was sie Gott schuldig seien, wäre nicht sehr geeignet, Ehrfurcht und unverletzliche Treue gegen ihren Landesherrn einzuflößen. Es habe mit den Hugenotten nicht die nämliche Bewandtniß wie mit den andern Secten, die von Zeit zu Zeit in der Kirche sich erhoben hätten; die andern hätten meist nur einige speculative Glaubenspuncte angegriffen, und hätten die unerschütterlichen Grundvesten des Glaubens stehen gelassen; sie hätten weder die Sittenlehre noch die Gottesverehrung berührt, und wären hinsichtlich alles Uebrigen in einer ziemlich genauen Einförmigkeit verblieben; die Calviner hingegen, die weit dreister und vermessener gewesen wären, hätten beinahe nichts ganz gelassen; sie hätten an dem Glauben, an dem Gottesdienste, an der Sittenlehre, an der Zucht und an der Gewalt der Kirche auf gleiche Weise sich vergriffen; und hätten der Gewalt der Fürsten eben nicht besser geschont. Um davon sich zu überzeugen, dürfe man nur ins Auge fassen, was sie in Europa gethan hätten, seit ihre Secte daselbst festen Fuß gefaßt habe; sie hätten einen Theil der Niederlande dem Gehorsam des Königs von Spanien entrissen und eine Republik daraus gebildet; in Schottland hätten sie die königliche Gewalt beinahe gänzlich vernichtet; in England arbeiteten sie daran, das Nämliche zu thun; erst kürzlich hätten sie zu Nantes an den König von Frankreich Forderungen gestellt, die nichts weniger beabsichtigten, als eine Republik mitten im Königreiche zu errichten; und

doch ließe es sich voraussehen, daß er solche ihnen nicht abschlagen könne, ohne einen neuen Bürgerkrieg zu erwecken. Ja es sei nicht einmal nothwendig, so weit zu gehen; denn zu Genf hätten sie wider ihren rechtmäßigen Fürsten sich empört, hätten aus eigener Gewalt zu einer freien und unabhängigen Republik sich gestaltet; und noch sehe man im Chablais unglückselige Merkmahle ihrer Empörung. Hiernach begreife er nicht, wie man behaupten könne, es sei gefährlich, den Calvinismus aus den Staaten Seiner Königlichen Hoheit zu verbannen. Wäre irgend Gefahr in dem Entschlusse, der zu fassen sei, so bestände solche gänzlich darin, die Calviner in denselben zu dulden; ein katholischer Landesherr sei ihnen immer verdächtig; nicht enthalten könnten sie sich, ihn immer als ihrer Religion zuwider zu betrachten und für beständig geneigt zu halten, dieselbe zu zerstören; dies ewige Mißtrauen gebäre endlich Haß gegen den Fürsten, Einverständniß und geheime Ränke mit den Feinden und zuletzt Rebellion; diese aber wäre unter gegenwärtigen Umständen um so mehr zu fürchten, wenn der Herzog, nach den Schritten, die er bereits gethan, zurückwiche; denn in diesem Falle würden die Calviner nicht säumen, laut auszuschreien, er habe es nicht gewagt, die Dinge weiter zu treiben; er würde dann in der Provinz nur so viele Gewalt haben, als es ihnen beliebte; und wollte er einmal als Souverain handeln, so würde man ihn mit Genf und mit den Schweizern bedrohen. Man müsse ihnen Ein für alle Mal zeigen, sie hätten keine andere Zuflucht

als die Güte ihres Fürsten; man habe um so weniger Rücksicht für diese Verwendungen der Fremden, als sie zu sehr darauf pochten; und sie würden dadurch nicht nur nichts ausrichten, sondern derlei Verwendungen würden auch dahin führen, ihr Verderben zu beschleunigen.

Auch fügte er bei, der Tractat von Nion, aus dem man so viel Wesens mache, befestige den Calvinismus nicht im Chablais; er erlaubte nur Denjenigen, die zu denselben sich bekännten, drei Wortsdiener darin zu haben; und auch dies nur provisorisch und aus Toleranz; bis der Herzog von Savoyen andere Vorsehung in dieser Beziehung getroffen habe. Genf und die Schweizer wären nicht mächtig genug, den Herzog deswegen in seinen eigenen Staaten zu bekriegen; der König von Frankreich bedürfe Roms zu sehr, und schone auch dasselbe zu sehr, als daß er es duldete, daß seine Unterthanen die Waffen wider einen katholischen Fürsten und zwar in der einzigen Absicht ergriffen, die Wiederherstellung der Religion zu verhindern, deren Oberhaupt er sei; und über dies Alles läge souverainen Fürsten nichts mehr am Herzen, als einander gegenseitig in der Unabhängigkeit und in dem Rechte aufrecht zu erhalten, über ihre Unterthanen auf die Weise zu verfügen, die sie als die zweckmäßigste für das Wohl ihrer Staaten erkännten.

Diese Rede war wohl erwogen, und sie ergriff gleichsam den Herzog von Savoyen bei seiner schwachen Seite. Er war ein Fürst von sehr großem Ver-

20 *

dienste, aber höchst eifersüchtig auf seine Gewalt; und konnte es nicht dulden, daß man den mindesten Argwohn hegte, er könne solche nicht in ihrem ganzem Umfang ausüben. Daher war auch Niemand im Rathe, der nicht erachtete, Franz von Sales würde unfehlbar Alles durchsetzen, was er beabsichtige.

Doch dieser apostolische Mann, dessen Herz immer voll jener aufrichtigen Frömmigkeit war, die aus allen seinen Handlungen und aus allen seinen Reden hervorleuchtete, und der nur politische Gründe angeführt hatte, Denjenigen zu antworten, die vor ihm gesprochen hatten, wendete sich hierauf an den Herzog und sagte ihm mit vieler Ehrerbietung, ein christlicher Fürst sollte, wo es der Ehre Gottes gelte, der Vorsehung wenigstens Etwas anheimstellen; wenn Constantinus, Theodosius, und so viele andere Fürsten, welche die Abgötterei und die Häresie aus ihren Staaten verbannten, immer die Politik angehört hätten, so würden das Heidenthum und so viele Ketzereien, deren Namen nun kaum mehr bekannt sind, noch bis zu dieser Stunde in der Welt herrschen. Gott sei immer die Stütze der Throne, wenn die Fürsten, die darauf säßen, dahin wirkten, daß Er über ihre Unterthanen herrschte; und er zweifle nicht, daß Er den Eifer zu belohnen, den er bei der Wiederherstellung der Religion bezeigte, seine Staaten durch eine lange Folgenreihe von Segnungen und wohlthätigen Ereignissen beglücken werde.

Der Herzog, der den heiligen Mann mit großer Aufmerksamkeit angehört hatte, ward von der Wahrheit seiner Rede so innig überzeugt, daß er ihm auf der Stelle bewilligte, was er verlangte; er ließ sogar die Artikel sich überreichen, von welchen wir bei Gelegenheit der Unterhandlung zu Turin gesprochen haben; und befahl, sie sollten unverzüglich vollzogen werden. Diese Artikel forderten ausdrücklich: „Die Wortsdiener sollten die Staaten Savoyens meiden; die Hugenotten sollten ihrer Aemter und Würden sich begeben, und nur Katholiken sollten künftighin solche erhalten; es sollte eine genaue Untersuchung der Pfründen Statt finden, welche die Häretiker an sich gerissen, oder die andere Personen ohne Rechtsgrund und Charakter ungerechter Weise besässen hätten; damit dieselben zur Ausbesserung der Kirchen und zum Unterhalt der Seelensorger und katholischer Missionaire verwendet würden; man sollte unverzüglich ein Jesuiten-Collegium zu Thonon stiften; und es sollte weder im Chablais noch in den Landvogteien die öffentliche Ausübung einer andern als der katholischen Religion geduldet werden."

Da diese Artikel ein wenig zu stark schienen, um alle auf Einmal ausgeführt zu werden, erhoben sich große Streitigkeiten im Rathe; doch der Herzog, der sich erinnerte, was er dem Legaten verheißen hatte, und der bereits entschieden war, befahl, dieselben sollten unverzüglich vollzogen werden; und

ließ den Gesandten der Schweizer und den Abgeordneten von Genf diese Entschließung mittheilen.

Eine so gebieterische und so wenig erwartete Handlungsweise setzte sie zwar in großes Erstaunen, ohne sie jedoch aus der Fassung zu bringen. Sie kehrten zur Audienz zurück, und nachdem sie vergeblich die dringendsten Vorstellungen gemacht hatten, die Dinge in dem Stande zu erhalten, worin sie waren, beschränkten sie sich zuletzt auf den Tractat von Nion; und verlangten, es sollte den Calvinern wenigstens erlaubt seyn, drei Wortsdiener im Chablais zu haben. Allein der Herzog antwortete ihnen: es sei ihnen doch besser als jedem Andern bewußt, daß jene Anordnung nur provisorisch sei; indessen wollte er dennoch gern in dieselbe willigen, wofern auch sie gegenseitig einwilligen wollten, drei katholische Priester seiner Wahl in Bern aufzunehmen. — Dieser Wechselfall, gegen den sie jedoch nichts einwenden konnten, bedünkte sie härter als eine abschlägige Antwort; sie nahmen Abschied von dem Herzog, und reisten schon am folgenden Tage ab, da sie nicht Zeugen dessen seyn wollten, was nun im Chablais zum Nachtheil ihrer Partei geschehen sollte.

Tages darauf ließ der Herzog öffentlich kund und zu wissen thun, Alle, die zur sogenannten reformirten Religion gehörten, hätten sich auf dem Rathhause einzufinden. Er selbst auch begab sich dahin, von seinen Wachen umgeben und in Begleitung seines ganzen Hofes. Zugleich besetzte ein Theil des Regimentes Martinengo die Stadtthore und die

öffentlichen Plätze; der übrige Theil aber bildete doppelte Spaliere von der Wohnung des Herzogs bis zum Rathhause. Diese Vorkehrungen, die in der That etwas schreckend waren, versetzten, wie leicht zu erachten, die Calviner in Angst; und es war Niemand unter ihnen, der nicht fürchtete, der Herzog würde es aufs Aeußerste ankommen lassen, sie zu einer Religionsänderung zu nöthigen. Nicht minder auch als unter Denjenigen, die auf solche Art eingeschlossen waren, war auch die Angst und Verwirrung unter dem Volke.

Endlich gebot der Herzog Stille, und sagte ihnen: ob es auch gleich Anfangs nur bei ihm gestanden sei, den Weg der landesherrlichen Gewalt anzuwenden, um sie zur Rückkehr in die katholische Kirche zu nöthigen, so habe er dennoch nur den Weg der Sanftmuth einschlagen wollen. Man habe also seit vier Jahren nur Ermahnungen und Vorstellungen angewendet; und habe auch ihm kein Mittel vorgeschlagen, das nur irgend geeignet war, die härtesten Herzen zu gewinnen, das er nicht mit Freuden ergriffen habe, um sie dahin zu bewegen, daß sie selbst einen Entschluß faßten, der auf jede Weise ihnen zum größten Vortheil gereichte; ja er selbst habe sie sowohl öffentlich als ins besondere ermahnt; es sei auch dies nicht ohne Frucht gewesen; und er sehe mit Vergnügen, daß bei weitem der größte Theil aus ihnen sich wieder mit der katholischen Kirche vereint habe; aber er erkläre ihnen, er könne es nicht dulden, daß eine geringe Anzahl aufwieglerischer

Köpfe, taub zu der Stimme der Kirche, ihrer Mutter, und ihres Fürsten, eine unglückselige Ehre darein setzten, dem Beispiele der Uebrigen nicht zu folgen, und sich selbst in zeitliches und ewiges Verderben zu stürzen. Er betrachte diese Starrsinnigen als Feinde Gottes und als seine besondern Feinde; sie hätten Zeit genug gehabt, zu bedenken, was sie zu thun hätten; nun sei es Zeit, sich zu erklären. Diejenigen aus ihnen, welche beschlossen hätten, der Religion ihres Fürsten anzugehören, sollten zu seiner Rechten treten; die aber auf ihrem Starrsinne bestehen wollten, sollten zu seiner Linken übergehen.

Als nun der Herzog aufgehört hatte zu sprechen, da fingen die Katholiken, die zugegen waren, an, ihre Freunde zu ermahnen, sich nicht selbst durch einen unzeitigen Starrsinn, den sie am ersten bereuen würden, ins Verderben zu stürzen. Der heilige Franz von Sales, der ebenfalls zugegen war und wußte, was der Herzog zu thun beschlossen hatte, ließ es sich mehr als jeder Andere angelegen seyn, die Wichtigkeit der Wahl ihnen vorzustellen, die sie zu treffen hätten. Man kam und ging hin und wieder auf beiden Seiten. Endlich trat der größte Theil zur Rechten des Herzogs; indessen blieb dennoch ein ziemlich bedeutender Theil zu seiner Linken.

Da nahm der Herzog abermal das Wort, wendete sich zu Denjenigen, die zu seiner Rechten getreten waren, sagte ihnen, er betrachte sie von nun an als seine guten und getreuen Unterthanen, und sie dürften von seinem väterlichen Wohlwollen jede

Gnade erwarten. Hierauf aber wendete er sich zu Jenen, die zu seiner Linken geblieben waren, sah sie zornigen und unwilligen Blickes an und sprach zu ihnen: „Ihr Unglückseligen also waget es, in meiner Gegenwart euch als Feinde Gottes und meine Feinde zu erklären! Ihr sollt fernerhin weder Aemter noch Würden mehr haben, und für immer aus meinen Staaten verbannt seyn! Lieber will ich keine, als solche Unterthanen haben wie ihr, vor welchen ich immer auf meiner Hut seyn müßte!" Zugleich gab er seinen Wachen einen Wink; die sie hierauf aus seiner Gegenwart vertrieben.

Wie gerecht immer die Strenge des Herzogs nach so vielen, vergeblich angewendeten Mitteln der Sanftmuth und Freundlichkeit schien, ward dennoch der heilige Franz von Sales bis in Innerste davon ergriffen. Seine wundersame Sanftmuth konnte es nicht zulassen, diese Unglücklichen so schmählich aus der Gegenwart ihres Fürsten verwiesen, und in eine traurige Verbannung abgehen zu sehen, ohne den Herzog zu bitten, ihm noch diesen Tag zu schenken, zu ihrer Pflicht sie zurück zu führen. Er sagte ihm hierüber: er kenne die Calviner genugsam, um ihn versichern zu können, die Anhänglichkeit der Meisten an ihre Religion sei nicht so groß, daß sie um derselben willen einen gesicherten Unterhalt verlassen möchten, in der Hoffnung einen meist ungewissen und Andern immer lästigen Beistand zu finden. Alle seien im Chablais ansäßig; und wofern man ihnen nur ein wenig vernünftig zuredete, könnten sie sich nicht ent-

schließen, Hab' und Gut zu verlassen, um unter Leuten ihrer Religionspartei ohne Dach und Fach umher zu irren und Mangel an Allem zu leiden. Wenn er es also genehmige, so hoffe er, ehe noch der Tag zu Ende gehe, ihm guten Bericht von den meisten dieser Leute zu geben, die so große Festigkeit gezeigt hätten.

Der Herzog, der nur mit schwerem Herzen so große Strenge angewendet hatte, erlaubte ihm dies herzlich gern; und der apostolische Mann war noch vor dem Ende des Tages so glücklich, die Meisten dahin zu stimmen, daß sie den Absichten ihres Fürsten sich fügten. Nur eine sehr geringe Anzahl, die sich für standhafter hielten, als sie es in der That waren, verließen die Landschaft Chablais, um sich jenseits des See's nach Nion zu begeben.

Indessen ist es leichter, eine schnelle Marter zu erdulden, als an lange, ob auch minder strenge Leiden sich zu gewöhnen. Die, aus dem Chablais Verbannten, welche erwartet hatten, der Anblick ihres Elendes und ihre beständigen und dringenden Aufforderungen würden die Schweizer und Genfer bewegen, die Waffen zu ergreifen, um den Calvinismus abermal im Chablais einzuführen, hatten kaum wahrgenommen, daß man nichts weniger als gesonnen war, mit dem Herzog von Savoyen zu brechen, und daß sie anfingen, zur Last zu fallen, so schrieben sie, noch ehe der Herzog von Thonon abgereist war, an den sanftmüthigen Franz von Sales, ihn zu bitten, daß er ihre Rückkehr vermitteln möchte; was auch

der Heilige von dem Fürsten erhielt; die Verbannten kehrten zurück und wurden gut aufgenommen.

Da nun alle zu dem Bekenntnisse Eines Glaubens sich vereiniget hatten, war der Herzog nur mehr bedacht, die Dinge auf so festen Fuß zu stellen, daß man solche nicht leicht mehr abändern konnte. Dies zu erwirken, legte er überall gute Besatzungen ein, die Kundschafter der Genfer zu verhindern, irgend Aufruhr zu erwecken. Auch gab er Befehl, die Pfarrkirchen wieder aufzubauen; sorgte für den Unterhalt der Seelensorger und einer ziemlichen Anzahl guter Missionaire, die noch einige Jahre in der Provinz bleiben sollten; überdies wies er Gelder an, das Jesuiten-Collegium zu errichten, von welchem bereits die Rede war; kurz, er vergaß nichts aus Allem, was die Rückkehr der Häresie im Chablais und in den drei Landvogteien verhindern konnte.

Großes Lob aber verdient zumal das wohl geordnete Betragen, das dieser weise Fürst, so wie auch sein ganzer Hof, die sechs Wochen hindurch beobachtete, während welcher er zu Thonon sich aufhielt, und die großen Tugendbeispiele, die er daselbst gab. Da er überzeugt war, das Beispiel des Landesherrn überzeuge mehr als alles Uebrige, empfing er oftmals die heiligen Sacramente, und wohnte den Predigten und öffentlichen Gebeten mit seinem ganzen Hofe, so emsig und so sittsam und andächtig bei, daß selbst die Hartherzigsten gerührt wurden; auch spendete er so reichliche Almosen, daß die ganze Pro-

vinz noch lange nach seiner Abreise die Wohlthätigkeit derselben fühlte.

Ist die Staatsklugheit von der Frömmigkeit unterstützt, dann bringt sie Alles zu Stande; wir sahen dessen nun ein Beispiel in der friedlichen Wiederherstellung der katholischen Religion im Chablais. Diesem Beispiele werden noch viele andere folgen; wie wir aus dem Verlaufe dieser Geschichte ersehen können.

Bischöfliche Bibliothek • Passau •

07

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Marsollier, Jacques

Leben des heiligen Franz von Sales, Fürstbischofs von Genf, Stifters des geistlichen Ordens Mariä-Heimsuchung

Bd.: 1

Wien (1838)

Passau, Staatliche Bibliothek -- S BBP/07 NCH 3-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11339595-2